This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~EX 774 A.6~~
TNR 10151

pro

Friedrich von Hardenberg.

ER 994 A. 5

Friedrich von Hardenberg.

Lichtdruck von Römmler & Jonas in Dresden.

Friedrich von Hardenberg

(genannt Novalis).

—o—

Eine Nachlese

aus den Quellen des Familienarchivs

herausgegeben
von einem
Mitglied der Familie.

Zweite Auflage.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1883.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 JAN 1964
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort

zur ersten Auflage.

Als eine Nachlese führt die gegenwärtige Schrift sich ein. Die Biographie und Charakteristik des Dichters, welche L. Tieck zu seiner Zeit geliefert hat und welche die zumeist benutzte Quelle der Literarhistoriker geworden ist, darf im Allgemeinen als eine treue und zutreffende bezeichnet werden. Gleichwohl läßt dieselbe erhebliche Lücken offen, ja in mancher Beziehung sind die ausgesprochenen Ansichten schief und objektiv falsch. Es geht dieß aus Documenten und Briefen hervor, die sich theils im Familienarchiv, theils in anderweitigem Privatbesitz befunden haben. Das Säcularjahr der Geburt des Dichters hat die Veranlassung dazu gegeben, die Lücken zu ergänzen, die Irrthümer zu berichtigen. In erster Reihe war dieß das Interesse der Familie, welche die Ehre hat,

Novalis zu ihren Vorfahren zu zählen. Allein die romantiſche Schule, und dies hervorragende Mitglied derſelben inſonderheit, hat noch immer zahlreiche Freunde, denen durch neue Mittheilungen ſicherlich ein willkommen geheißener Dienſt geleiſtet wird. Es iſt dem Dichter im Monat Mai vorigen Jahres auf dem Friedhofe zu Weißenfels ein Denkmal geſetzt worden. Dieſem Denkmal von Stein will das gegenwärtige ſich anreihen. Es iſt der geſchickten Hand des Bildhauers gelungen, die Züge des leiblichen Angeſichts des Verklärten wohlgetroffen aus Marmor zu meißeln; möge es auch unſerm Verſuch nicht ganz mißlungen ſein, ein treues Lebens- und Charakterbild deſſelben zu entwerfen. Darauf iſt wenigſtens das Streben gerichtet geweſen.

Im Januar 1873.

Friedrich von Hardenberg's Geburtshaus.

Erſtes Kapitel.

„Man kann nur werden, inſofern man ſchon iſt.“ Novalis.

Wenn man das Leben eines Menſchen nicht nur in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſondern vielmehr in ſeiner inneren Entwickelung darſtellen will, ſo muß man die Familie, der er entſproſſen, den Ort, welcher ſeine erſte Kindheit geſehen, alſo gewiſſermaßen den Hintergrund des Bildes, wenigſtens in einigen Zügen zeichnen; denn Heimath und Familie prägen dem Einzelnen, ſowohl in den höheren wie niederen Ständen unverkennbar ihre Eigenthümlichkeiten ein.

Im Wipperthale, an den letzten Ausläufern des Harzes, liegt ein Dorf und ſeitwärts davon ein ehemaliges Kloſter, welche beide Ober-Wiederſtedt heißen. Das Kloſter wurde in dem Bauernkriege hart gefährdet und friſtete von da an nur mühſam ſeine Exiſtenz. Die letzten Bewohnerinnen deſſelben flüchteten in andere Aſyle, oder wandten ſich der evangeliſchen Kirche zu; das Kloſter ward ſäculariſirt und kam in die Hände der Grafen von Mansfeld.

Kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges

kam Wiederstedt als Pfand in den Besitz der Herren von Blankenburg und durch Heirath der einen Tochter in die Familie der Freiherren von Hardenberg; der Sohn des ersten Besitzers, Christoph Hildebrand von Hardenberg, fügte im Jahr 1683 dem alten Kloster einen neuen Anbau hinzu, und in diesem Hause ward fast 100 Jahre später Georg Friedrich Philipp von Hardenberg geboren.

Sein Vater, Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg, der vierte Sohn von Anton Gottlieb und der Katharine Sidonie von Heynitz, war den 9. Januar 1738 geboren und sein Vater starb 1752. Die wesentlichste Erziehung dieses seines jüngsten Sohns blieb also der Mutter überlassen, wenn auch ihr zweiter Sohn Friedrich Wilhelm ihr rathend zur Seite stand. Er brachte den Bruder nach Schulpforta; Erasmus studirte dann in Göttingen und erlernte mehrere Jahre den Bergbau praktisch in den Mansfelder Kupfer- und Silbergruben. Sein Oheim und Vormund, der Bruder seines Vaters, bewog ihn, das Bergwesen aufzugeben und in der Hofkanzlei zu Hannover als Auditor einzutreten. Dies Fach aber erschien seiner feurigen, lebhaften Natur zu trocken, zu reizlos, und so nahm er im vorletzten Jahre des siebenjährigen Krieges Dienste in der Hannöver'schen Legion. Seine Mutter hatte nach dem Tode des Vaters die Verwaltung von Wiederstedt selbst übernommen; da sie aber nicht viel davon verstand und, von eigenwilliger Gemüthsart, Niemand, am wenigsten Verwandte um Rath fragen mochte, so gerieth sie in die Hände eines Inspectors, Namens Reißner, der sie auf's Aeußerste betrog, so daß die Söhne Jahre lang keine Ein-

nahmen aus dem Gute erhielten. Der älteste Sohn zog von Wiederstedt fort, da ihm der Ort durch den Verdruß in diesen Verhältnissen verleidet wurde. Die beiden folgenden Brüder waren nicht in der Lage, sich um das Gut zu bekümmern, denn der eine war deutscher Herr und machte den Krieg als Adjutant des Erbprinzen von Braunschweig, der zweite als Lieutenant in Sachsen-Gothaschen Diensten mit. So geschah es, daß der Jüngste, Erasmus, gleich nachdem der Friede von Hubertsburg geschlossen war, um seinen Abschied in Hannover einkam und Wiederstedt zu bewirthschaften übernahm. Der Mutter gegenüber zeigten die Brüder eine großmüthige Pietät. Sie dankten ihr herzlich für alle Mühe, die sie durch die Ober-Vormundschaft gehabt, und verbrannten die Acten, die mehr als Einen Fehler und die unbegreifliche Verblendung der alten Frau, dem betrügerischen Inspector noch bis zuletzt Vertrauen zu zeigen, in sich bargen. Erasmus fand schwere Arbeit in Wiederstedt vor, theils die Lasten der Kriegsjahre, theils den Schaden, den die schlechte Verwaltung verursacht hatte, einigermaßen wieder gut zu machen.

Er war 26 Jahr alt, als er sich mit Friederike von Oldershausen aus Förste im Hannöver'schen verheirathete. Eine Schwester seines Vaters, Frau von Rheden von Hastenbeck, hatte ihm den Vorschlag gemacht, eine der beiden Oldershausischen Töchter zu heirathen. Als er dahin abreiste, sagte ihm die Tante: „Vetter, ich werde jetzt sehen, ob Er gescheidt ist!" und da er als Bräutigam zurückkehrte, fragte sie ihn: „Wie heißt die Braut?" „Friederike!" „Nun, Vetter, dann ist Er gescheidt ge-

weſen und hat die kluge, geiſtreiche der ſchönen vorgezogen!“ Er aber entgegnete lachend, er habe keine Wahl gehabt, denn die ſchöne Schweſter habe ihm bald zu verſtehen gegeben, daß ihr Herz nicht mehr frei ſei. Trotzdem war die Ehe eine ſehr glückliche, er liebte ſeine Gattin über Alles und die kluge Frau übte einen ſehr günſtigen, ſänftigenden Einfluß auf ſein lebhaftes, leidenſchaftliches Temperament; ihr Tod ward der Wendepunkt ſeines Lebens.

Im Frühjahr 1769 brachen in Wiederſtedt die Blattern aus. Hardenberg ging mit ſeiner jungen Frau, in deren Familie dieſe Krankheit ſchon mehrere Opfer gefordert, nach Greiz zu der ihnen befreundeten Familie des Grafen Reuß; kaum dort angekommen, erkrankte die junge Frau dennoch an den Blattern, und dieſelben machten in wenigen Tagen ihrem Leben ein Ende. Sie ſtarb am 22. Mai 1769.

Ihr Tod erſchütterte den jungen Mann auf's Tiefſte; er erſchien ihm zuerſt als eine Strafe von Oben über ſein weltliches, Gott entfremdetes Herz. Er ging nach Wiederſtedt zurück, wo jetzt die Blattern mit großer Heftigkeit wütheten; binnen kurzer Zeit ſtarben viele Perſonen in dem kleinen Dorfe, und faſt in jedem Hauſe lagen Kranke. Die Leute waren muthlos, keiner wollte mehr die Kranken pflegen, die Todten berühren. Da trat Hardenberg ins Mittel; er ſorgte für einen Arzt und Arzenei, legte ſelbſt mit ſeinem Diener die Todten in die Särge, pflegte die Kranken und ſorgte für leichte Nahrung, für friſche Luft; ſein Beiſpiel ermuthigte die Verzagten, ſo daß bald wieder ein beſſerer Zuſtand eintrat. Vielleicht war dieſe gewaltige

Anſpannung ſeiner Thatkraft von wohlthätigen Folgen für ſein Gemüth; die Geiſter der Trauer wichen, aber die lebhafte religiöſe Bewegung, welche der Tod der geliebten Frau hervorgerufen, blieb und ward nach und nach der Mittelpunkt ſeines Denkens. Wir laſſen ſeine eignen Bekenntniſſe folgen, die ungefähr um 1780—1790 niedergeſchrieben ſind: „Nach einem ſehr weltlichen Leben erwachte ich zuerſt 1769 durch eine ſehr heftige Erſchütterung beim Tode meiner Frau und empfand eine heftige Unruhe über den Zuſtand meines Herzens. Die fromme Erziehung meiner ſeligen Mutter hatte mir principia eingeflößt, welche mir ſchon in zarten Jahren ſtarke Eindrücke in meine Seele gemacht, und dieſe hatte mir der langmüthige Gott auch während meines Gehens in der Irre erhalten. Sie wachten nun wieder auf und machten mir vielen Kummer. Ich ſah den traurigen Tod meiner Frau als eine beſondere Strafe Gottes an und wünſchte ſehnlich, über die Frage belehrt zu ſein: ‚Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?‘ Mein erſter Gedanke war: ich will mich beſſern und durch einen ſtrengen Wandel das wieder gut machen, was ich in meiner Jugend verſäumt habe. Ich fühlte wohl, daß ich damit meine Schuld nicht abtragen könnte, und dieſe Ueberzeugung trieb mich zu dem einigen Grunde unſrer Hoffnung, zum Verdienſt Jeſu Chriſti. Auf dieſes ſetzte ich ein feſtes Vertrauen und meine einzige Zuflucht in meiner Sündennoth, und dieſer Troſt ward kräftig in meiner Seele. Allein ich verlor ihn oft, wenn ich durch vergebliche Bemühungen in meiner Beſſerung niedergeſchlagen wurde. So viel Mühe ich mir gab, ſo ſehr überzeugte mich meine

traurige Erfahrung, daß ich nur die groben Ausbrüche der Sünde vermied, aber der unglückliche Stoff blieb und ließ bei jeder Versuchung zur Sünde ihren Sieg befürchten. In der Zeit bekam ich die Schriften des englischen Methodistenpredigers Dodridge*) zu lesen, und der brachte mich von Neuem in das Selbstwirken. Ich folgte ganz seinem Plane und ergab mich Gott meinem Herrn auf recht solenne Weise durch ein schriftliches Bündniß**), welches ich alle Mal erneuerte, wenn ich zum heiligen Abendmahle ging. Allein eben so oft sah ich zu meinem Entsetzen, daß ich keinen Schritt weiter kam, sondern ich mußte mich immer mit dem innerlichen Hang zur Sünde quälen. Dies machte mir denn viele Zweifel, ob auch mein Glaube rechter Art sei, und ob ich mich mit Grund des Verdienstes meines

*) Phil. Dodridge, geb. 1702 als zwanzigstes Kind eines nonconformistischen Geistlichen und der Tochter eines deutsch-böhmischen nach der Schlacht am weißen Berg nach England ausgewanderten Theologen, Namens Baumann. Dodridge gab seine Schriften, darunter viele Predigten, zwischen 1730 und 1750 heraus, war von 1730 bis zu seinem zu Lissabon erfolgten Tode Prediger zu Northampton.

**) Die Sitte dieses Bündnisses stammt aber nicht zuerst von Dodridge, er hat sie vielleicht von seinem deutschen Großvater überkommen. Denn schon im 17. Jahrhundert in den Jahren 1671 bis 1704 kommt sie bei einem Hauslehrer auf dem Hardenberge vor. Er führt sie auf den berühmten Theologen Heinrich Müller zurück, der Professor und Prediger an der Hauptkirche zu Rostock war. Er sagt: „Dies Gelübde steht vorn in Mülleri Evangel. Herzensspiegel". Heinrich Müller (geb. 1632 zu Lübeck, gest. 1675) ist der Verfasser von vielen sehr bedeutenden theologischen Schriften, die zum Theil in unsrer Zeit neu aufgelegt sind; jedoch findet sich in diesen neuen Auflagen der Rath wegen des Gelübdes oder Bündnisses nicht, die Vorrede fehlt darin.

Heilandes getröſten dürfe. Daß unſer Glaube ohne Werke todt ſei, war mir ein fürchterlicher Satz, und weil ich dieſe Werke bei mir nicht fand, ſo war der daraus folgende Schluß traurig genug für mich. Schon zu der Zeit ward ich mit einem Freunde der Brüdergemeinde bekannt, dem ich hierüber meine Gedanken klagte, aber ſeine Antwort wollte mir damals noch nicht ſchmecken —."

Leider brechen an dieſer Stelle ſchon die Bekenntniſſe ab, wir müſſen ſie anderweitig ergänzen. Hardenbergs Mutter ſtammte aus Churſachſen. In ihrer väterlichen und mütterlichen Familie war eine herzliche Frömmigkeit zu Hauſe. Die letzten Ausläufer der Spenerſchen Richtung waren in beiden Häuſern, Heynitz und Lucovien, vertreten und hatten auf Hardenbergs erſte Kinderjahre gewirkt. Die Zinzendorfſchen Erweckungen fielen in ſeine Jugendzeit, und noch iſt Gellerts Einfluß zu ſpüren, der die Schriften von Doddridge lebhaft empfohlen hat. So ſehen wir alle dieſe frühen, bewußten und unbewußten Eindrücke, durch den Schmerz über den Tod der geliebten Frau erregt, in Hardenbergs chriſtlicher Entwickelung ſich geltend machen. Sein heftiger, leidenſchaftlicher Charakter, ſein feuriges Temperament haben die inneren Kämpfe bei ſeiner Bekehrung jedenfalls höchſt eigenthümlich verlaufen laſſen und es hat lange gedauert, bis eine größere Milde, Klarheit und innerer Friede in ſeinem Gemüth heimiſch wurden. Im Einzelnen geſchah es bei ihm wie bei Wesley und den engliſchen Methodiſten im Großen und Ganzen, die auch erſt durch Zinzendorf und die Herrnhuter zu einer milderen, evangeliſchen Auffaſſung gelangten.

In seinem äußeren Leben trat auch ein Wendepunkt ein, er lernte seine zweite Frau kennen.

Seine Mutter lebte zu der Zeit in Gera und hatte eine arme, junge Verwandte ins Haus genommen, um ihr im Haushalt zur Hand zu gehen. Aug. Bernhardine von Bölzig war früh verwaist. Die Schwestern ihrer Mutter hatten das arme Kind Jahre lang um ihr mütterliches Erbe verkürzt, so daß ihr nur durch Sammlung bei mitleidigen Freunden die kleine Ausstattung verschafft wurde, deren sie zum Antritt einer Freistelle in dem evangelischen Stift zu Altenburg zum Zweck ihrer Erziehung bedurfte.

Erasmus ward in Gera zum Besuch erwartet, und eine Bekannte seiner Mutter traf denselben Tag das junge Mädchen auf dem Vorsaal: „Nun Bernhardine, wenn Sie den jungen reichen Vetter fangen will, so setze Sie die abscheuliche Haube ab, die Sie da trägt", äußerte sie lachend zu dem Mädchen. Entrüstet, daß sie ihr eine solche Absicht zutraue, behielt sie die getadelte Mütze auf.

Bei Tisch sah der Vetter die junge Verwandte zuerst. Die Haube schien er nicht zu beachten; er fragte die Trägerin ganz freundlich: wie sie denn mit Vornamen heiße? Auf ihre Antwort: „Bernhardine", versicherte er: Das sei ein Name, bei dem einem Zeit und Weile lang würde, ob sie denn nicht noch einen Namen habe? Und als sie „Auguste" sagte, entgegnete er rasch: „Gut, dann nenne ich Sie Auguste". Sie fühlte sich sehr gekränkt, daß er ihren Namen änderte, aber sein bestimmtes Wesen hatte ihr doch einen tiefen Eindruck gemacht. Wenig Wochen später warb er um ihre Hand, am 1. Juli 1770 ward

die Hochzeit in Wiederstedt gefeiert, am Nachmittag dieses Tages ließ er in dem Garten daselbst eine Allee von jungen Linden pflanzen, die heute seinen Urenkeln Schatten geben.

Die Ehe war eine sehr glückliche, aber die schnelle Veränderung des Namens war charakteristisch gewesen. Der Wille des Mannes dominirte so vollständig, daß die Frau ihm gegenüber fast willenlos erscheint. In äußerlich sehr dürftiger Lage aufgewachsen, von Natur hingebend und liebevollen Gemüths, artete die Unterwürfigkeit gegen ihren Mann und die Liebe zu ihren Kindern in Willensschwäche aus, deren Nachtheile sich besonders in der Stellung zwischen Vater und Kindern fühlbar machten. Die Heftigkeit und Ungeduld des Erstern, verbunden mit seinen strengen Grundsätzen, machte ihn oft zu herbe gegen die Letzteren; die schüchterne Mutter suchte aus Furcht die Fehler der Kinder vor ihm zu verbergen und zu verschweigen, legte aber dadurch freilich den Grund zu dem später oft hervortretenden Mangel an Vertrauen der Söhne gegen den Vater; dabei war sie jedoch ein geistig fein organisirtes Wesen mit einem entschieden poetischen Talent. Aus dem Jahr 1784 folgt hier ein kurzer Abriß ihres Lebens von ihrer Hand:

„Den 5. Oktober 1749 erblickte ich zu Leipzig das Licht der Welt. Mein Vater war Karl von Bölzig, meine Mutter Erdmuthe Albertine v. d. Schulenburg. Meine lieben Eltern legten mir in der Taufe die Namen Auguste Bernhardine von Bölzig bei.

„Den 1. Juli 1770 im zwanzigsten Jahre meines Alters trat ich in die glücklichste, zufriedenste Verbindung mit meinem

beſten lieben Mann Erasmus von Hardenberg, er war 32 Jahr alt; in Wiederſtedt ward ſie vollzogen.

„Am 20. April 1771 zu Wiederſtedt ſchenkte uns Gott in unſrer glücklichen Ehe eine Tochter, welche in der heil. Taufe den Namen bekam: Caroline Sophie Sidonie Charlotte.

„Den 2. Mai 1772 zu Wiederſtedt machte uns Eltern Gott die Freude und ſchenkte uns einen Sohn, welcher in der heil. Taufe den Namen bekam: Georg Friedrich Philipp.

„Den 9. Auguſt 1774 ſegnete Gott unſre Ehe wieder mit einem Sohne, und als er durch die Taufe in den Bund mit Gott aufgenommen, bekam er den Namen: Chriſtian Anton Wilhelm Erasmus.

„Den 13. März 1776 erfreute uns Gott zu Wiederſtedt wieder mit einem Sohne, welchen wir dem Herrn in der heil. Taufe zum ewigen Eigenthum gaben und wo er den Namen bekam: Gottlob Albrecht Karl.

„Den 16. Mai 1779 zu Gera im Voigtlande gab uns Gott eine Tochter, welche wir, als ein neues Pfand ſeiner Liebe und Gnade, aus ſeinen Händen mit herzlicher Dankbarkeit annahmen; ſie bekam in der heil. Taufe den Namen: Auguſte Sidonie.

„Den 28. Juli 1781 zu Schlöben gab uns Gott einen Sohn; möchte doch dies Kind ganz vor dem Herrn gedeih'n, wachſen und blühen zu ſeiner Ehre bis ins ewige Leben. In der heil. Taufe bekam er den Namen: Georg Anton.“ (Von elf Kindern war dies der Einzige, der die Mutter überlebt hat.)

„Den 1. April 1783 zu Schlöben erfreute uns Gott mit einer Tochter, welche zu früh und sehr schwach zur Welt kam, so daß wir sehr um ihr Leben bangten; jedoch die Gnade des Herrn, die in den Schwachen mächtig ist, hat sie uns bis jetzt erhalten. Möchte sie doch dereinst, als ein Wunder der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn, nur dem leben und sterben, der für sie gestorben und auferstanden ist. In der heil. Taufe erhielt sie den Namen: Auguste Benigna Elisabeth.

„Schreib ihre Namen, Herr Jesu, auf's Beste
Ins Buch des Lebens ein!
Und binde ihre Seelen fein feste
Ins schöne Bündelein
Der'r, die theils hier noch grünen,
Theils vor Dir leben frei.
So will ich von Dir rühmen,
Daß Dein Herz treue sei!"

Friedrich war ein zartes Kind; in seinen ersten Jahren schwächlich, ohne doch eigentlich krank zu sein; er war träumerisch, still und ward im Lernen sowohl von der Schwester Caroline, wie von dem jüngern Bruder Erasmus übertroffen. In Folge dessen hielt ihn der Vater für unbegabt; die Mutter aber hing mit besondrer Liebe an ihm, die der Sohn mit der innigsten Zärtlichkeit vergalt. Aus dieser Zeit sind mehrere Gedichte der Mutter vorhanden, in denen sie als liebevoller Advocat des Kindes auftritt; in einem derselben, was zum Geburtstag des Vaters gedichtet ist, ungefähr 1779 oder 1780, spricht sie ein Vor-

ahnen ſeines Dichterberufs deutlich aus. Natürlich aber muß man die damalige ſteife und ungelenke Art zu dichten, und ihre Gedanken einzukleiden, abrechnen.

Der kleine Fritz an ſeinen Papa.

„Papa, haſt Du denn auch als Knabe,
Haſt Du auch ſonſt
Das Glück gehabt, das ich ſchon habe,
Der Mädchen Gunſt?
Papa, Dir kann ich es wohl ſagen:
Mir Glücklichem
Ließ ſich nur noch vor wenig Tagen
Ein Mädchen ſehn.
Von jenen vielen Bildern allen,
Die Du mir giebſt,
Hat mir noch keins ſo wohlgefallen,
So allerliebſt.
Mein Mädchen trägt nicht bunte Kleider
Und iſt doch ſchön,
Jung wie ich ſelbſt, unſchuldig, heiter,
Zum Malen ſchön.
Ohn' alles Gold und Edelſteine
Und ſtolze Pracht,
Hat die Natur ſelbſt dieſe Kleine
So ſchön gemacht.
‚Ich bin die Eine von den Muſen',
So ſagte ſie,
‚Die in der Kinder jungem Buſen
Zuerſt ganz früh
Den Trieb zur Wiſſenſchaft entzündet;
Durch mich allein
Reimt ſchon der Knabe, denkt, empfindet,
Und dichtet fein.

Auch iſt mit mir und meinen Schweſtern
Der Unterſchied:
Sie können dichten, lügen, läſtern;
Allein mein Lied
Iſt lauter Wahrheit, Treu' und Tugend
Und Zärtlichkeit,
Unſchuldig, eine ew'ge Jugend
Und Heiterkeit.'
Papa, ſie will gern bei mir bleiben,
Erlaub es ihr!
Dies Mädchen kann die Zeit vertreiben,
Sie ſpielt mit mir.
Wir wollen mit einander ſingen
Und fröhlich ſein;
Ihr Lied iſt Wahrheit, was wir ſingen,
Trifft Alles ein:
Daß dieſer Tag noch oft wie heute
Zurückekehrt
Und daß Dein Herz viel Ruhm und Freude
An mir erfährt."

Das alte Haus in Wiederſtedt war aber ebenſowohl geeignet, Träumereien zu befördern, wie auch als Tummelplatz fröhlicher Kinder zu dienen. Wie ſchön ſpielte es ſich in dem dämmerigen großen Hausflur, in den langen Gängen, auf der ſteinernen Wendeltreppe mit den kleinen runden Fenſterſcheiben, durch welche das Licht ſo ſeltſam gebrochen hereinfiel, und welche vom Thurm herab durch die kleine verborgene Thür in den engen Hof geleitete, wo eine Menge alter hochſtämmiger Fliederbäume im Frühling ſo köſtlich blühten. Dann das eigentliche alte Kloſter, freilich jetzt in eine Scheune verwandelt, mit den ſchönen

Fensterbogen, von Weinranken umzogen, und Haus und Hof belebt von den Spukgeschichten, die die alte Kinderfrau so schön zu erzählen wußte! Fürwahr, es war eine fröhliche Kinderzeit, ein glückliches Leben; und das war ganz der Ort, auf die Phantasie des Knaben einzuwirken; während er auf der andern Seite im Verkehr mit den Dorfbewohnern, welche zum größten Theil Bergleute waren, früh in ein ernstes, mühsames und gefahrvolles Leben blickte.

Die Eltern lebten in Wiederstedt ganz zurückgezogen von allem geselligen Verkehr, da Hardenberg das Leben in der Welt, die Geselligkeit, dem Christen unziemlich und gefährlich achtete. Anfangs suchte die Frau ihn zu bestimmen, ihr wenigstens einen kleinen nachbarlichen Verkehr zu gestatten — ihr feines weibliches Gefühl ließ sie ahnen, daß es später für ihre Kinder sehr nachtheilig sein würde, wenn sie ganz ohne Beziehungen zu ihres Gleichen aufwachsen sollten —; aber da es der Mann verweigerte, so fügte sie sich auch hier seinem Willen. Allein es kamen doch oft Verwandte auf längere oder kürzere Zeit zum Besuch nach Wiederstedt, und besonders waren es zwei Männer, die so auf die Erziehung der Kinder einen Einfluß gewannen. Der Erste war der Stiefbruder der Frau von Hardenberg, Hauptmann von Bölzig. Er hatte als preußischer Offizier den siebenjährigen Krieg mitgemacht, war Invalide geworden und stand bei einer Invalidencompagnie in Schlesien, später in Bielefeld. Er beschäftigte sich auf's liebevollste und eingehendste mit den Kindern der Schwester. In seinen begeisterten Schilderungen von dem

großen Könige und seinen Helden, von den Schlachten, die er selber mitgefochten, trat zum ersten Male die Weltgeschichte in voller, selbsterlebter Wirklichkeit an die beiden Knaben heran; ein Hauch der kraftvollen preußischen Vaterlandsliebe, aus der sich nach einem Jahrhundert das deutsche Nationalbewußtsein wieder entwickelt hat, berührte ihre jungen Seelen und weckte Gedanken in ihnen, die sich noch später verfolgen lassen. Und auch die Saite, die Friedrich II. in dem Bewußtsein seines Volkes angeschlagen, volle Freiheit in Religionsangelegenheiten, klang in den Schilderungen des Oheims Bölzig hell hindurch, denn er verabscheute jeden Zwang in religiöser Hinsicht, und noch in spätern Jahren schreibt er einmal an den Schwager und zieht eine Parallele, wie viel mehr wahre Gottesfurcht und Sittlichkeit unter dem freien Regiment Friedrich's d. Gr. geherrscht habe, als zu den Zeiten des Wöllner'schen Edikts.

Der Zweite, der auf die Erziehung der Kinder von großem Einfluß war, weil er auf den Vater einwirkte und von diesem selbst wie ein Vater verehrt und geliebt wurde, war Hardenberg's älterer Bruder, Friedrich Wilhelm von Hardenberg, deutscher Herr und Landcomthur zu Lucklum im Braunschweigischen. Er war bedeutend älter als Erasmus, und als ihr Vater starb, hatte der ältere Bruder sich mit treuer Liebe des jüngeren angenommen und wesentlichen Einfluß auf seine spätere Erziehung gehabt. So kam es, daß er für Hardenberg stets nicht blos der Bruder, sondern auch eine bedeutende Autorität war. Sein ehrenfester, edler Charakter, seine hohe Bildung machten

ihn auch ganz hierzu geeignet. Dabei vereinigten gleiche religiöse und politische Ansichten die beiden Brüder, mit dem einzigen Unterschied, daß der Comthur nicht die Neigung zum Sectenwesen theilte, die bei Erasmus entschieden vorhanden ist. Auch der Comthur hatte, wie schon erwähnt, als Adjutant des Erbprinzen von Braunschweig den siebenjährigen Krieg mitgemacht.

So war Friedrich in sein neuntes Jahr getreten; aber trotz aller Mühe, die man sich gab, der Entwickelung seines Geistes zu Hülfe zu kommen, blieb er doch derselbe anscheinend unbegabte Knabe, der nichts lernen konnte oder wollte. Da erkrankte er schwer an der Ruhr. Die Folgen der Krankheit fesselten ihn mehrere Monate an Zimmer und Bett; als aber endlich alles überstanden war, verließ ein ganz neuer Mensch die Krankenstube. Nicht nur sein Körper hatte sich entwickelt: sein Geist schien wie aus einem Schlafe erwacht zu sein; er zeigte sich plötzlich als ein munteres, thätiges, geistreiches Kind. Mit früher ungeahnter Lust fing er zu lernen an, und nach einem Jahre hatte er sowohl die Schwester Caroline wie auch den Bruder Erasmus überholt.

Der Vater hatte nun innige Freude an dem Sohn, er nahm ihn von jetzt an oft auf seine Reisen mit, so auch auf eine Tour nach Niedersachsen zu dem Comthur nach Lucklum und den anderen Hannöver'schen Verwandten. In dieser Zeit 1781 war der spätere Kirchenrath Christian Schmidt als Begleiter engagirt. Dieser nennt Friedrich damals „einen aufgeweckten, selbstthätigen, originellen, geistvollen Knaben", — ein Beweis, wie schnell seit der Krank-

heit seine geistige Entwickelung fortgeschritten war; denn auf dieser Reise hatte er soeben erst sein neuntes Jahr vollendet. Auch der Comthur bemerkte mit Freuden die Veränderung in dem Neffen, auf den er von da an die stolzesten Hoffnungen setzte und der lange Jahre sein Liebling war.

Friedrich lernte von dieser Zeit an mit großem Eifer und Fleiß; in seinen Freistunden las er am liebsten Gedichte. Besonders aber liebte er Mährchen; er übte sich, sie zu erfinden und sie seinen Brüdern zu ihrem höchsten Ergötzen zu erzählen.

Mit dem Jahr 1783 trat ein Ereigniß ein, welches das schöne Leben im Hause zwar nicht ganz zerstörte, aber doch den ungünstigsten Einfluß auf dasselbe ausübte. Frau von Hardenberg erkrankte schwer an den Folgen einer zu frühzeitigen Niederkunft. Zwar schwand die Lebensgefahr nach einigen Wochen, aber es blieb eine Art Hypochondrie zurück, die zeitweise in Schwermuth auszuarten drohte und, verbunden mit körperlicher Hinfälligkeit, die sonst so kräftige, lebensfrische Frau für mehrere Jahre unfähig machte, sich um ihren Haushalt zu bekümmern. Es traten Monate ein, wo sie entweder in völliger Theilnahmlosigkeit verharrte oder durch alles aufs Aeußerste erregt und geängstigt wurde. Mann und Kinder trugen natürlich schwer an diesem Leid; Caroline, die älteste Tochter, ein Mädchen von 14 Jahren, trat in die entstandene Lücke und führte unter Aufsicht des Vaters den großen Haushalt mit einer weit über ihre Jahre gehenden Treue und Hingebung. Aber natürlich konnte sie dem Vater nicht die Gattin, den

heranwachsenden Knaben nicht die Mutter ersetzen. Dazu raubte das fortwährende Kränkeln der Mutter dem Familienleben seinen schönsten Reiz, Heiterkeit und harmlose Fröhlichkeit, und drückte demselben den Charakter der Unbehaglichkeit auf.

Zwischen dem Vater und Caroline bildete sich in dieser Zeit ein schönes vertrauendes Verhältniß aus. Die Tochter theilte vollständig die religiösen Anschauungen des Vaters, während sich jetzt zuerst ein Auseinandergehen mit Friedrich zeigt. Ein Freund der Familie, der Kreisamtmann Just, sagt hierüber in dem kurzen Lebensabriß, den er von dem Dichter entworfen: „Seine Eltern waren nach Sinn und Meinung Freunde der Brüdergemeinde und fühlten sich dabei gut und glücklich. War es ihnen zu verdenken, daß sie dieses Gut auch auf ihre Kinder vererben wollten? Mit der ältesten Tochter ward ihr Wunsch erfüllt, nicht so damals mit dem ältesten Sohne. Er sollte von dem Prediger zu Neudietendorf in der christlichen Religionslehre unterrichtet werden. Sein kindlicher Sinn, sein christliches, auch wohl frommes Gefühl hätte dabei seine Rechnung gefunden. Aber sein nun erwachter, hoch emporstrebender, nach Selbstständigkeit und Wissenschaft ringender Geist, wie konnte er sich in die engen Grenzen beschränken lassen, die hier der Glaube dem Forschen und Wissen setzt?“

Hier aber trat nun der Oheim vermittelnd ein und nahm die geistige Selbstständigkeit des Sohnes dem Vater gegenüber in Schutz. Er ließ Friedrich auf längere Zeit zu sich nach Lucklum kommen, und dieser Aufenthalt hat bedeutend auf seine geistige Entwicklung gewirkt. Der

Comthur besaß eine ausgezeichnete Bibliothek, die Friedrich, so jung er war, nicht unbenutzt ließ; er stand mit vielen bedeutenden Männern in nahem Verkehr; seine Stellung als Landcomthur nöthigte ihn, seinem Hauswesen einen großartigen Stempel aufzuprägen, was durch seine angeborene Gastfreiheit noch unterstützt wurde. Seine gewissenhafte Sorgfalt für den Neffen ließ ihn aber bald andre Uebelstände erkennen, die demselben bei seiner großen Jugend noch gefährlicher hätten werden können, als die Differenz mit dem Vater. So sandte er ihn denn nach Jahresfrist nach Wiederstedt zurück. Er schreibt später an den Bruder: „Es ist mir lieb, daß sich Fritz wieder findet und in's Gleis kömmt, aus welchem ich ihn gewiß nicht wieder herausnehmen will. Mein Haus ist für seinen jungen Kopf zu hoch gespannt, er wird zu sehr verwöhnt, und ich sehe zu viele fremde Leute und kann nicht verhindern, daß an meinem Tische viel gesprochen wird, was ihm nicht dienlich und heilsam ist.“

In den Jahren 1785 und 1786 fanden lebhafte Verhandlungen von Seiten des Landtags-Ausschusses zu Dresden mit Hardenberg durch den Grafen Schulenburg von Klosterode statt, der ihn gern für ein ständisches Amt gewonnen hätte. Er schlug es aus, weil die Nähe des Hofes und die katholische Geistlichkeit in Dresden, die sehr eifrig im Proselytenmachen war, ihn moralische Gefahren für seine Söhne befürchten ließ. Denn in jener Zeit trat ein scharfes Mißtrauen zwischen dem evangelischen Lande und dem katholischen Hofe unverkennbar hervor. Ein geistreicher sächsischer Edelmann charakterisirte die Folgen des

Uebertritts der Fürſtenfamilie und die Beziehungen, die die polniſche Königskrone für Sachſen geſchaffen, dahin: „daß die adligen Familien, die ſich dem Hof anſchloſſen und eine Rolle ſpielten, durch den Verkehr mit Polen, Italienern und Franzoſen, von denen es in Dresden wimmelte, ſchlecht und frivol wurden, während der Landadel, der ſich auf ſeine Güter zurückzog, zu verbauern anfing". Wegen der Erziehung der Söhne erſchien Hardenberg der Aufenthalt in einer Stadt wünſchenswerth und ſo trat er 1787 in ſächſiſche Dienſte als Salinendirector der drei Salinen Artern, Kösen und Dürrenberg, kaufte ein Haus mit Garten in Weißenfels und ſiedelte dorthin über, da er von da ſowohl die Salinen wie auch ſeine beiden Güter leicht erreichen und verwalten konnte.

Durch ſein Amt kam er hier wieder mehr in Verkehr mit Andern, ſowie auch durch ſeine ſchon erwähnten Beziehungen zu der Brüdergemeinde, die er ſeit einigen Jahren gepflegt hatte, obwohl er nie wirkliches Mitglied der Gemeinde geworden, ſondern immer in dem Verhältniß „der Freunde" geblieben iſt. Allein trotzdem war er weit entfernt, einen eigentlichen geſelligen Verkehr für ſeine Familie anzuknüpfen; er glaubte auch jetzt noch, ein ſolcher zieme einem Chriſten nicht. Als ſpäter ſeine Frau wieder ganz geſund war, änderte dies nichts an dem ganz ſtillen, abgeſchloſſenen Leben; die Töchter waren noch faſt Kinder, die einzige erwachſene Caroline theilte die ſtrengen Anſichten des Vaters; ſo ſuchten ſich die Söhne ihren Umgang allein, und das war inſofern wenig günſtig, als davon ein ſtetes, faſt unwillkührlich eintretendes Verbergen ihrer jugendlichen Vergnügungen vor dem Vater die Folge war.

Friedrich ſollte nun bald die Univerſität beziehen; um ihn hierzu genügend vorzubereiten, ließ ihn der Vater noch eine Zeit lang das Gymnaſium zu Eisleben beſuchen, das damals unter der Leitung des als Pädagogen bekannten Rectors Jani ſtand. „Novalis *) war den 17. Juni 1790 ſogleich in der Prima des Eisleber Gymnaſiums aufgenommen. Bis 1845, wo die Prima zur Aula umgewandelt ward, ſtand ſein Name eingegraben in der eichenen Tafel der genannten Klaſſe. Er wurde unter die beſondre Aufſicht Jani's geſtellt und wohnte wahrſcheinlich in ſeinem Hauſe. Der Lectionsplan von 1790 iſt noch vorhanden, ſo daß wir nachweiſen können, in welchen Gegenſtänden Friedrich Unterricht empfing. Die Primaner hatten wöchentlich 35 Lectionen, wovon drei dem Griechiſchen und elf dem Latein gehörten; außerdem wurden manche Lectionen lateiniſch gehalten, bei denen man ſpäter billig die deutſche Sprache wieder eingeführt hat. Geleſen wurden damals nebeneinander: Cicero de oratore, Livius und Tacitus, wöchentlich in zwei Stunden; Cicero de officiis, Sallust; ferner Virgil, Aeneis und Horaz eine Stunde; Ovid und Seneca, abwechſelnd eine Stunde; Griechiſch las man: Xenoph., Cyrop., Demosth., ad o. Septimen, Homer und Pindar, je eine Stunde wöchentlich. Mit dieſer Art Lectüre zu leiten ſtand aber Jani nicht allein, anderwärts geſchah es ebenſo. — Nach der Ausgabe, welche Jani vom Horaz veran-

*) Die folgenden Notizen ſind wörtlich einer Vorleſung entnommen, welche Profeſſor Dr. Schmalfeld 1867 im Alterthums-Verein zu Eisleben gehalten.

ſtaltete, dürfen wir auf die Art ſeiner Behandlung dieſes Dichters in der Klaſſe ſchließen, daß er, obgleich nur eine Stunde in der Woche geleſen, doch Bedeutendes bei den Schülern erreichte. — Um Jani's willen war zu jener Zeit ein großer Andrang zu der Schule in Eisleben. Selbſt Engländer fanden ſich ein. Er wirkte ſehr anregend, ja begeiſternd. Dieſe Eigenſchaft führte vorzugsweiſe das Privatſtudium der Schüler herbei, der Stundenplan ſagt davon kein Wort; daß daſſelbe aber ſtattfand, macht die Tradition gewiß. — Als Jani ſtarb, ging Novalis mit noch 19 andern Schülern zur Univerſität ab. Damals fand noch kein Abiturienten-Examen ſtatt, das Zeugniß des Rectors, des Inſpectors genügte zur Aufnahme auf den Univerſitäten."

Friedrich erinnerte ſich ſtets mit großer Freude an dieſe Zeit in Eisleben; außer Jani, an dem er mit dankbarer Verehrung hing, bewahrte er einem andern Manne daſelbſt, deſſen Andenken noch jetzt in der kleinen Stadt nicht ganz erloſchen iſt, eine lebhafte Erinnerung, — dem Amtmann Büttner, einem juriſtiſch und humaniſtiſch fein gebildeten, jovialen Mann. Ein Brief an denſelben von Friedrich aus der erſten Zeit in Jena beweiſt es. Er iſt ohne Datum.

„Nie war ich auf etwas ſtolzer, nichts wünſchte ich in den heißeſten Stunden der Begeiſterung mehr, als die Freundſchaft edler, geiſtreicher Männer. An ihnen hing ich mit vollem Enthuſiasmus, ſie waren meine Ideale, ſie zu erreichen der ſtolzeſte Wunſch meiner Seele. Schon eine Schrift eines ſolchen Mannes konnte mir die feurigſte Liebe einflößen, ſeine perſönliche Bekanntſchaft ſtellte ich

mir als das höchste Glück hienieden vor. — Ihre Bekanntschaft, bester Herr Amtmann, realisirte meine Ideen, und währte sie gleich nur kurz, so war sie doch hinreichend, um sich mit unauslöschlichen Zügen in meine Seele zu graben. Ihre herzliche Theilnahme an jugendlichen Freuden des Menschenlebens, Ihre horazische Bonhommie, Ihr Entferntsein von stolzer Zurückhaltung bezauberten mich, auch ohne den deutschen Geist, der jedes Wort von Ihnen charakterisirte und Ihnen gleich Zutrauen und Hochachtung gewann.

„Nehmen Sie dies Alles für innigen Erguß meiner Empfindung, die mich überwältigt.

„Aeußerst ungern verließ ich Eisleben und schied zugleich aus unsrer persönlichen, so eben erst erblühenden Freundschaft und nur die Hoffnung, sie einst mit mehr realen Ansprüchen von meiner Seite erneuern zu dürfen, erheitert mich, und daß Sie mir die Erlaubniß gaben, Ihnen zu schreiben, berührte die Saite meines freudigsten Wunsches."

Hardenberg bezog 1790 die Universität Jena, um Jura zu studiren. In jener Zeit blühte hier ein frisches, geistiges Leben, dem sich der empfängliche Jüngling mit voller Seele hingab. Durch Reinhold und Schmidt wurde seine Neigung zur Philosophie geweckt, sie übte eine unwiderstehliche Gewalt auf seinen lebhaften Geist; auf seine ästhetischen Anlagen aber wirkten die Vorlesungen, sowie die persönliche Bekanntschaft Schillers mit wahrhaft elektrischer Kraft, und weckten bisher schlummernde Gaben.

Aus dieser Zeit stammen auch einige der wenigen Briefe von Friedrich an seine Mutter, die überhaupt erhalten sind.

Friedrich an seine Mutter.

„Jena, den 9. August 1791.

„Wie viel bin ich Dir nicht schuldig, wie viel thatest, littest Du nicht für mich. Jede Handlung meines Lebens sollte Dir danken, und doch wie schwach sind wir, wie oft reißt uns eine blendende, jugendliche Täuschung fern von dem Wege der Pflicht und nur die Thränen der zärtlichen Mutter folgen uns. — Ja, Geduld muß das Loos jeder Mutter sein, denn ohne dieselbe, was würde aus uns, die der geringste Windstoß in ihren Grundsätzen erschüttert und wankend macht? — Wer mit menschlichem Gefühl bestände nicht freudig selbst den schwersten Kampf, den Kampf mit sich selbst, wenn sie ihm winkt, die ihm auf Erden alles ist, die Zuflucht in Bedrängnissen, die einzige Seele oft, die ihm ohne Interesse sich selbst aufopfert.“

Friedrich an seine Mutter.

„Jena 1791, ohne Datum.

„Ich weiß, daß Du es so gern siehst, wenn ich an Dich schreibe, ob ich Dich gleich versichere, daß auch sonst die Erinnerung an Dich mir die glücklichsten Stunden macht, wenn meine Phantasie schwelgt und Dein Bild mir lebendig vorschwebt, wenn alle die schönen Scenen der Vergangenheit und Zukunft, die ich mit Dir erlebte und erleben werde, vor mir stehen und jeder Zug in ihnen belebt ist, wenn gar der Schleier der Zukunft sich hebt und ich Dich als Schöpferin aller jener kühnen Entwürfe sehe, die eine allzu kühne Zuversicht in meine Kräfte wagt; denn

wem danken alle Männer beinahe, die etwas Großes für die Menschheit wagten, ihre Kräfte? Keinem als ihren Müttern! Du trugst beinahe alles zur Entwicklung meiner Kräfte bei, und Alles, was ich einst Gutes thue und wage, ist Dein Werk und der schönste Dank, den ich Dir bringen kann."

In Jena trat bei Friedrich die Jurisprudenz völlig in den Hintergrund; dies blieb von Vater und Oheim nicht unbemerkt. Letzterer hatte den Wunsch, den Neffen zum Staatsmann auszubilden; daher waren ihm die litterarischen Passionen desselben unangenehm.

Da Michaelis 1791 der zweite Bruder Erasmus von Pforta zur Universität abgehen sollte, so beschloß man, beide Brüder zusammen nach Leipzig zu schicken. Mit welchen Entschlüssen Friedrich dorthin ging, zeigt nachstehender Brief, welchen er an Reinhold gerichtet hat.

„Ich werde in drei Wochen nach Leipzig abgehen und dort nach einer gänzlich veränderten Weise zu leben anfangen. Jurisprudenz, Mathematik und Philosophie sollen die drei Wissenschaften sein, denen ich diesen Winter mich mit Leib und Seele ergeben will und im strengsten Sinne ergebe. Ich muß mehr Festigkeit, mehr Bestimmtheit, mehr Plan, mehr Zweck mir zu erringen suchen, und dies kann ich am leichtesten durch ein strenges Studium dieser Wissenschaften erlangen. Seelenfasten in Absicht der schönen Wissenschaften und gewissenhafte Enthaltsamkeit von allem Zweckwidrigen habe ich mir zum strengsten Gesetz gemacht. ‚Lerne dich selbst erkennen!' soll mein memento mori sein,

und ‚Lebe verborgen!‘ der Wahlspruch meines praktischen Lebens. Schiller zeigte mir höhere, reizendere Zwecke in dem Studium dieser ernsteren Wissenschaften, für die jeder nur einigermaßen an Kopf und Herz gesunde und unverdorbene Mensch sich feurig und lebhaft interessiren muß. Er lehrte mich, dem Wink meines Schicksals lauschen und ihm gehorsam sein. Er zeigte mir, daß man könne, was man solle, und daß wahre Größe des Geistes und echte sittliche Schönheit des Charakters mit eingeschränkten Zwecken, wenn man zu Höherem Beruf hätte, unverträglich sei! Ich brauche mich auch deswegen nicht an Kopf und Herz von meiner Brodwissenschaft verkümmern zu lassen; Musen und Grazien können immer die vertrauten und nützlichen Gespielen meiner Nebenstunden bleiben, Lieblingen derselben immer wärmer mein Herz entgegenschlagen. Ihre Werke werden immer einen unaussprechlichen, Sinn und Geist hinreißenden, über Alles erhabenen Zauber für mich behalten.“

Erasmus, mit welchem Friedrich nun nach Leipzig zog, hatte von Jugend auf eine zarte, schwankende Gesundheit; er war eine feurige, sinnliche Natur, an Verstand und Witz dem Bruder nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen; dabei hatte er ein warmes und liebevolles Herz. Beide Brüder verband von Jugend auf die zärtlichste Liebe, die Studentenzeit in Leipzig zog dieses Band noch inniger und fester zusammen.

Beide genossen das akademische Leben und die fröhliche Studentenfreiheit mit vollen Zügen. In Leipzig traten sie in eine größere Geselligkeit. Hardenberg's Persönlichkeit

entwickelte ſich hier ſchnell; unbewußt und ohne daß er es wollte, ſpielte er eine glänzende Rolle in der beſſern Geſellſchaft. Hier faßte er zum erſten Male eine leidenſchaftliche Neigung für ein junges Mädchen, die jedoch nicht erwidert wurde. Dieſes Ereigniß und der eben damals ausbrechende franzöſiſche Krieg bewirkte eine plötzliche Unterbrechung ſeiner Studien: eine lebhafte Kriegsluſt bemächtigte ſich ſeiner; aber obgleich jugendliche Uebereilung und Unbeſonnenheit mit im Spiele war, ſo iſt doch der Brief, den er hierüber an ſeinen Vater ſchreibt, merkwürdig, da er zeigt, mit welchem Ernſt der zwanzigjährige Jüngling über ſeine Beſtimmung dachte. Ein ſpäterer Brief an Erasmus giebt den weiteren Verlauf der Sache an. —

„Voll Zutrauen nahe ich mich Deinem Herzen. So lange ich denken kann, haſt Du verſprochen, mir mehr Freund als ſtrenger Vater zu ſein. Ich hatte nie mehr Bedürfniß, ein erfahrenes Herz zu finden, das mich zutraulich aufnähme, als jetzt. Vorwürfe, lieber Vater, und gerechter Tadel ſind überflüſſig, denn ich habe mir hundertmal Alles lebendig vorgeſtellt, was Du und die ſtrenge Stimme meines eigenen Bewußtſeins mir ſagen können. Du weißt ſchon, was ich wünſche, wonach ich ein heißes Verlangen trage. Soldat zu werden iſt jetzt die äußerſte Grenze des Horizonts meiner Wünſche. Die Erfüllung dieſer Hoffnnng wird die fieberhafte Unruhe ſtillen, die jetzt meine ganze Seele bewegt. Du, beſter Vater, biſt die größeſte und faſt einzige Schwierigkeit, die ich zu überwinden habe. Habe ich den Weg zu Deinem Herzen gefunden, und löſcht dieſer ſchnelle jugendliche Entſchluß nicht alle

Funken einer zärtlichen Liebe zu mir darin aus, die schon zwanzig Jahre alt ist und mehr aus dem innern Fond Deines Charakters als aus der Natur entstanden ist, so glaub' ich auch, diese überwunden zu haben, so glaub' ich, daß nichts mehr der Ausführung meines Vorhabens entgegensteht. Ehe ich meinen Entschluß fest faßte, habe ich freilich innerlich sehr mit der Vorstellung gekämpft, daß ich im höchsten Grade undankbar gegen Euch, liebe Eltern, erscheine, daß ich Euch liebe Hoffnungen zerstöre und Euer Herz an der verwundbarsten Stelle angreife; aber als ich nachher bedachte, daß nicht der gegenwärtige Augenblick, sondern gerade die Aussicht des ganzen Lebens mich bestimmen müsse, daß das Glück und die Ruhe von meinem Leben und ein großer Theil des Eurigen an diesem Entschlusse hinge, indem ich mir von ihm den vortheilhaftesten Einfluß auf die Bildung und Consistenz meines Charakters verspreche, daß denn doch bald Zeiten kommen würden, wo Euch das Alles klar und kräftig einleuchten würde, und Ihr mit der Wendung meines Schicksals gewiß würdet zufrieden sein; als ich dies Alles bedachte, so war auch mein Entschluß da, mit der freudigen Hoffnung, daß Ihr mir zutrauensvoll die Hand bieten und mein ohnedem verwirrtes Herz durch eine Härte und Kälte, durch einen Mangel an freiem Zutrauen und herzlicher Theilnahme, der Euch sonst so fremd war, nicht noch mehr niederdrücken würdet. Diesem innerlichen Kampfe mußt Du es auch zuschreiben, daß Du nicht der Erste warst, dem ich mein volles bedrängtes Herz ausschüttete; ich konnte mich erst nicht überwinden, eine Schüchternheit und Zurückhaltung gegen Dich

fahren zu laſſen, die Dein ſtrenger Sinn vielleicht ſeit langer Zeit ſchon als einen feſten Eindruck zurückgelaſſen hat. So freundſchaftlich und warm Du zuweilen biſt, eine ſo hinreißende Güte Du ſo oft äußerſt, ſo haſt Du doch auch ſehr viele Augenblicke, wo man ſich Dir nur mit ſchüchterner Furchtſamkeit nähern kann und wo Dein feuriger Charakter Dich zu einer Theilnahme treibt, die zwar Ehrfurcht, aber nicht freies, unbefangenes Zutrauen gebietet. Nicht gerade Deine Hitze meine ich, aber jene tiefe, erſchütternde Empfindung, die Dich ergreift, wenn Du in einer anſcheinenden Ruhe und Kälte biſt. Und dies fürchte ich am meiſten. Nichts iſt mir unerträglicher und peinlicher, als Dich kalt und verſchloſſen zu ſehen; ach, ich habe auch zu oft Dich im höchſten Grade wohlthätig, offen, zutraulich, herzlich und als die Güte ſelbſt gekannt, wo jedes Deiner Worte Liebe einflößte und die ſanfteſte Ueberzeugung ſich in jedem Herzen erwärmte. Wenn ich wüßte, daß Du immer ſo gegen mich wärſt, ſo wäre kein glücklicherer Menſch als ich, ſo ſollte auch kein Wort ſich für Dich in meinem Herzen verſtecken. Doch ich breche hier ab, um mich zu meinem Entſchluß zu wenden und über ihn Dir Alles zu ſagen, was ich zu ſagen habe.

„Vor allen Dingen muß ich Dir ein Mißtrauen benehmen, als ob ich ſchon lange mit dieſem Vorſatz umgegangen ſei. Ich kann Dir auf's heiligſte verſichern, daß er erſt ſeit Weihnachten mich ergriffen hat. Vorher habe ich nie daran gedacht, ſondern mich mehr davor als vor einer Maßregel gefürchtet, die Ihr ergreifen würdet, wenn mein Fleiß Euren Erwartungen nicht entſprechen würde.

Die Entſtehungsgründe ſind kurz folgende. Bis Weihnachten war ich fleißig geweſen, das kann ich freiherzig geſtehen. Als ich nach Weihnachten zurückkam, ſo war ich ein paar Tage krank, mißmuthig und unzufrieden mit mir. Ich war zwanzig Jahre alt und hatte noch nichts in der Welt gethan. Mein bisheriger Fleiß erſchien mir ſelbſt in einem verächtlichen Lichte und ich fing an, mich nach Reſſourcen umzuſehen. Da ſchoß mir zuerſt, wie ein fliegender Gedanke, der Wunſch durch den Kopf, Soldat zu werden. Es blieb aber jetzt Alles noch im tiefſten Hintergrunde ſtehen. Dann hatte mein Bruder wieder einen Anfall von Hypochondrie. Ich redete ihm zu, er ſprach vom Soldaten. Ich redete ihm dieſe Sache ſo ziemlich aus, aber mir noch tiefer ein. Dieſer Wunſch trat immer heller und lebendiger hervor und fing an, mich zu beunruhigen. Jetzt war's, daß ich, verzeihe meiner Juvenilität, mich in ein Mädchen verliebte. Die erſte Zeit ging noch Alles recht gut; aber dieſe Leidenſchaft wuchs ſo ſchnell empor, daß ſie in kurzer Zeit ſich meiner ganz bemächtigt hatte. Mich verließ die Kraft, zu widerſtehen. Ich gab mich ganz hin. Ueberdies war's die erſte Leidenſchaft meines Lebens. Vielleicht iſt Dir das nicht ſo fremd und analoger, als ich glaube, da Du doch ein äußerſt empfindliches und heftiges Temperament haſt; aber Du biſt ſchon von früh an vertrauter mit der Idee der Pflicht geweſen, und meine Phantaſie iſt vielleicht ungebändigter, als es die Deine war. Genug, ich gerieth in einen Zuſtand, in dem ich noch nie war. Eine Unruhe geißelte mich überall, deren Peinlichkeit und Heftigkeit ich Dir nicht anſchaulich zu machen vermag. Hin und

wieder gab es doch eine kühlere Minute, wo mir das Gefühl von Pflicht, von meiner Bestimmung, die Erinnerung an Euch einfiel und meine innere Pein um die Hälfte vermehrte, weil ich zu gut sah, daß ich nicht so sein sollte und doch Mangel an Kraft fühlte, mich herauszureißen, weil ich zu unzertrennlich mit der Empfindung der Liebe verbunden war, weil ich gern Beides verknüpft hätte und doch keine Möglichkeit vor mir sah. Vierzehn Tage habe ich fast nicht ordentlich geschlafen, und selbst diesen kurzen Schlaf machten mir lebhafte Träume peinlich. Da kam der Entschluß zur Reife. In dieser Epoche sah ich Dich, Deine kurze Anwesenheit machte meine innere Situation verwirrter. Damals schrieb ich zuerst Alles an meinen Onkel. Nachgerade legte sich dieses Seelenfieber, aber mein Entschluß blieb. Meine Leidenschaft ist jetzt ganz erloschen und Du kannst jetzt vor den Recidiven dieser Leidenschaft sicher sein. Sie hob sich selber auf, als sie auf einen Grad gestiegen war, von dem Du Dir keine Vorstellungen machen kannst. Einige Wunden hat sie noch zurückgelassen, die nur die Zeit vernarben kann; aber es bleibt mir ewig eine der merkwürdigsten Zeiten meines Lebens. Daß ich in dieser ganzen Zeit Nichts that, kannst Du Dir leicht vorstellen, und Du wirst darüber nicht ärgerlicher sein als über die ganze Geschichte. Ich könnte hierüber noch eine ganze Menge Bemerkungen machen; aber Dein Herz, Dein Selbstgefühl, Deine Güte, Erfahrung und Menschenkenntniß macht sie mir überflüssig. Mein Entschluß soll mich nun ganz allein beschäftigen. Die Entstehung desselben hast Du nun gesehen, und aus ihr ergeben sich leicht die meisten

Motive. So aufmerksam ich schon seit langer Zeit auf mich bin, so gut ich vorher glaubte, mich ganz zu kennen, so hat mir doch erst diese Begebenheit die Augen geöffnet. Von meiner Leidenschaftlichkeit wußte ich wenig. Ich glaubte nie, daß mich Etwas so allgewaltig in so kurzer Zeit unmerklich ergreifen, mich so in meiner innersten Seele gefangen nehmen könnte. Ich habe nun die Erfahrung gemacht. Bin ich sicher, daß nicht heute oder morgen mich wieder so ein Unfall trifft? Als Soldat bin ich gezwungen, durch strenge Disciplin meine Pflichten gewissenhaft zu thun; überdem sind es größten Theils mechanische Pflichten, die meinem Kopfe und Herzen alle möglichen Freiheiten gestatten; als Civilist, Gott im Himmel! wie würde das mit meinen Geschäften aussehen, wenn solche Pausen von gänzlicher Kopfabwesenheit kämen. Ich würde Euch, mich selbst und meine Pflichten täuschen, obendrein unglücklich sein und keinen Trost haben. Ich muß noch erzogen werden, vielleicht muß ich mich bis an mein Ende erziehen. Meine leidenschaftliche Unruhe und Heftigkeit würde sich auf Alles erstrecken, und leider würden die trockenen Geistesarbeiten davon den wenigsten Nutzen haben. Im Civilstande werde ich verweichlicht. Mein Charakter leidet zu wenig heftige Stöße, und nur diese können ihn bilden und fest machen. Schon diese heftige Leidenschaft hat auf meinen Charakter und meine Einsicht einen, wie ich mir schmeichle, vortheilhaften Einfluß gehabt. So ein Charakter wie der meinige bildet sich nur im Strome der Welt. Einem engen Kreise kann ich nie meine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf mich wirken. Ruhm

und Tadel muß ich ertragen lernen. Mich und Andere werde ich gezwungen, recht zu kennen, denn nur durch Andere und mit Anderen komme ich fort. Die Einſamkeit darf mich nicht mehr ſchmeichelnd einwiegen. Es will der Feind, es darf der Freund dann nicht ſchonen. Dann fange ich erſt an, meine Kräfte zu üben und männlich zu werden. Männlichkeit iſt das Ziel meines Beſtrebens. Nur ſie macht edel und vortrefflich, und wo könnte ich ſie eher für mich finden als in einem Stande, wo ſtrenge Ordnung, pedantiſche Unbedeutendheit und Ein Geiſt zu Einem großen Ziele führt, wo das Leben immer nur als Medium erſcheint, und das Princip der Ehre das Selbſtgefühl ſchärft, die Empfindungen veredelt, den Wetteifer erhöht und den Eigennutz aufhebt, wo man faſt immer mit ſeiner letzten Minute umgeht. Wenn man da nicht geweckt wird zum Ernſt, zur Männlichkeit, zu klugem Gebrauch ſeiner Kräfte und ſeiner Zeit, wenn da nicht der Charakter Conſiſtenz und Bildung und Größe erhält, ſo müßte man auf der unterſten Stufe der menſchlichen Würde, der menſchlichen Natur ſtehen. Ich hoffe, daß Du jetzt ſchon einſehen wirſt, daß nicht eine kindiſche Vorſtellung vom Soldaten mein Hauptbeweggrund geweſen iſt. Ich weiß zu gut, was ich aufopfere und was ich erhalte, wozu ich mich entſchließe und was ich verlaſſe. Ich weiß, daß der Soldatenſtand kein Roſengarten iſt, aber was gerade Andere daran ſcheuen, das zieht mich an und läßt mich den heilſamſten Einfluß für meine Bildung davon hoffen. Vorher will ich noch Einiges über Beſtimmung überhaupt erinnern, wovon ich feſt überzeugt bin, daß es mit Deiner Denkungsart nicht

contraſtirt. Du weißt zu gut, wie lange man ſich über ſeine eigene Beſtimmung täuſchen kann, und wirſt mir daher keinen weſentlichen Vorwurf machen, daß ich nicht eher auf dieſen Entſchluß verfiel. Man iſt ſo lange unbeſtimmt und gleichgültig in der Wahl ſeines Gegenſtandes, bis man durch ſich ſelbſt, durch ein individuelles Bedürfniß ſeine Richtung erhält. Manche und die Meiſten eigentlich haben ſo wenig Sinn für eigentliches Bedürfniß, daß ſie ſich gutwillig vom erſten beſten äußeren Gegenſtand beſtimmen laſſen, ohne ſich zu fragen, ob dieſe Leitung ihnen auch angemeſſen iſt, oder vielmehr, ob ſie zu dieſer Beſtimmung paſſen. Die Edlen unter ihnen werden durch dieſe verfehlte Wahl unglücklich, die minder Edlen laſſen ſich's freilich nicht zu Herzen gehen, ſehen es hundertmal nicht ein und verderben den Platz, auf dem ſie ſtehen, und verkürzen die Linie, die ihnen ihre falſch gewählte Beſtimmung vorſchreibt. Erlaube mir daher doch, daß ich dem Rufe jetzt folgen kann, den ich aus meinem Herzen und den Gegenſtänden um mich her höre. Höre ich zur Unzeit, nun ſo kann ich mir doch ſelbſt Vorwürfe machen und habe nicht nöthig, unwillig auf einen Andern zu ſein. Du denkſt ferner zu hell, als daß Du nicht überzeugt ſein ſollteſt, daß der Civilſtand eigentlich nicht um ein Haar vorzüglicher ſei, als der Soldatenſtand, ſondern daß der Mann den Stand mache; ich gehe alſo ſchnell über dieſen Vorwurf hinweg. Das thätige Leben, in das ich nun trete, wird meinem brauſenden Kopfe und meinem unruhigen Herzen höchſt willkommen ſein. Meine Grundſätze und Ideen werden geprüfter, ſchärfer gedacht, tiefer empfunden werden. Die

wilde, leidenſchaftliche Hitze wird ſich legen und nur eine ſanfte, gemäßigte Wärme zurückbleiben. Der üppige Gedankenſtrom wird ſich verlieren, aber er wird deſto reicher werden. Die Erfahrung wird ihre Hand an meine Bildung legen, und in ihrem hellen Lichte wird manche romantiſche Jugendidee verſchwinden und nur der ſtillen, zarten Wahrheit, dem einleuchtenden Sinn des ſittlich Guten, Schönen und Bleibenden den Platz überlaſſen. Mein Sinn wird Charakter, meine Erkenntniſſe werden Grundſätze, meine Phantaſie wird Empfindung, meine Leidenſchaftlichkeit wohlthätige Wärme, meine Ahnungen werden Wahrheit, meine Einfalt, Einfachheit, meine Anlage wird Verſtand, meine Ideen werden Vernunft. Siehe, lieber Vater, das iſt der Zweck, den ich habe; mißbilligen kannſt Du ihn unmöglich, und das gewählte Mittel ſcheint mir das zweckmäßigſte zu ſein. Ich glaube mit dieſem ſchon alle jene Einwürfe entkräftet zu haben, die Du mir etwa in Rückſicht der Verhältniſſe meines Charakters zum Soldatenſtande machen könnteſt. Mir wird die Subordination, die Ordnung, die Einförmigkeit, die Geiſtloſigkeit des Militärs ſehr dienlich ſein. Hier wird meine Phantaſie das Kindiſche, Jugendliche verlieren, was ihr anhängt, und gezwungen ſein, ſich nach den feſten Regeln eines Syſtems zu richten. Der romantiſche Schwung wird in dem alltäglichen, ſehr unromantiſchen Gange meines Lebens viel von ſeinem ſchädlichen Einfluß auf meine Handlungen verlieren, und nichts wird mir übrig bleiben, als ein dauerhafter, ſchlichter Bonſens, der für unſere modernen Zeiten den angemeſſenſten, natürlichſten Geſichtspunkt darbietet. Was die Strapazen betrifft,

ſo weiß ich, daß ich ſie ausdauern werde, wenn ich ſie ausdauern ſoll, und ſo fürchte ich mich nicht davor. Was die Todesfurcht betrifft, ſo müßte in mir kein Tropfen Deines Blutes fließen, wenn ſie mich zurückhalten ſollte. Bei mir kommt auch noch aus gewiſſen individuellen Hinſichten, die Du auf keinen Fall mit mir theilen kannſt, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben mit hinzu, die Dir paradox vorkommen wird, weil Du mich nicht ganz kennſt. Ich bin feſt überzeugt, daß man in der Welt mehr verlieren kann als das Leben, und daß das Leben nur von uns ſeinen Reiz erhält, daß es immer nur Mittel und faſt nie Zweck ſein darf, und daß man oft wenig verliert, wenn man von dieſem Stern abtritt. Meine Handlungen, hoffe ich, ſollen Dir zeigen, daß hierin mehr als Tirade iſt. Was das Zerſchießen und das Zerhauen angeht, ſo bleibt mir auch in dieſem Falle noch immer die Zuflucht zu den Wiſſenſchaften, die bisher das Glück meines Lebens ausmachten und gewiß jetzt nicht aufhören werden. Von ihnen und von dem ſorgfältigen Studium meines Handwerks verſpreche ich mir die Ausfüllung der vielen Stunden, die mir der Dienſt übrig läßt, und dies wird allein ſchon genug ſein, die Langeweile und den Müßiggang zu verbannen, der die Geißel der meiſten Officiere iſt. Mein Geiſt und ſeine Bildung iſt ohnedem mein heiligſter Zweck; äußere Veränderungen und körperliche Unfälle werden alſo dieſem nie entgegenſtehen, wenn ſie nicht mittelbar die Freiheit ſeiner Bewegung und ſeiner Entwickelung hemmen.

„Ich habe ſonſt noch vielerlei überdacht, ob jemand reellen Schaden von meinem Entſchluß haben könnte, aber

ich habe nichts gefunden. Euch wird's im Anfang ſchmerzen, meinen angefangenen Lauf unterbrochen zu ſehen, mich, den Ihr ſo zärtlich liebt, dem ungewiſſen Kriegsglück anvertraut zu ſehen, zwei Jahre Hoffnungen und Depenſen umſonſt gehabt zu haben; aber hängt nicht die ganze Lebenszeit des Menſchen an unſichtbaren Fäden zuſammen? kann Euch beim feſten Glauben an die Vorſehung das Erſte wahre Unruhe machen? und vergeßt Ihr das Zweite nicht gern, wenn Ihr mich nun endlich auf einer feſten Bahn ſeht und mein Glück und meinen Charakter geborgen und Eure Hoffnung gegründet, ſo daß jeder gelungene Schritt Euch der beſte Dank wird? Ach dann werden Zeiten kommen, wo wir uns mit gerührtem Herzen umarmen werden, und froh ſein über das Vergangene und heiter entgegenſehen den kommenden Stunden; wo Du einſehen wirſt, daß meine innere Stimme Recht hatte, und daß mich ein ſchützender Engel ſo führte. Erleichtere mir alſo, beſter Vater, meinen jetzigen Entſchluß, und mache mir das Herz nicht ſchwer mit Deinem inneren verhaltenen Kummer, das ohnehin Hoffnung und Kraft und Muth bedarf, denn die bisherige unthätige Ruhe hat es verzärtelt. Es wird dich nicht gereuen, mir entweder meinen letzten, oder meinen erſten männlichen Weg verkürzt und erleichtert zu haben. Komm' ich nicht wieder, ſo bin ich doch meinem Schickſal gefolgt, das mir kein längeres Leben gönnte, und auch dann wirſt Du der Vorſicht Plan ſtill verehren. Sehe ich Euch wieder, ſo hoffe ich, Du ſollſt mir noch einmal Dein ganzes Zutrauen ſchenken, und wir wollen gewiß noch manchen fröhlichen Tag mit einander verleben. Mein Onkel iſt von

allem dieſen ſchon unterrichtet; ſeine Antwort hat mich entzückt, wegen der Wärme und Theilnahme, mit der er zu mir ſprach. Er glaubte, es ſei bloße Grille; ich habe ihm eben ſo detaillirt geantwortet, wie ich Dir jetzt ſchrieb. Sieh, beſter Vater, das iſt nun Alles. Ich hoffe, Du läſſeſt mir diejenige Gerechtigkeit widerfahren, die mir zukommt, und erkennſt zwar in mir den leidenſchaftlichen jungen Menſchen, aber auch das freie, offene Herz, das es nicht gern mit anderen, aber auch nicht gern mit ſich ſelbſt verdürbe, und ſo gern weiſer, beſſer und glücklicher ſein und machen möchte. Ich habe das uneingeſchränkteſte Zutrauen in die Güte Deines Herzens und in Deine Zärtlichkeit für mich. Laß mich in Dir ganz den Vater und den Freund finden, und verbanne jeden aufſteigenden Unwillen gegen mich ſogleich aus Deiner Bruſt. Lege auch ein gutes Wort für mich ein bei meiner Mutter und bei meinem Onkel, und verzeihe allen meinen Thorheiten und den Licenzen meiner Jugend.

„Ich ſchließe voll der freudigſten Hoffnung, und bitte Dich, mit mir je eher je lieber Abrede zu nehmen wegen meiner Placirung. Nur je eher je lieber von Leipzig hinweg und zu meiner Beſtimmung!“

Zu dieſem Brief gehört ein anderer von einem Herrn von Berger an Friedrich, Ratzeburg, den 6. Februar 1793. Er ſieht hier die Kehrſeite des Standes, in den er einzutreten ſo glühend wünſcht, in den Klagen des jungen Officiers, daß er, ſtatt am Feldzug Theil zu nehmen, verurtheilt iſt, in einer kleinen Garniſon zurück zu bleiben. Wer weiß, ob dieſer Brief nicht auf den ſpätern Entſchluß

zum Weiterſtudieren influirt hat? — Der Brief iſt aber noch werthvoller wegen der Schilderung, die Herr von Berger von Friedrich entwirft, der ihm Mittheilung über ſeine Neigung gemacht hat.

„Der Zuſtand, in dem Du Dich ſeit einiger Zeit befindeſt, ſcheint mir einer genauen Unterſuchung werth. Du ſagſt, daß Dein Herz von einer Leidenſchaft entflammt iſt, die Dich zugleich glücklich und unglücklich macht, und die Dir nicht allein alle Ruhe, ſondern zugleich alle Thätigkeit raubt. Ich glaube es gern, daß Du für Alles in der Welt die ſeligen Gefühle, welche die Liebe Dir giebt, nicht entbehren möchteſt. Aber liegt hier nicht auch vielleicht Täuſchung zum Grunde? Sollte nicht das Bedürfniß zu lieben Dir mehr werth ſein, als der Gegenſtand ſelbſt? Unterſuche dies genau und hintergeh' Dich nicht.

„Ich weiß es aus eigner Erfahrung, und Du kannſt es auch an anderen jungen Männern wahrnehmen, daß eine feurige Phantaſie, die ſich gern hohe Bilder und liebliche Ideale entwirft, uns leicht zu dem Truge führen kann, daß, wenn wir in irgend einem Gegenſtande nur einen Zug, und ſollte es auch der unbedeutendſte ſein, von dem unſerer Seele vorſchwebenden Bilde finden, wir gern glauben, alles gefunden zu haben, und uns ſo lange täuſchen, bis wir durch ein Ungefähr aus dem ſchönen Traum erwachen und mit Schreck bemerken, daß alles nur ein leeres Hirngeſpinſt unſrer Einbildungskraft war.

„Du, lieber Hardenberg, haſt gewiß vor Andern Urſache, bei ſolchen Anläſſen auf Deiner Hut zu ſein, da

Dein lebhaftes Temperament und Dein Dichtergenie Dich noch weit leichter irre führen können, als jeden Andern.

„Ich habe zwar nicht das Glück, Deine Julie zu kennen, und wage noch weniger, sie nach ihrer Schwester zu beurtheilen, aber prüfe sie genau und bedenke, daß das Band, welches man einmal knüpft, auf ewig uns fesselt, und dann unser Glück oder Unglück auf ewig entschieden ist.“

Friedrich an Erasmus.

„Weißenfels, 16. März 1793.

„Keiner fühlt es inniger als ich, wie sehr ich an dem Fehler des Egoismus krank liege, der freilich allen Leuten meines Sinnes sehr natürlich ist und fast sich aus ihrer innersten Natur entwickelt. Ich bin daher den Leuten vielen und wahren Dank schuldig, wenn sie über diesen Splitter hinwegsehen und mir doch gut sind. Ich werde auch mit jedem Tag aufmerksamer auf diese Auswüchse des an und für sich edleren Selbstgefühles, das allemal mehr als gewöhnliche Anlagen begleitet, und ich hoffe, daß diese strenge Selbstkritik das liebe Ich immer mehr beschränken wird.

„Verzeih, daß ich so viel von mir selbst rede in dem Augenblick, wo ich gegen die Selbstsucht mein wahres Gefühl äußere; aber ich war es Dir schuldig, der aus Freundschaft für mich so oft und gern sein Selbst vergißt. Was Du mir vom Onkel schreibst, kommt mir nicht unerwartet. Der Vater hat es mir schon gesagt. Gestern vor acht Tagen kam von Hardenberg ein zweiter Brief an, in dem er schrieb, daß ich gleich kommen sollte, um Fahnenjunker zu

werden, freilich mit den beſten Ausſichten auf baldiges Avancement.

„Sonntag früh wollte mein Vater nach Artern. Jetzt fing er erſt an mit mir zu reden. Das erſte Wort, das ich von Churfürſt-Küraſſieren fallen ließ, wurde gleich wegen der Koſten ad acta gelegt und die Perſpective des Fahnenjunkers blieb allein; er ſchickte Alles an den Onkel und entließ mich mit ſorgenbelaſtetem Herzen. Tauſend Projecte liefen durch meine Seele. Um Alles gehörig überlegen zu können, ritt ich den Sonntag noch nach Leipzig. Montag Nachmittag kam ich nach Weißenfels zurück. Um Dich nicht zu ermüden, überlaſſe ich's Deinem Scharfſinn und der Kenntniß meines Charakters, die Gründe auszumitteln, die mich beſtimmten, fortzuſtudiren. Einer der Hauptgründe war, daß ich zu gut ſah, wie langſam und eingeſchloſſen meine militäriſche Laufbahn trotz alles Glücks bei unſerm mittelmäßigen Vermögen ſein würde, und wie ich meinen Hauptzweck doch noch eher beim Studiren erreichen würde, beſonders weil die Leidenſchaft des Ehrgeizes, die in mir jetzt noch nicht ſehr hell brennt, ſich mit gewiſſen Jahren erſt entzündet und dann zur unerträglichen Peinigerin wird; und dann auch, daß mir noch Vieles an innerlicher und äußerlicher Bildung fehlt, um eine freie Rolle bloß durch Verſtand in der Welt zu ſpielen, was doch ſelbſt bei Ergreifung des Militärſtandes im Anfang meine Lieblingsidee war, die ich aber nicht recht durchdacht hatte. Meine Mutter ergriff mit beiden Händen meinen abgeänderten Entſchluß, freilich nicht in Leipzig, ſondern in Wittenberg weiter zu ſtudiren. Mein Vater kam, und

einige Vorwürfe abgerechnet, die Du auswendig wiſſen kannſt und die höchſt natürlich ſind, hatte ich Urſache, mit ſeiner Humanität zufrieden zu ſein.

„Was Du mir von den Abſichten meines Vaters mit Dir ſchreibſt, ſehe ich von einer andern Seite an, als Du. Ich ſehe da einen Kreis der Beſchäftigung für Dich, der weder höchſt mühſam, noch eingeſchränkt iſt. Du verſicherſt, Dir ſo Dein Daſein vielleicht etwas enger, als Deine Thatkraft ſonſt in Geſellſchaft der Phantaſie ſtrebte und vielleicht träumte; und ich finde da ein ganzes Leben voll Thätigkeit vor Dir, das gar nicht den kleinen Horizont hat, den Du ſiehſt. Kannſt Du ſo viel über Deine Einbildungskraft gewinnen, daß ſie Dir nicht immer andere Zuſtände vorſpiegelt, die eine gewiſſe, blos ideale Behaglichkeit haben, und hingegen der Vernunft und Empfindung ſo untergeordnet iſt, daß ſie Dir blos zur Verſchönerung und innern Unabhängigkeit von der Außenwelt dient: ſo wirſt Du muthig und feſt die Bahn gehen, die der Genius Deines Schickſals Dir vorzeichnet. Mir ſcheint dieſer Plan ſehr zweckmäßig in der Folge Deines Lebens zu liegen und zu ſeiner willigen Ausführung von Deiner Seite blos eine gewiſſe feſte Beſtimmung zu Etwas, Vorſtellung von der Macht und dem Zauber der Gewohnheit, Abziehung der Phantaſie von fremden, nicht genug gekannten Gegenſtänden und Beſchränkung auf Eine Stelle zu gehören, zu der ſich Jeder bequemen muß, und die jedem lebhaften Kopf im Anfang unerträglich wird, und ſollte er mit dem Kabinetsminiſter anfangen.

„Selbſtſtändigkeit und die Ruhe, die aus ihr entſpringt,

iſt Folge und Urſache zugleich von einer einmal gewählten Lebensart, die zu unſern Kräften und Bedürfniſſen paßt. An dem Letzteren zweifelſt Du; aber — verzeihe mir, aus wahrer jugendlicher Unkunde des Lebens. Glaube mir, wir können Alles aus uns ſelbſt herausbilden, und Nichts von innerlicher Zufriedenheit und Beſtändigkeit iſt an eine äußerliche Stelle gebunden. Man hat Langeweile und Verdruß, findet Unbedeutendheit und Leerheit, martert ſich mit kränkelnder Empfindung und Phantaſie, ebenſo gut in den vielſeitigſten Verhältniſſen, wie in dem beſchränkteſten Zirkel. Ich will nicht behaupten, daß man alle ehrgeizigen Neigungen dieſen Ideen unterordnen ſoll; aber der Charakter unſeres Lebens, der deutliche Fingerzeig unſeres Schickſals, Zwecke, die mit unſerm Weſen innig verwebt ſind, treue Unterſuchung deſſen, wozu uns unſere Organiſation und alle Umſtände und Verhältniſſe der Außenwelt zu beſtimmen ſcheinen, können und müſſen allein unſerer Wahl Leitung und Richtung, unſeren Ausſichten Grenzen, unſerer Gedankenwelt Anordnung und Beſtimmung geben.

„Auch mein und faſt der Meiſten Lieblingsfehler iſt, Alles in uns und Eins in Allem haben zu wollen; wir ſuchen Alle mehr, als wir für unſere Bedürfniſſe nothwendig brauchen. Wir ſehen dann oft den Wald vor lauter Bäumen nicht, und ſtreben nach etwas, das wir nicht anſchaulich, ſondern nur begriffsweiſe begehren, und verfehlen dadurch des leiſen Winks, den uns die Natur gab. Unterſuche Dich ſelbſt und ſage Dir dann aufrichtig, ob viele Dinge, die Du wünſcheſt und die Dir ſelbſt

Sorgen und Pein machen, wirklich so vorhanden sind, und ob Du sie auch wirklich nöthig bedarfst, oder sie wesentlich entbehrst. Lieber Erasmus, folge der Natur mehr. Ich habe gefunden, daß der unbehaglichen Sehnsucht nach einem andern Zustande und der Unzufriedenheit mit unserm jetzigen allemal Unwissenheit, Eingeschränktheit und Schwäche zum Grunde liegt. Es ist nur schwer zu unterscheiden, was Natur ist, und was sie nicht ist. Um dies zu erfahren, kann ich Dir nichts Besseres empfehlen, als sorgfältige Untersuchung dessen, was Du wirklich bist. Ungeduldig mußt Du freilich hierbei nicht sein; denn selbst dieser langsame Gang unserer Bildung und Entwicklung ist Natur. Ihr getreulich folgen, nie ungeduldig sein, immer das Gute anerkennen, was wir haben, und nicht von der kranken Empfindung und Phantasie Parallelen ziehen lassen, die höchst unnütz, schädlich und unwahr sind, nicht zu raffiniren auf Empfindung oder Situation, nichts unterdrücken, was gesundes und wahres Gefühl ist, unbefangen sich und seine trüben Launen zu beurtheilen, thätig der Natur entgegenzukommen und sich vor jeder Ueberspannung in Acht zu nehmen: das ist es, was uns zu thun bleibt, und wahrlich, es ist genug. Das nil admirari des Horaz und zweckmäßige, anhaltende Beschäftigung sind große Hilfsmittel, seinen Charakter fest und seine Ruhe, Unbefangenheit und gute Laune dauerhaft zu machen. Der Augenblick erschöpft nicht das Universum, die Gegenwart befängt nicht unser ganzes Dasein, wenn wir nicht wollen.

„Reine Willenskraft, ohne alles Gewicht von raffinirten Gefühlen, ist das, wodurch wir einzig leben und

handeln können. Sie ist das Element des Mannes, der ohne sie kein Mann ist. Sie ist es, durch die wir gesund sind und werden.

„Denn gewiß nur die Harmonie unserer Kräfte, die nur durch sie möglich ist, macht uns zu wahren Menschen, zu echten Wesen in der Reihe der Dinge und dem wunderbaren Zusammenhang der moralischen und physischen Welt. Wo kranke Phantasie, da ist auch kranke Empfindung und kranker Verstand. Eins wird durch das Andere gesund. So wirkt auch Gesundheit des Körpers und der Seele in einander, obgleich nie, oder höchst selten, Krankheit des Körpers wesentlich nachtheiligen Einfluß auf das Gemüth haben kann, wenn reine, feste, ewige Willenskraft da ist.

„Doch es ist genug; Du selbst wirst Dir dies Alles anschaulicher machen können, und mußt es, wenn es nicht für Dich unwahr sein soll und umsonst. Kein Mensch giebt mehr, als er weiß und als er darstellen kann. Bei der Verschiedenheit jedes Charakters kommt überdem bei dem Andern Vieles in Anschlag, was ich übersehe und mir nicht eigenthümlich ist. Daher muß jeder Mensch seine Philosophie aus sich selbst heraus bilden.

„Noch bin ich auch selbst zu unausgebildet, zu unbestimmt, zu verwirrt in der Wahl der Begriffe, als daß ich in der Darstellung deutlicher und glücklicher sein sollte.“

Um diesen Brief ganz zu verstehen, muß hier eingeschaltet werden, daß Friedrich's geliebter Bruder Erasmus gefährlich erkrankt war, und daß der Arzt nach seiner Wiederherstellung von weiterem Studium entschieden ab-

rieth, da eine ſitzende Lebensart ihm ſchädlich ſein würde. Der Vater wünſchte, daß er ſich dem Forſtfach widmete; und Erasmus ging nach Hubertsburg, daſſelbe dort praktiſch zu erlernen, während Friedrich allein in Wittenberg ſtudirte. Hier einige Briefe von ihm an Erasmus und ſeine Eltern aus dieſer Zeit.

Friedrich an Erasmus.

„Der Vater wird Dir ſchon Deine Stelle fixirt haben, und wahrſcheinlich ſtehſt Du ſchon an der Abreiſe. Glück auf den Weg, Erasmus; an keine Lebensart iſt das ſchlichte Wohlbefinden gebunden. — Aus Deinem Herzen kann ich Dir gutes Wetter und guten Weg prophezeien, und es hängt in der That von Dir allein ab, mich zum Lügner zu machen. — Mit einem Kompaß orientirt man ſich auf allen Meeren, — mit geſunder, praktiſcher Denkungsart, ohne viele Weitläufigkeiten und Subtilitäten, kommt man durch die ganze Welt.

„Kaufe Dir Franklin's Jugendjahre und laß dies Buch und ſeinen Genius Deinen Begleiter ſein; Du wirſt mir für dieſe Bekanntſchaft danken.

„In Dir und Deinen Kräften mußt Du Alles, was Dir fehlt, jeden Wunſch aufſuchen. Du kannſt, wenn Du ehrlich und fleißig zu Werke gehſt, nie einen Fehlgriff thun. Zu Deiner Jagdbibliothek empfehle ich Dir ferner den Horaz; auswendig mußt Du ihn kennen, und in ſeiner Geſellſchaft aſſecurire ich Dir Dein ganzes Leben gegen die Langeweile. Ich hoffe, Dir bald mit gutem Beiſpiel vorgehen zu können, und Dir zu zeigen, was guter Wille und

uneingeſchränkte Betriebſamkeit der Wahrheit vermag; wie man mit redlicher Ueberzeugung, mit einem Herzen voll Zuverſicht und Liebe und einem Bischen Verſtand über Alles Herr wird, und auf Grundſätzen zu fußen anfängt. Doch muß man bei ſeinen Erfahrungen immer nur bis an den Hals in's Waſſer gehen und Beſonnenheit genug haben, ſich dann wenigſtens noch mäßigen zu können. — Ich ſage Dir das jetzt Alles, weil Du wieder einen entſcheidenden Schritt in's Leben wagſt, bei dem ſehr viel auf die Grundſätze, wenigſtens auf die Stimmung, ankommt, in der Du ihn thuſt. Meiner innigen Liebe zu einem gewiſſen Erasmus mußt Du meine Redſeligkeit und mein Moraliſiren zu Gute halten."

Friedrich an ſeine Mutter.

„Wittenberg, 28. Juni 1793.

„Wie innig kann ich Dir zu Deinem Hochzeitstage Glück wünſchen. So ein Glück iſt das Ziel meiner fernſten, aber liebſten Wünſche. Dieſer Sinn für Familienglück, der in mir ſo kräftig und lebendig iſt, wird auf das Schickſal meines Lebens gewiß einen wohlthätigen Einfluß haben und am Erſten die wilden Auswüchſe meiner Phantaſie beſchneiden, die mich beſtändig innerlich unſtet und flüchtig machen. Dieſen Sinn recht rein auszubilden, ihm vorzuarbeiten, ſo viel ich kann, im dunkeln Gewebe meines Schickſals, ſoll mein Hauptzweck ſein, und nur das widerwärtigſte Loos, die Loskettung von Allem, was mich an's Leben knüpft, könnte mir das Ziel verrücken. Ich hab' ihn von Euch, dieſen Sinn, der jetzt ſchon in mir oft

leidenſchaftlich wird und ſich in die lächerlichſten Träume verliert. Die Familie iſt mir noch näher wie der Staat. Freilich muß ich ein thätiger Bürger ſein, um eine Familie an mich knüpfen zu können. Aber mir iſt das Letztere näherer Zweck als das Erſtere. Man iſt auch am allervollkommenſten Bürger des Staates, wenn man zuerſt für ſeine Familie ganz da iſt. Aus dem Wohlſein der einzelnen Familien beſteht der Wohlſtand des Staates. Nur durch meine Familie bin ich unmittelbar an mein Vaterland geknüpft, das mir ſonſt ſo gleichgültig ſein könnte, wie jeder andere Staat. O ich fühle ſie ganz, die Süßigkeit des Berufs, Stütze einer Familie zu ſein, und darum plagt mich auch oft mein wildes, leidenſchaftliches Temperament bis zum höchſten Ueberdruß. Es ganz zu ſein, erfordert unendliche Talente, Kraft des Geiſtes, Sinnenkraft, eine Fülle des Herzens und eine unbeſchreibliche, unnachahmliche Beſtimmtheit des Charakters. Wie weit ich von alle dem trotz aller zufälligen Bildung meiner Seele bin, kann ich ſelbſt am beſten beurtheilen. — Ich bringe nichts dazu mit, als ein leidenſchaftliches Gefühl für ſtille, häusliche Glückſeligkeit. Vielleicht erleichtert mir das noch den Weg zu dieſer Beſtimmung. Eine freundliche Ahnung ſagt mir, ich bin dazu geboren, und ſelbſt mein äußeres Schickſal flößt mir kein Mißtrauen ein. — Ich bin voll Glauben und Zuverſicht, und erwarte Alles, wenn ich meine ruheloſen Launen bezwinge. — Fleißig bin ich jetzt, und deswegen iſt mir nicht bange, beſonders da es mir leichter wird, als ich ſelbſt es mir vorſtellte. — Der Vater wird zu Michaelis gewiß zufrieden ſein."

Friedrich an Erasmus.

„Uns Beiden geht es ſonderbar! Wir ſpielten in Leipzig brillante Rollen auf dem Theater der Welt. — Jetzt regrettirt der Eine in Wittenberg, knackt lateiniſche Nüſſe und ſtreut Bücherſtaub auf ſeinen Scheitel. — Der Andere gähnt in einem Holzwinkel hinter den Huronen, treibt das ehrwürdige Handwerk der alten Deutſchen, hängt ſeine Flinte über die Schulter und lebt halb erſtorben für die Zwecke der Zukunft. — Die Hoffnung und unſer Ziel müſſen uns begeiſtern. Die Kräfte der Seele müſſen ſich ſammeln und ſetzen, deſto überraſchender wird uns die Zeit des Genuſſes kommen. Die Zeit ertragen zu lernen iſt ein Hauptgeheimniß des Lebens, und die Einförmigkeit iſt eine Schule für Jünglinge, denen die Natur ein wenig Aether und zu viel Empfänglichkeit für die angenehmen Eindrücke gab. Auf Michaelis werden wir Beide ungleich an Kraft gewonnen haben, und damit iſt der erſte Schritt zum männlichen Leben geſchehen.“

Friedrich an Erasmus.

(März 1793.)

„Ich lebe jetzt hier ſehr vergnügt. Wittenberg feſſelt mich jetzt ordentlich an ſich. Alle Stunden, die mir nicht Beruf und Fleiß ausfüllt, lebe ich in geſelligem Genuß. Kommerſtedt und ich leben in hoher Eintracht. Haben unſere Zeit ſehr gut eingetheilt. Ich vorzüglich ſehe kein anderes Buch an. Mein Repetent Mangold iſt bei mir jetzt Mode. Du wirſt mich in vielen Dingen verändert

finden. Ich bin jetzt viel gründlicher und lebenskluger als vorher. Ich freue mich sehr auf Michaelis und noch mehr auf mein Examen. Der Philisterstand ist herrlich. Die überspannten jugendlichen Ideen sinken dann von selbst in die Grenzen einer bestimmten Wirksamkeit und Thätigkeit."

„Wittenberg, den 12. März 1793.

„Dein Brief war mir sehr angenehm, ohngeachtet der Hypochondriakus an allen Ecken herausguckte. Armer Schelm, Du dauerst mich. Ich fehle Dir. Wären wir beisammen, so sollte die Schwindsucht bald zum Fenster hinaus. — Ja, Lieber, wenn Dein Handwerk Dich nicht curirt, so mußt Du das Uebel von einer andern Seite angreifen — und die ist kurz: Du mußt Dich nicht so vor Krankheiten und vor dem Tode fürchten, und Beides besonders nicht in einem so ernsten Lichte ansehen.

„Du mußt Dich nur dahin zu bringen suchen, daß Du während der grübelnden Launen fest daran denkst, daß es Schwäche und Nervenspannung ist; — dies nur immer geduldig wiederholt, ist der erste Anfang. Zerstreuende Thätigkeit ist der zweite Schritt, der, wie ich gern zugebe, sehr mühsam ist. Gewohnheit thut da Alles. So kannst Du Dich schließlich auch an's Lachen über Deine Schwachheiten gewöhnen. Gutta cavat lapidem. Glaube mir, in solchen gering scheinenden Gemeinsprüchen trifft man oft auf das älteste, gediegenste Gold der Lebensweisheit. Sei überzeugt, fortgesetzter Kampf mit Dir selbst muß Dich belohnen. Nur hüte Dich vor allgemeiner Unzufriedenheit; es ist erstens der Traum aller Träume; und zweitens mit

einem ſolchen grilligen Herzen wie jetzt wäreſt Du in der beneidenswürdigſten Lage vielleicht noch unglücklicher als jetzt, denn da hätteſt Du dann nicht einmal mehr zu wünſchen, und Wünſchen iſt eine wahre Panacee des Lebens. Auf's Frühjahr wollen wir zuſammen vergnügt ſein und Du ſollſt Deine Litanei vergeſſen. Stärke Deinen Körper und denke etwas Kluges, oder gar Nichts. — Ich glaube wohl, daß es dort knapp mit Deiner Geſellſchaft iſt. — Ich wollte Dich bald curiren, wenn ich Geld und Freiheit hätte; eine tüchtige Reiſe ſollte Dir die Welt in einem ganz anderen Lichte zeigen. Schreibe mir bald wie der alte Erasmus — zufrieden und männlich."

Indem aber Friedrich ſo den Bruder aufzurichten ſuchte, hatte er ſelbſt einen harten Stand gegen ſeinen Vater. Es war natürlich, daß Söhne, indem ſie aus einem ſo ſtrengen Vaterhauſe traten, die Feſſeln deſſelben fröhlich abſtreifend, des Guten auch etwas zu viel thaten. Friedrich muß wohl leichtſinnig gewirthſchaftet haben, ſo daß ſeine Ausgaben die Einnahmen überſtiegen. Natürlich faßten ein Paar ſo ernſte Männer, wie der Vater und Oheim, die Sache ſchärfer auf, als ſie es verdiente. Friedrich's Antwort auf einen ſtrengen Brief des Vaters iſt zu charakteriſtiſch für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling, als daß wir ſie hier nicht ganz einfügen ſollten.

Friedrich an ſeinen Vater.

(Mai 1793.)

„Ich kann nichts thun, als mich ärgern, daß ein leichtſinniger Zug meines Charakters, den man herrlich finden

würde, wenn ich reich wäre, für Dich eine Quelle so vielen Kummers und so mannigfacher Sorgen wird. Aber erlaube mir, Dir noch einmal meine aufrichtige Meinung hierüber, sowie über Deine Drohung von dem baldigen Verlust Deines Zutrauens und der Erwähnung meines Onkels zu sagen. Du beurtheilst mich hierbei wirklich ganz einseitig, denn Du zählst nichts als meine jungen Jahre, wirfst mir unaufhörlich die oftmaligen Versprechungen vor, bedenkst aber nicht, daß natürlich Willenserklärungen erst mit dem Charakter Festigkeit erlangen, Entschlüsse von Dauer nicht in einer Jünglingsseele, sondern kaum in der zehnten Mannesseele zu Stande kommen. Kannst Du die Jugend oder das Knabenalter nach den Jahren zählen? Einige werden früher, Andere später männlich. Die früher Männlichen werden gemeinlich auch eher überreif, oder bleiben nachher stehen; die später Männlichen bleiben zwar länger in den Knabenschuhen stehen, aber dann geht's auch desto schneller in's männliche Alter hinüber. Die Schritte, die ich seit einem Jahre in dieser Rücksicht gethan, können Leute bemerken, die nicht vorher gegen mich eingenommen sind, wenn sie freilich nicht bestimmen können, ob ich dadurch gewonnen oder verloren habe. Denn dies ist der Zeitpunkt, wo es mit dem Charakter kritisch genug aussieht. Oft bringt man, wenn man zu sehr getrieben wird, aus den Kinderschuhen zwar Kenntnisse und Verstand heraus; aber das Herz ist zurückgeblieben. Wer weiß, ob Deine Briefe nicht in wenigen Jahren gar seltsam gegen die jetzigen abstechen, ob sie nicht gegen Dinge predigen, die sie jetzt empfehlen. Ich kenne selbst meine Uebergänge zu gut.

Ich weiß ſicher, daß ich Dich nicht überreden werde, daß meine jetzigen Entſchlüſſe natürlich zehnmal feſter ſein müſſen, als ſie es vor einem Jahre waren. Immerhin, wenn Du nur bald einſiehſt, daß ich jetzt richtig geſehen und wahr geſprochen habe. Wie iſt es möglich, daß Du wirklich im Ernſt einem jungen Menſchen Dein Zutrauen rauben willſt, der doch wenigſtens nicht ſchlecht denkt, und der nur nicht zum beſtimmten Termine Mann wurde — und um eines Fehlers willen, der nicht allein gemeinſchaftlicher Erbfehler der Jugend, ſondern auch äußerſt gewöhnlich unter Männern und Greiſen iſt, der allerdings im höchſten Grade verderblich iſt, aber, wenn er alles Zutrauen rauben ſollte, eine Kälte und ein Mißtrauen in die Welt einführen würde, das mehr ſchadet als der alte Fehler. Fern ſei von mir jede leere Entſchuldigung. Traue mir nur nicht zu, daß ich es nicht höchſt lebhaft empfände, wie ich mit meinem Gelde beſſer und ſparſamer wirthſchaften müßte. Ich habe Dir ſchon mündlich bezeugt, wie ſehr ich meinen Leichtſinn verabſcheue — in vier Wochen kann ich Dir freilich keine entſcheidenden Beweiſe meiner feſten Entſchlüſſe hierüber geben —, und wenn Du mir die Reiſe ſo hoch anſchreibſt, ſo ſollen ſich Dir gewiß die wenigen Thaler ſo gut verintereſſiren, daß Du mir zu Michaelis keine ſaure Miene mehr darüber machſt. Freilich wiederhole ich ſchon wieder, Du wirſt mir nicht glauben, Du wirſt Dich daran nicht erinnern laſſen wollen, daß unmündige Leute nicht gültige Verſprechungen machen können, weil man von der Lubricität ihres Charakters ſchon in den Geſetzen überzeugt iſt, und daß zu einem männlichen Entſchluſſe platterdings ein ſehr

feſter Charakter gehört, den ich ſelbſt jetzt noch nicht ganz habe, aber auch darauf rechne, daß man hier relativ urtheilt.

„Gewiß wirſt Du und der Onkel Euer, wie Ihr meint, unwiderrufliches Urtheil über mich noch einmal zurücknehmen, und dann bitte ich mir dieſen Brief wieder aus.

„Was Du mir von dem fortdauernden Unwillen des Onkels ſchreibſt, iſt mir zwar nicht neu, aber doch eben ſo befremdend als neu; und wie leicht iſt mir dieſes Befremden zu verzeihen, wenn ich das recapitulire, was ich ſchon vorhin geſagt: ich beging voriges Jahr einen übereilten und in mancher Rückſicht, wie Du mir ſelbſt ſchon zugegeben, ſehr verzeihlichen Streich. Daß der Onkel noch nach einem Jahre daran gedenken kann, iſt ein Zug, der mit ſeiner gewohnten Herzensgüte ſonſt incompatibel iſt und den ich mir gar nicht erklären kann.

„Wär' ich ein Menſch, ſchon tief in's männliche Alter vorgerückt, der eine unverzeihliche, völlig erwieſene Undankbarkeit gezeigt hätte, wer könnte dann mit meinem Onkel hadern? Aber ein Mangel an Zutrauen von einem jungen, höchſt übereilten Menſchen, der in mancher Rückſicht auf's Aeußerſte gebracht war, und glaubte, der Mann, zu dem er bittend gehen ſollte, ſei Urheber alles Uebels; der voraus überzeugt war, ſeine Bitte ſei vergebens: — dies ſoll verrathen, daß an einem jungen Menſchen nichts iſt, daß nichts aus ihm werden wird? dies ſoll ihm die Verachtung eines Mannes, den er liebt, in einem Alter zuziehen, wo man jede Erniedrigung doppelt fühlt, wo man ſich ſo mancher glücklichen Kräfte bewußt iſt und ohnmöglich ſich

mit einer ascetiſchen Strenge kann verdammen laſſen? Sage, lieber Vater, mußt Du mir nicht beiſtimmen? Dein Herz, ich weiß es zu gut, fühlt die Ungerechtigkeit dieſes Benehmens und kann ſelbſt an dem trefflichen Manne dieſe Hartnäckigkeit nicht ganz entſchuldigen, wenn er auch zehnmal Dein Bruder oder gar Dein Vater wäre, vorzüglich da man von ſo einem erfahrenen, gütigen Manne ein ganz fleckenloſes Betragen erwarten darf, aber nicht die Entſchuldigung, daß es ein Zug iſt, der jetzt unüberwindlich iſt. Wenn noch ſolche Leute unüberwindliche Züge und Neigungen haben, wer kann uns dann mit Recht Vorwürfe über Leichtſinn und paſſagere Unordnungen machen? Doch ich verlaſſe dieſe für mich ſo unangenehme Materie, von der ich mir nur gegen einen ſo gütigen Vater, wie Du biſt, der mich ſelbſt zur offenſten Freimüthigkeit aufgefordert hat, ſo frei zu reden erlaube.

„Als ich dieſen Brief anfing, war ich wieder im Begriff, ein Palliativ zu ergreifen, um mir fernere Vorwürfe zu erſparen. Du ſchreibſt mir ſo aufgebracht, daß ich wirklich Willens war, die hieſigen Schulden noch wieder heimlich zu decken; aber ich habe mir's beſſer bedacht. Ich will mich dieſem Unwillen ausſetzen, um nie wieder Vorwürfe über Heuchelei zu erhalten. Willſt Du ja nicht zahlen, ſo muß ich freilich ſehen, wie ich mir helfe; aber Du weißt dann doch Alles. Der Protonotar wird Dir hiermit die ſämmtlichen rückſtändigen Rechnungen ſchicken und ich erwarte Deine Entſchließung. Für dieſen Sommer wirſt Du zufrieden ſein müſſen, denn ich ſchränke mich ſo ſehr ein, als ich kann.

„Was meinen Fleiß belangt, ſo hab' ich keinen Treiber mehr nöthig. Ich hoffe, dieſen Sommer mehr zu lernen, als ich je gelernt habe. Die Arbeit ſchmeckt mir. Staatsrecht, Statiſtik, Völkerrecht und Referiren füllen meine Stunden völlig. Mich treibt eine Sehnſucht nach einer Anſtellung, wo ich bald von Deinem Beutel unabhängig bin. Die Wahl der Mittel überlaſſ' ich Dir gänzlich und erinnere nur, daß Sachſen jetzt die unvortheilhafteſte aller Ausſichten darbietet. Ubi bene, ibi patria.“

Zweites Kapitel.

„Lange währte der Zweifel, es konnte Keiner ihn ſchlichten,
Mancher ſchöne Kryſtall brach in dem feindlichen Stoß.
Nur die Liebe beſitzt den Talisman ewigen Friedens.
Da nur, wo ſie erſcheint, fließen die Maſſen in Eins.“

Novalis.

Die franzöſiſche Revolution hatte inzwiſchen nach und nach auch in Deutſchland alle Geiſter und Gedanken erregt und die leidenſchaftlichſte Partheinahme dafür oder dagegen hervorgerufen.

Hardenberg und ſein Bruder gehörten natürlich zu Denen, die ſich mit Grauen von den neuen Ideen abwendeten.

„Die Franzoſen werden noch toll“, ſchreibt Hardenberg an ſeine Frau; und als er in der Zeitung die Nachricht von der Hinrichtung des Königs las, ſchleuderte er das Blatt von ſich und brach, auf's Tiefſte erſchüttert, in die Worte aus: „Nun ich die Schandtthat habe leſen müſſen, will ich auch nie wieder eine Zeitung in die Hand nehmen.“ Er hielt Wort; ſpäter ließ er ſich nur berichten, was die Zeitungen brachten, er rührte keine wieder an. Gleichwohl aber konnte er nicht umhin, Gottes ſtrafende Gerechtigkeit in den wilden Thaten, die geſchahen, zu erkennen; vornehmlich aber für das königliche Haus die Buße

für die Bartholomäusnacht und die Sünden und Frevel Ludwig's XIV. und XV.

Der Comthur war ein noch eifrigerer Gegner; er beschäftigte sich überall mehr mit Politik, als der Bruder. Einzelne Notizen aus seinen Briefen kennzeichnen seine Anschauungsweise sehr deutlich.

An Hardenberg.

„Les nouvelles de la France sont horribles. On se perd dans les conjonctures. Les choses sont à leur comble. Louis XVI est cruellement puni des pêchés de ses predecesseurs.

„Unser guter und übrigens achtungswerther Freund Ferronnée ist ein enthusiastischer Demokrat und freut sich von Herzen über die verunglückte Flucht der königlichen Familie, ‚es möge ihnen auch gehen wie es wolle'! Ein Mann, außerdem so sanft und so weich! Was thut der Partheigeist nicht und der heimliche Groll, nicht von alt-adlicher Geburt zu sein! Du kannst leicht denken, daß er mich nicht bekehrt hat; ich habe ihm meine Meinung recht derb gesagt, so daß ich ihn stille machte; bekehrt habe ich ihn gewiß nicht.

„Die Nachrichten des Massacre vom 3ten übersteigen allen Glauben; über 1500, darunter 200 Priester und Bischöfe, die unter dem Schutz der Gesetze gemordet wurden; mich schaudert, was noch bevorsteht.

„Ich lege Dir sehr an's Herz, Miltitz *) bei jetziger

*) Dietrich von Miltitz, später sächsischer General, der Mündel Hardenberg's.

Lage ja nicht nach Hamburg zu schicken. Klopstock soll mehr als je fanatisch demokratisch sein; vermuthlich steht er mit auf der Liste Derer, die zu Bürgern von Frankreich erklärt worden sind. Miltitz ist wie Wachs, und bei dem Hang seiner ganzen Familie zum Absonderlichen drückt sich alles Auffallende leicht auf ihn ein, besonders in diesen Jahren, wo ein gewisser Erasmus sicher auch in diese Thorheit hineingegangen sein würde!"

Als die preußischen und deutschen Armeen in Frankreich eingerückt waren, schreibt der Comthur: „Du glaubst nicht, was diese französische Miliz für schlechtes, zusammengelaufenes Gesindel ist, des gens à sac et à corde. Damit will ich aber gar nicht sagen, daß die Parthei der Jacobiner nicht sehr mächtig ist; sie ist ja im Besitz von Allem, was mächtig ist; möchte sie nur einen bessern Gebrauch davon machen. Besser wäre es gewesen, wenn wir uns gar nicht hineingemischt hätten; aber glaubst Du nicht, daß eine höhere Vorsicht dies Alles so geleitet? Darum muß es ja wohl gut sein, und meine besten Wünsche begleiten diese Unternehmung."

Hardenberg's Söhne, so wie überall die Jugend, ergriffen dagegen lebhaft die Parthei der Revolution und ihrer Ideen; sie hielten sie für ein Gewitter, welches die trübe, schwere Luft reinigen sollte; die wilden Ausschreitungen schoben sie auf das Naturell des französischen Volks, das einer ihrer bedeutendsten Männer mit zwei Worten: „halb Tiger, halb Affe", charakterisirt hatte. Ihr ganzes Interesse wendete sich mit Feuer der neuen Zeit zu, und

dies um so mehr, als das damalige Deutschland ja in noch viel kleinere Länder und Ländchen zersplittert war, als die jetzige Generation es gekannt hat. In jedem dieser kleinen Kreise hatte sich der Particularismus sein besonderes Kleid gewoben; gegenüber den großen Fragen, welche die Revolution zur Erörterung brachte, bildeten diese kleinlichen, jämmerlichen Verhältnisse einen um so schärferen Contrast.

Wie viele von Haus aus tüchtig und gut angelegte Persönlichkeiten in diesen engen, verkrüppelten deutschen Verhältnissen erdrückt, verschroben und verkommen sein mögen, das läßt sich nur annähernd ahnen, wenn wir, um nur Einen zu nennen, in dem Leben Jean Paul's das mühevolle Ringen, seinem Geiste Nahrung zu verschaffen, seine Kräfte zu entwickeln, verfolgen. Und welche Zähigkeit des Willens, welch' eine Geisteskraft hat dazu gehört, daß er sein Genie so entfesselt hat, wie er es schließlich gethan! Und doch wie vieles von dem verschrobenen Wesen in seinen Schriften hat mit den verkümmerten Zuständen, die ihn preßten und seinen Gesichtskreis beschränkten, zusammengehangen!

Alter und Jugend aber mußten in jener Zeit und unter den gegebenen Verhältnissen in Bezug auf die neuen mächtigen Gedanken, die die Revolution flüssig gemacht, hart gegen einander treffen; so auch Hardenberg und seine Söhne, zwischen denen sich mehr und mehr Mißverstehen und Unzufriedenheit zeigt.

Hier ist der Punkt, wo sich uns das Räthsel löst, wie es zuging, daß ein so treuer, liebevoller Vater wie Hardenberg, dessen Vaterauge auf einem Sohne wie Novalis mit

Freude und Stolz hätte beruhen müſſen, dennoch mit Mißtrauen und Unzufriedenheit dem Sohne bis zu deſſen Tode gegenüber ſtand. Es war der Kampf zweier Zeiten, der ſich im Großen in der Weltgeſchichte vollzog, und der ſich hier im Kleinen in der einzelnen Familie zwiſchen dieſem Vater und ſeinen Söhnen nachbildete.

Jeder einzelne Menſch hängt weit mehr mit den geiſtigen Strömungen ſeiner Zeit zuſammen, als es oberflächlich erſcheint. Kommen nun ſolche gewaltige Wendepunkte wie am Ende des 18. Jahrhunderts, ſo treten die Gedanken und Zuckungen der Zeit in jedem irgend bedeutenden Menſchen erkennbarer hervor. Aber nur die Jugend iſt im Allgemeinen fähig, ihre Zeit richtig zu erfaſſen; denn jeder ältere Mann bringt den Maaßſtab ſeiner Jugend mit, und dieſer Maaßſtab will dann nicht mehr paſſen. Dazu kommt, daß gerade die warmen, frommen Herzen am leichteſten wähnen, das Chriſtenthum ſei in Gefahr, während daſſelbe doch in ſeinem innerſten Weſen unberührt bleibt, ob die Strömung der menſchlichen Meinung eine philoſophiſche, rationaliſtiſche, orthodoxe oder antichriſtliche iſt, ob es Monarchiſten oder Republikaner ſind, die ihre Meinung für die allein ſeligmachende halten.

Nun giebt es Naturen, die in ſich abgeſchloſſener oder ſchon mit dem Leben mehr fertig ſind; ſie ſchließen ſich in ſolchen Uebergangszeiten ſchroff von dem Neuen ab und ſpinnen ſich in ihre eigenen Ideen und unbeugſamen Grundſätze ein. So war in der Hardenberg'ſchen Familie der Comthur der Vertreter der alten Zeit, während der Bruder gerade auf der Scheide der alten und der neuen ſteht.

Unbewußt war er ſchon berührt von der neuen Strömung, denn für ihn war der Glanz der Familie, Reichthum und Anſehen nur eine untergeordnete Lebensfrage; einfache Verhältniſſe pries er ſeinen Kindern als die wünſchenswertheſten. Dennoch aber gehörte er mit ſeinem Bewußtſein noch ganz der alten Zeit an. Er hatte ſich in ſeiner Jugend ſeine Anſichten und Grundſätze heiß erkämpft, er hielt ſie für die allein richtigen; nun konnte es ſein Vaterherz nicht ertragen, ſie in ſeinen Kindern ſich anders geſtalten zu ſehen. Dies gab einen Conflict, der ſchmerzvoll in ſein und ſeiner Kinder Leben eingriff. Er ſah, daß Religion und Politik in ihnen andere Züge annahmen, und ſtemmte ſich mit allen Kräften dagegen. Daß er dabei mit einer an ſolchen Wendepunkten gewöhnlichen Inconſequenz verfuhr, war weder ihm noch den Söhnen klar; aber es kam dadurch etwas Launiſches, ja Despotiſches in ſein Weſen, was ihn ſelbſt verſtimmte und drückte, die Seinen ihm entfremdete und in ſein Schickſal einen tragiſchen Zug hineintrug, der ſpäter auch in ſeinem äußeren Geſchick zur Geltung kam.

Sehr charakteriſtiſch für die durch und durch ariſtokratiſche Natur Hardenberg's iſt die Antwort auf einen Brief des ſpäteren Staatskanzlers von Hardenberg, der ihm und ſeinen Brüdern vorſchlug, im Jahr 1779 ſich auch um den Grafentitel zu bemühen. Er ſchreibt ſpottend: „Daß Vetter Hans vom Hinterhaus gegraft iſt, wiſſen Sie; et il a eu l'insolence de faire alleguer dans le diplom ſeine Verdienſte um Deutſchland als Calenberg'ſcher Landrath! N'est ce pas en imposer bien gros-

sièrement à la posterité? Mon père n'attend, comme vous le sentez bien, que le consentement de vôtre branche, pour âcheter aussi cette distinction."

Hardenberg antwortete: „Ich habe mehrere Söhne und nicht so bedeutendes Vermögen, um jedem von ihnen ein sort zu gründen, und eine arme Grafenwirthschaft ist ein elend Ding. Außerdem aber ist mir der alte Freiherr lieber, als der neugebackene Graf!"

Es fanden jetzt häufig politische und religiöse Streitigkeiten zwischen den beiden alten Brüdern und den Söhnen statt. Erasmus opponirt lebhaft, während Friedrich sich schon jetzt mehr auf sich zurückzieht; ein Brief von ihm an Erasmus wirft ein Licht darauf.

„Ueber Deinen Streit mit den beiden altmodischen Köpfen will ich Dir nur Eins sagen, daß es mit allen solchen Controversen ein mißlich Ding ist und man zweierlei Gefahr dabei läuft. Einmal, einseitig zu urtheilen und sich hartnäckig zu machen, und dann wirklich Jenen Unrecht zu thun und von ihrer Seite nichts zu gewinnen. Daß jede Sache zwei Seiten hat, ist ein abgedroschener Gemeinplatz, der aber sogleich Leben und Neuheit gewinnt, wenn man mit ihm jeden Schritt im alltäglichen Leben mißt und seine Anschaulichkeit bis zu einer Art von Instinct erhöht. Stilles Zurücktreten in sich selbst, leise Abwägung der mancherlei Verhältnisse des menschlichen Lebens und eine Bescheidenheit, die man fast nicht zu weit treiben kann, sowohl im innern als im äußern Leben sind einige Hauptingredienzen der wahrsten Philosophie des Lebens, deren

vortheilhaften Einfluß man faſt mehr im Ganzen als im Einzelnen bemerkt."

Die kleinlichen Verhältniſſe in Sachſen waren nicht geeignet, emporſtrebende junge Leute zu feſſeln, und Friedrich wünſchte darum lebhaft in preußiſche Dienſte zu gehen. Die Keime, die der Oheim Bölzig in den Knaben gelegt, wenn er von Friedrich dem Großen mit Begeiſterung ſprach, trugen jetzt ihre Frucht.

Der damalige Miniſter von Hardenberg, der ſpätere Staatskanzler, erklärte ſich bereit, Friedrich eine Anſtellung in Preußen zu verſchaffen. Allein während noch mit ihm unterhandelt wurde, traten bei dem Vater die lebhafteſten Bedenken ein, den Sohn in das Haus des Vetters nach Berlin zu geben, deſſen Grundſätze, ob er ihn gleich perſönlich ſehr lieb hatte, nicht nach ſeinem Sinne waren. Doch mochte er dieſen Grund dem Sohne nicht mittheilen, ſondern ſchlug ihm vor, einſtweilen zu ſeiner praktiſchen Ausbildung nach Tennſtedt zu dem Kreisamtmann Juſt zu gehen. Friedrich willigte ungern in dieſen Plan, und nur die Vorſtellung, daß damals beide Güter der Familie in Sachſen lagen und es alſo wünſchenswerth für ihn war, mit den ſächſiſchen Rechts- und Landesverhältniſſen vertraut zu ſein, bewogen ihn, nach Tennſtedt zu überſiedeln, in der Hoffnung, dann ſpäter nach Preußen gehen zu können.

Der treffliche Kreisamtmann Juſt ward bald einer ſeiner vertrauteſten Freunde. Wie Hardenberg aber überhaupt war, wie er arbeitete und wie ſich ſchon hier die Gewalt ſeiner Perſönlichkeit gezeigt, die ſpäter Viele mächtig hingeriſſen hat: das ſehen wir am beſten aus dem Urtheil,

das dieser durch und durch praktische Mann über unseren Freund ausspricht.

„Ich sollte sein Lehrer und Führer werden", so schreibt derselbe, „aber er ward mein Lehrer. Nicht nur, daß ich selbst in denjenigen Fächern, wo ich ihn vielleicht durch Erfahrung und Uebung an Kenntnissen übertraf, alle meine Kraft aufbieten mußte, um seinem Forschungsgeiste, der sich mit dem Gemeinen, Bekannten und Alltäglichen nicht begnügte, sondern das Feine, das Tiefe, das Verborgene überall aufsuchte, einige Genüge zu leisten; sondern auch hauptsächlich, daß er mich mit sich fortriß, mich von den Fesseln der Einseitigkeit und Pedanterie, in die ein vieljähriger Geschäftsmann so leicht eingeschmiedet wird, befreite, mich zu vielseitiger Ansicht desselben Gegenstandes nöthigte, mich zu den Idealen, die seinem Geiste immer vorschwebten, so weit es mir meine Schwerfälligkeit erlaubte, erhob und den fast entschlummerten ästhetischen Sinn in mir weckte.

„Wer würde es aber vermuthet haben, daß dieser junge Mann, um sich zu einem Geschäftsmann zu bilden, die Mühe nicht scheute, dieselbe Arbeit zwei-, dreimal ganz umzuschaffen, bis sie so erschien, als sie nach seiner Meinung sein sollte? Daß er sich ganze Seiten von gleichbedeutenden oder abweichenden Wörtern auszeichnete, um die Abwechselung und Präcision des Ausdrucks bei Geschäftsaufsätzen in seine Gewalt zu bekommen? Daß er die gemeinsten Geschäfte des Praktikers mit eben dem Fleiße bearbeitete, als diejenigen, die ganz eigens für seinen Geist berechnet waren?

„Aber er wollte das, was er sein wollte, nicht halb, sondern ganz sein. Nichts trieb er oberflächlich, sondern Alles gründlich. Dabei kam ihm die herrliche Anlage, das Gleichgewicht aller Geisteskräfte und die Leichtigkeit, womit er Alles betreiben konnte, vorzüglich zustatten. Ein neues Buch durchlas er in dem vierten Theile des Zeitraumes, den wir anderen Erdensöhne dazu nöthig haben. Dann legte er es still bei Seite, als ob er es nicht gelesen hätte. Wenn nun nach Wochen oder Monaten über dieses Buch gesprochen ward, so war er im Stande, den ganzen Inhalt desselben zu erzählen, die bedeutendsten Stellen anzuführen, über seinen Werth ein bestimmtes Urtheil zu fällen und dabei zu sagen, ob und warum er es dem oder jenem Freunde zum Lesen empfehlen könne, oder nicht. So las er, so arbeitete er, so studirte er — auch die Menschen. Und so war es möglich, daß er in einem so kurzen Leben das leistete, was er geleistet hat."

Es war am 17. November 1794, als Hardenberg auf einer Geschäftsreise, welche er mit Just unternahm, nach Grüningen kam. Er ahnte nicht, daß er hier das Mädchen finden sollte, welches einen so bedeutenden Einfluß auf sein Leben auszuüben bestimmt war!

Das Gut Grüningen bewohnte ein Herr von Roggenthin mit seiner Familie; seine Frau war zuerst an einen Herrn von Kühn verheirathet gewesen. Aus beiden Ehen waren Kinder entsprossen, welche in lieblichem Kreise die Eltern umgaben. „Die Mutter mit den schönen Kindern" wurde Frau von Roggenthin in der Umgegend genannt, und unter diesen schönen Kindern war die dreizehn-

jährige Sophie von Kühn das schönste, die Rose von Grüningen.

Man konnte sich kaum einen größeren Contrast zweier Häuser denken, als den, welcher Hardenberg zwischen seinem elterlichen Hause und dem Sophiens entgegentrat. Jenes trug den Charakter der Abgeschlossenheit und eines fast düsteren Ernstes; dieses öffnete seine Thore weit und lud Jedermann in seine heiteren, gastlichen Hallen, der sich seines Lebens freuen wollte. Freilich aber ging dagegen durch das Hardenbergische Haus ein Zug nach höheren, idealen Gütern, von dem man in Grüningen nicht einmal eine Ahnung hatte.

Der joviale Roggenthin, ein tüchtiger Landwirth, kannte nichts Besseres, als ein frohes, gastfreies Leben; die Mutter war mit den Töchtern um die Wette schön und lebenslustig; dabei war das Leben dennoch ein praktisches. Arbeit und Vergnügen gingen Hand in Hand. Die Töchter waren trotz ihrer Jugend gute Wirthinnen und führten abwechselnd den Haushalt. Die französische Gouvernante Sophiens und der jüngeren Kinder, Jeannette Danscour, eine originelle ältere Person, gehörte ganz zur Familie. Stets waren Gäste da, um deretwillen aber keine Umstände gemacht, nur die Braten größer genommen, die Kuchen öfter frisch gebacken wurden; sie hausten mit im Garten, in der Kinderstube, wo die Familie gerade war. Die Jugend tanzte, sang, spielte in ausgelassenster Fröhlichkeit; Neckereien und Scherze flogen hin und her; Haus und Garten, die prachtvolle alte Lindenallee, wiederhallten von Lachen und Singen. Politische und kirchliche Fragen, überhaupt geistige Dinge

machten Niemand unnöthiges Kopfzerbrechen; ein heiterer, froher Lebensgenuß war das Element der Familie. Aber bei aller Luſtigkeit war eine große Reinheit, Unverdorbenheit und Harmloſigkeit der Grundzug Aller.

Dies heitere Weſen ſtach gegen den freudloſen Ernſt im Hardenberg'ſchen Hauſe, hervorgerufen durch die ſtrengen Anſichten des Vaters und die Kränklichkeit der Mutter, glänzend ab. Ebenſo contraſtirte das unſchuldige Weſen der Kühn'ſchen Schweſtern ſehr anmuthig mit den raffinirteren geſelligen Kreiſen in Leipzig, Weißenfels und Wittenberg, die Hardenberg bisher beſucht hatte.

Natürlich, daß ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling ſich mit Entzücken in ein ſo friſches Jugendleben warf! Er ſchreibt an Frau von Thümmel, geb. von Kühn, Sophiens Stiefſchweſter:

„Ein ſeltener, ſchöner Zufall hat mich in den Kreis einer Familie geführt, wo ich gefunden habe, was ich faſt nicht zu hoffen wagte. Was die Geburt mir verſagte, hat das Glück mir gegeben. Ich vermiſſe in meinem Geburtskreiſe, was ich in einer fremden Mitte beiſammen ſehe. Ich fühle, daß es nähere Verwandtſchaften giebt, als die das Blut knüpft; ich finde, daß der Zufall in eine ſehr mütterliche Laune für mich gerathen iſt, indeß der gewöhnliche Schlendrian mir ſo viel als möglich die übelſten Dienſte von der Welt leiſtet."

Der Eindruck, welchen das Haus in Grüningen auf Hardenberg machte, würde aber nicht ſo ſtark und tief geweſen ſein, wenn nicht Sophie, deren ſchlanke, zarte Geſtalt mit dem Zauber des Kindes und der Jungfrau zu-

gleich umgeben war, mit den feinen, edlen Zügen und den wunderbar schönen, dunklen Augen, „das lockige Köpfchen, das nur über der holden Gestalt zu schweben schien", wenn diese Sophie nicht gewesen wäre! Ihre Schönheit nahm den ganzen Sinn des werdenden Dichters gefangen; in dieser tadellos anmuthigen Hülle glaubte er das Ideal zu finden, das er längst gesucht, und daß sie ihm so ganz unbefangen, fast ganz wie ein Kind entgegentrat, verlieh ihrer Schönheit das Unbewußte, Reizende. Er trug alle die Eigenschaften des Geistes, die er selbst besaß, oder die er bei seiner Geliebten suchte, in sie hinein, er nannte sie „Sacontala", weil er glaubte, daß es mit ihr gehen würde wie in jenem lieblichen indischen Mährchen, in welchem sich aus dem kindlichen, traumhaften Mädchen die edle geistige Frau entwickelt; er hoffte, daß die Blüthen des Geistes seiner Sophie sich zur vollen Schönheit entfalten würden, — aber er liebte sie auf den ersten Blick und bis zum letzten, wie einst Dante seine Beatrice liebte. —

Ob Hardenberg's Hoffnungen je erfüllt worden wären, wenn die Geliebte länger gelebt hätte? Es ist zweifelhaft; die ganze Sinnesart ihrer Familie zeigte viel Liebenswürdigkeit, aber wenig Tiefe. Seine Liebe zu Sophie war der Jugendtraum seines Jünglingslebens; ihr früher Tod verlieh ihr den Zauber, der eine Zeit lang fast zerstörend auf ihn wirkte. Hardenberg machte Sophien zur Muse seiner Dichtung, wie Raphael seiner Madonna die Züge seiner Geliebten gab und Dante seine Beatrice zur Führerin durch's Paradies erhob.

Leider sind uns die Briefe nicht aufbewahrt, in denen Friedrich seinem Bruder Erasmus offenherzig den ersten Eindruck, den Sophie von Kühn auf ihn gemacht hat, schilderte; aber die eingehenden Antworten von Erasmus geben ein treues Spiegelbild der Empfindungen des Bruders. Er schreibt unterm 28. November 1795, also elf Tage nachdem Friedrich zum ersten Male nach Grüningen gekommen war, wie folgt:

„Wernsdorf, 28. November 1794.

„Ich gestehe Dir, als ich Deinen lieben Brief erbrach, wunderte ich mich Anfangs. Ich bin aber zu sehr an außerordentliche Fälle und Begebenheiten in unserm Leben und besonders in diesem Punkte gewöhnt, als daß ich mich nicht bald hätte hineinfinden sollen.

„Daß Dein Brief Ueberlegung brauchte, wenn ich ihn ordentlich beantworten sollte, siehst Du selbst ein, und deswegen ging ich gestern den ganzen Tag im Walde herum, in tiefes Nachdenken versunken; heute früh war er wieder mein erster Gedanke und jetzt fühle ich mich vollkommen im Stande, Dir zu antworten.

„Deine Aufforderung, Dir mit Humanität zu antworten, Deine Ungewißheit, ob meine Seele weiter als mein System sei und ob ich Dich verstehen würde, könnte mich böse machen, wenn wir einander nicht das wären, was wir uns sind. Jetzt schreibe ich es auf Rechnung der leidenschaftlichen Stimmung, in welcher Du warst; denn sonst hättest Du mich doch besser kennen sollen, als Du mich zur Humanität gegen Dich aufrufen zu müssen glaubtest,

oder einen Zweifel hegen konnteſt, ob ich Dich auch verſtehen würde?

„Du wünſcheſt, ‚ich ſoll mein Urtheil ſuspendiren‘. Brüderchen, das hätt' ich ohnehin gethan, denn ohnerachtet der außerordentlichen Aehnlichkeit unſerer Charaktere, die ſich mit verſchiedenen Nüancen in den meiſten unſerer Handlungen, Ideen und Empfindungen äußert, und mich oft bis zum Erſtaunen überraſcht hat, ohnerachtet ich Dich vielleicht beſſer kenne als jemand anders: ſo wäre es doch viel gewagt und zeugte von großem Selbſtvertrauen, wenn ich über Deine Verhältniſſe mit einer dritten Perſon, die ich platt gar nicht kenne, wo ich alſo gar nicht entſcheiden kann, was Ihr Euch jetzt ſeid, viel weniger was Ihr Euch ſein werdet, beſtimmt aburtheilen ſollte. Daß ich Dir aber nicht im Allgemeinen meine Meinung ſagen ſollte und zugleich Dich brüderlich warnen, daß Du nicht vielleicht Dein Herz mit Deinem Verſtande davonlaufen läßt, das verbietet mir meine glühend heiße Liebe zu Dir und meine Vorſorge für Dein Beſtes.

„Ich bin zwar feſt überzeugt, wenn Du auch eine Unbeſonnenheit begingeſt und hinterher es einſäheſt, daß Du Dich nicht darüber todtgrämen oder dadurch aus Deiner männlichen Faſſung würdeſt bringen laſſen. Du würdeſt es ſo viel als möglich zu verbeſſern ſuchen, es mit Geduld ertragen und dabei immer fidel bleiben. Es würde Dir aber doch dadurch eine Art des feinſten Lebensgenuſſes entzogen, und der Verluſt würde Dir um ſo mehr auffallend ſein, je mehr Du fühlteſt, daß Du ſeine Freuden durch Deine eigne Schuld entbehren müßteſt; und je größer Dir

das Glück Anderer erſchien, die Deiner Meinung nach vollkommen glücklich verheirathet wären, deſto höher würde Dein eignes Unglück im Preiſe ſteigen und Dir manche unangenehme Stunde bereiten. Alle Leidenſchaften ſind ſich einander in Rückſicht der Wirkung auf den Menſchen gleich, d. h. alle berauben ihn, wenn ſie heftig ſind, des freien Denk- und Handlungsvermögens; und unter dieſen Umſtänden muß ein guter Freund ihm zureden und ihm durch Schwächung der Leidenſchaft wieder dazu zu verhelfen ſuchen. Und Leidenſchaft, Brüderchen, bleibt es doch, Du magſt es nun mit einem Mantel zu bemänteln ſuchen, wie Du willſt. Das Augenblickliche, Hervorſpringende, Beſtimmte zeugt für das Daſein einer Leidenſchaft; und ſollte die nicht im Stande ſein, Dich auf einige Momente blind zu machen? Nicht allein aus Deinem eignen Munde, aus Erfahrung weiß ich es: Dein Herz iſt im höchſten Grade empfänglich und offen für den Eindruck, den das höchſte Ideal der ſchönen Natur, ein ſchönes, unſchuldiges Mädchen, auf jeden Menſchen von Gefühl machen muß; aber auch Genie biſt Du im eigentlichſten Verſtande, Deine Seele immer begierig nach neuer Beſchäftigung und daher an Veränderung gewöhnt. Sollte wohl nach dieſen Prämiſſen Dein immer reger Geiſt ſich lange Jahre hindurch an ein einziges Weſen binden und ſo unauflöslich feſſeln laſſen, daß ihm nicht einmal während dieſer ganzen langen Zeit der Gedanke einfallen ſollte: Wie? wärſt Du nicht um Vieles glücklicher, wenn Du nicht an ſie, oder wenn Du an eine Andere das Schickſal Deines Lebens geknüpft hätteſt? Und wenn er Dir einfiele, würdeſt Du dann

nicht Alles aus dieſem Geſichtspunkte anſehen? würde Dir Deine Lage nicht vielleicht viel unglücklicher vorkommen, als ſie wirklich iſt? Im Anfang ſiegt der Reiz der Neuheit; aber ſollte wohl die Macht der Gewohnheit, wenn Du einige Jahre in ihrem Beſitz wareſt, beſtändig ſo viel über Dich vermögen, daß Du, wenn auch der Spiritus Deiner Jugend verflogen iſt und eine Reihe von Jahren Dein ſanguiniſches Temperament in ein choleriſches verwandelt hat, daß Du auch alsdann noch, wenn Du all' ihre Schwächen und Mängel gegen ihre Vorzüge haſt abwägen können, ſie für ein Ideal der Liebenswürdigkeit anſiehſt? Wenn Du ſie aber nicht mehr dafür halten kannſt, ſo fehlt Deinem Blute die Leichtigkeit, ſich wie ehedem über ſo etwas hinwegzuſetzen.

„Nun noch einige Zweifel, wegen des Mädchens, deren Beantwortung ich wünſche.

„Du ſchreibſt mir, eine Viertelſtunde hätte Dich beſtimmt. Wie kannſt Du in einer Viertelſtunde ein Mädchen durchſchauen? Noch überdies ein Mädchen von ſo außerordentlichen Eigenſchaften, wie Du mir jenes beſchreibſt? Wenn Du mir ‚ein Vierteljahr' geſchrieben hätteſt, ſo hätte ich noch Deine Talente in der Kenntniß des weiblichen Charakters bewundert, aber ‚eine Viertelſtunde', denke nur ſelbſt an eine Viertelſtunde, das klingt gar zu wunderbar, da muß ich Leidenſchaft, den ewigen Unruhgeiſt, dahinter vermuthen.

„Wer bürgt Dir dafür, wenn ſie auch jetzt Dir noch keine gemeinen Seiten gezeigt hat, daß ſich auch in der Folge bei mehrerer Entwicklung ihres Charakters keine

Gemeinheit äußern werde, die, wie Du ſelbſt ſagſt, kein eigentlicher Fehler, ſondern Natur iſt? Wer bürgt Dir dafür, wenn ſie jetzt unverdorben iſt, daß ſie auch in der Folge, wenn ſie in die Welt kommt, unverdorben bleiben wird? Denn einmal muß ſie doch in die Welt, und wenn ihre Eltern ſie nicht hineinführen, ſo kommt dies Aemtchen auf Dich; und je ſpäter, je ſchlimmer, denn die Menſchen ſind am leichteſten zu verführen, die am unbekannteſten mit der Welt und am längſten gewöhnt ſind, alle Menſchen aus dem Lichte anzuſehen, aus welchem ſie ſie aus ihrer Eltern Hauſe ſahen. Schönheit iſt eine gefährliche Klippe, an welcher ſchon manches Mädchens Tugend und öfter des vorzüglichſten und beſten geſcheitert iſt. Wer ſagt Dir endlich gut, daß dies Mädchen, welches überdem erſt vierzehn Jahre alt iſt, nicht veränderlich ſein wird? Daß ſie Dich nicht, wenn ſie, wie das bei ihrer Schönheit nicht anders möglich iſt, von vielen Andern fêtirt wird, alsdann vergeſſen und Dir untreu werden wird? Und wie würde es Dich verdrießen, Dein ganzes ſchönes Gebäude von mehreren Jahren auf einmal von einem Schurken eingeriſſen zu ſehen! Und von einem Mädchen von vierzehn Jahren iſt es wahrlich viel verlangt, daß ſie Dir von jetzt an treu bleiben ſoll. Biſt Du aber davon feſt überzeugt, daß ſie dieſer Forderung ganz entſpricht, ſo hat ſie ſchon eins von den Haupterforderniſſen einer wirklich guten Frau, und dann rath' ich Dir, ſie ſchärfer auf's Korn zu nehmen. Ueberhaupt gefällt mir Deine ganze Art nicht, Dich in das Mädchen zu verlieben; Du biſt mir ſo tragiſch, lieber Freund; und ſelbſt wenn Du ſie heirathen willſt, ſollteſt

Du die Sache aus einem leichteren Gesichtspunkt ansehen. Auch Deine Freundschaft mit der Juſt gefällt mir, offen gestanden, nicht. Ich wollte wetten, das ist ein empfindsames Mädchen, die die Großmüthige spielen will, dabei aber Coquetterie genug besitzt, um einzusehen, daß sie sich gerade dadurch Deine Achtung und Freundschaft erwirbt. Es kann sein, ich irre mich; aber überlege Dir Alles ja genau, ob ich nicht überall, wenigstens hin und wieder, Recht habe. Prüfet Alles und das Beste behaltet.

„Das, was mir am meisten an Deinem Briefe mißfällt, ist das kalte, entschlossene Wesen, welches in Deinem ganzen Briefe herrscht; es zeugt von so vieler Beharrlichkeit in seinem Grundsatz, die ich Dir wahrlich jetzt nicht wünsche. Ich kenne wirklich das ganze Local zu wenig, um ganz zuwider zu sein, und bin mehr gegen Dein Heirathen im Allgemeinen, als gegen Deine Verheirathung mit diesem Mädchen. Wenn aber Deine sententia einmal sic stat, so begleiten Dich auch da meine wärmsten Wünsche für Dein Bestes; und wenn ich Dir hierbei meine Neigung auf eine thätige Art beweisen könnte, so würde ich es mit Freuden und von Herzen gern thun, damit ich Dir von Neuem zeigen könnte, daß meine Liebe zu Dir unveränderlich und ihre Grenze nur der Tod ist."

Man sieht aus diesem Briefe, Erasmus ist durchaus nicht angenehm überrascht von der Leidenschaft seines Bruders; er findet ihn auch viel zu jung, um jetzt schon an eine Verbindung denken zu dürfen. Erasmus' Briefe sind das Einzige, was aus dieser Zeit vorhanden ist; sie mögen

uns denn das Weitere berichten und die ernsten Pläne darlegen, die Friedrich, um Sophie früher besitzen zu können, entwarf.

Erasmus an Fritz.

„Wernsdorf, 10. December 1794.

„Wie freue ich mich, daß Du so schnell geantwortet. Das Gefühl, einen Bruder zu haben, auf den man sich selbst in Kleinigkeiten verlassen, unumstößlich fest verlassen kann, auf dessen Wort man wie auf Felsen bauen kann, tausche ich nicht um alle Güter und Schätze der Erde. Nur die Möglichkeit, die große Hälfte des Einen, und zwar (das dächt' ich, wüßtest Du) des mir Liebsten zu verlieren, kann mich bewegen, Dir noch Einiges, vielleicht Deinen Wünschen und Deiner jetzigen Denk- und Handlungsweise nicht ganz Gemäßes über Deinen gegenwärtigen Lebensplan mit Freimüthigkeit zu sagen.

„Außerordentliche Menschen müssen außerordentliche Schicksale haben; ohnstreitig gehörst Du zu den Ersteren, also müssen die letzteren Deine Begleiter sein. Nur Du konntest Dich so von dem tummelvollen Schauplatz dieser Welt, wo Du ohne Zweifel eine brillante Rolle gespielt haben würdest, in die anspruchlosere Einförmigkeit des bürgerlichen, in den stillen Frieden des häuslichen Lebens zurückziehen.

„Dem ersten Anschein nach muß dies einem Jeden, der Dich und Deine Verhältnisse vorher so genau kannte als ich, paradox vorkommen; im Grunde ist es aber das hier nicht. Ein alltäglicher Mensch geht so seinen Weg

durch's Leben hin, d. h. er lebt, nimmt ein Weib und ſtirbt, ohne die Extreme anders als vom Hörenſagen zu kennen. Dich hingegen treiben ſie von der Wiege an in dem Ocean der Welt von einem Eilande zum andern. Oede und unbewohnt, oder wohl gar unſicher durch wilde Thiere und Menſchen, mußteſt Du ſie oft, kaum angelandet, wieder verlaſſen. Glücklich biſt Du, wenn Dich das Letzte in den längſt erſehnten Port der Ruhe, der Zufriedenheit und der ſtillen Glückſeligkeit bringt. Ich fürchte, ich fürchte aber ſehr, das, was Du in der Entfernung für einen Hafen hältſt, ſind Klippen, von welchen Du wieder in das weite Weltmeer zurückprallen wirſt, um eine neue Fahrt, reich an Gefahren und Abenteuern, zu beginnen. Wenn Du ſtatt zweiundzwanzig Jahre ſechsundzwanzig zähleteſt, ſo würd' ich ſagen: Fritz macht einen klugen Streich, daß er ſich ſchon frühzeitig dem Getümmel der großen Welt entzieht. Jetzt muß ich ſchweigen, denn meiner Meinung nach ſind zweiundzwanzig Jahre zu frühzeitig. Dein eigner Brief beſtärkt mich in der Muthmaßung, daß Du einige Jahr zu früh zu leben aufhörſt.

„Liegt der Würfel einmal, ſo iſt auch unſer Schickſal für immer entſchieden; tragen müſſen wir's alsdann mit Geduld, es ſei gut oder böſe. Und daß man ſich da doch beſinnen, recht beſinnen müſſe, das wirſt Du mir zugeben.

„‚Beſtändigkeit in meinen Ideen und beharrlicher Muth in der Ausführung meiner Entwürfe fehlt mir noch!' So lauten Deine eignen Worte. Was heißt das anders als: Es fehlt mir noch an Feſtigkeit des Charakters oder an Standhaftigkeit, meine

Wünſche für immer auf einen Punkt zu concentriren! Und mit dieſem Gefühl Deiner ſelbſt beharrſt Du noch bei Deinem Entſchluſſe? Einen ſolchen Entſchluß gut durchzuführen, dazu gehört mehr als gemeine Klugheit, Geiſtesgegenwart, Muth und unerſchütterliche Geiſtesbeharrlichkeit; und wenn Du auch die beiden erſten in einem hohen Grade beſitzeſt, ſo muß Dir doch eben der Mangel der beiden letzteren unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſetzen. ‚Zufall und Empfänglichkeit waren bis jetzt Deine Führer, Beſtimmung und Humanität ſollen es in's Künftige ſein!‘ Und doch ſoll der Zufall die wichtigſte Begebenheit Deines Lebens, die Wahl Deiner zukünftigen Frau, Deiner treueſten Freundin und Begleiterin, beſtimmen? Dann erſt, wenn Beſtimmung und Humanität Deiner Wahl den Ausſchlag geben werden, dann und nicht eher werde ich Dir zurufen: ‚Fritz, Du haſt klug, Du haſt lebensweiſe gehandelt.‘

„Das Project, Dich dem Vater ſubſtituiren zu laſſen, hat zwar dem Anſehn nach viel Blendendes. Aber ich habe doch zweierlei Einwendungen dagegen, die ich Dir auch ohne Zurückhaltung ſchreiben werde, wenn Dich gleich die Realiſirung dieſes Projects bei Deinen jetzigen Ausſichten Deinem Ziele näher bringt.

„Erſtens, wer verſpricht Dir denn die gewiſſe Ausſicht auf die Stelle des Vaters bei deſſen Lebzeiten? Der Churfürſt iſt ein Feind von allen Subſtitutionen des Sohnes für den Vater, das iſt eine bekannte Sache. Graf Wallwitz iſt des Vaters Freund nicht. Es ſind eine ganze Menge anderer Competenten, die mehr Protection und

gerechtere Anſprüche auf dieſe Stelle haben, weil ſie dem Herrn ſchon länger dienen. Glaubſt Du, daß bei dieſem Allen Deine Geſchicklichkeit prävaliren wird, die vielleicht größer iſt als die der Anderen? und glaubſt Du, daß die Verdienſte des Vaters den Söhnen bei Beförderungen etwas helfen werden? Ich dächte doch, Du kenneteſt die Welt beſſer! Du wendeſt mir vielleicht Oppelten ein? Ja, lieber Fritz, unſer Vater iſt auch kein Wilder-Sauen-Papa, noch viel weniger ein luſtiger Rath oder Hanswurſt! und nur das ſind die Leute, die hier zu Lande belohnt werden!

„Geſetzt aber auch, Du erhielteſt die Stelle bei Lebzeiten des Vaters, ſo müßteſt Du doch eine Zeit lang vorher unter ihm und, wenn Du ſie erhalten hätteſt, vielleicht mehrere Jahre mit ihm arbeiten, und daher faſt immer um ihn ſein. Nun dächte ich doch, müßte Dich eine zweiundzwanzigjährige Erfahrung hinlänglich belehrt haben, daß Ihr Beiden nicht zuſammenpaßt, daß die große Verſchiedenheit Eurer Denk- und Handlungsweiſe eine Kluft zwiſchen Euch befeſtigt hat, ſo daß, wenn Du auch nach Deinen Grundſätzen, daß man mit allen Menſchen auskommen könne, zu einem Vergleich die Hand böteſt, der Alte doch niemals ihn annehmen, ſondern vielmehr mit Unwillen von ſich weiſen würde. Blinder Religionseifer und unbedingte Feindſchaft gegen Alles, was Neuerung heißt, haben eine Scheidewand zwiſchen Euch aufgerichtet, die weder Toleranz von der einen, noch Bekehrungseifer von der andern Seite einreißen werden.

„Daß ich aber jetzt die große Hälfte von Dir verlieren

ſoll, darüber kann ich meinen gerechten Schmerz nicht bergen. Sonſt beſaß ich die größte Hälfte Deines Herzens, jetzt beſitzt ſie Sophie. Ich weiß, was Du mir einreden wirſt, ob ich glaubte, daß Deine Seele ſo enge ſei, daß ſie nicht mich und Sophien zu gleicher Zeit beherbergen könne? Aber das iſt nichts, Brüderchen; wer ſich einmal verlobt hat, mit dem iſt es für ſeine Freunde vorbei, es iſt nichts mehr mit ihm anzufangen. Ich will Euch aber nicht untreu werden. Ihr ſollt ſtets an mir das behalten, was ich Euch jetzt bin. Du ſollſt, wenigſtens durch mich, nicht in die unangenehme Lage kommen, es zu fühlen, wie ſchwer es Einem wird, Jemanden, der uns viel war, zu verlieren. In die Lage wie ich, von Jemandem die große Hälfte zu verlieren, der Einem Alles war, kannſt Du nie kommen, weil Du nicht ſo wie ich von Menſchen abhängig biſt, und deswegen konnte nur Deine gutmüthige brüderliche Toleranz, nicht die Wahrheit, es ſagen: Du würdeſt mir in einem ähnlichen Falle einen eben ſolchen Brief, als ich Dir jetzt, geſchrieben haben. Aber eben, weil ich fühle, daß ich abhängig bin, daß nichts Drückenderes und zugleich Beſchimpfenderes iſt für einen Mann als Weiberherrſchaft, und daß ich doch vielleicht im Stande wäre, in einer unbeſonnenen Stunde meine Hand und mein Herz an ein gemeines Mädchen zu verſchenken, von der ich nachher nicht los könnte, ohne wortbrüchig zu werden, ſo werde ich, feſt ſteht jetzt mein Entſchluß, in Zeit von drei Jahren

Novize des deutſchen Ordens.

Schon die Klugheit fordert es bei einer ſo anſehnlichen Familie, daß nicht alle Brüder heirathen; gern will ich

mich zuerſt freiwillig dem allgemeinen Beſten opfern. Allerdings entbehre ich dadurch ein großes Glück; aber ich will mir mein Schickſal dadurch, daß ich oft mit Euch lebe und Euere Familien als die Meinen anſehe, erleichtern. So will ich als Euer treuer Gefährte durch's Leben wandeln, Euch helfen und in meinem Beruf meinen Nebenmenſchen ſo viel nützen, als ich kann, ſo lange fidel mit Euch ſein, bis mich der luſtige Tod aus der Welt jagen wird.

„Daß Du willſt, daß ich Sophie zu Oſtern ſehe, das machſt Du nicht dumm; Du kennſt meine Schwäche für's weibliche Geſchlecht und hoffſt an ihr die beſte Fürſprecherin zu haben; allerdings muß ſie ein ſehr liebenswürdiges Mädchen ſein, da ſie Fritz, den Flatterer, mit Demantfeſſeln feſſeln konnte. Meine beſten Wünſche, daß Du an der Hand Deiner Sophie die drei Ungeheuer im Labyrinth des menſchlichen Lebens: Hypochondrie, Mißmuth und Langeweile, umbringen magſt."

Erasmus an Fritz.

„Wernsdorf, 12. December 1794.

„Nachgerade, lieber Fritz, denke ich aber doch, ſoll mein Horizont wieder anfangen, ſich aufzuhellen; denn, je mehr ich von Deinen Briefen ſehe, deſto klarer und deutlicher wird es mir, deſto feſter fang' ich an, mich zu überzeugen, daß Dein Entſchluß ſicher und gewiß ſteht; und nur ſo lange konnte ich Deinetwegen in Sorgen ſein, ſo lange es mir zweifelhaft ſchien. Nicht Dein Entſchluß, nur ſeine Ungewißheit bekümmerte mich. Der Menſch, vorzüglich der

Mann, kann Alles, was er recht will, und deswegen ist mir für die Ausführung nicht bang.

„Die ganze Erzählung Deines Fortschreitens von der Wiege bis zu Deinen männlichen Jünglingsjahren zauberte mir mit unbeschreiblicher Anmuth die rosenfarbenen Bilder der Kindheit zurück; mit Einem Blick übersah ich die Kette von Jahren, die das Sonst und Jetzt trennte, und freute mich der kindischen Träumereien, die schon damals ahneten, was jetzt in Erfüllung geht.

„In meinem nächsten Briefe Näheres über den Deutschen Orden. Du denkst Dir die Sache vielleicht nicht so ernsthaft, als sie es mir ist; ich werde vielleicht schon jetzt die Einleitung dazu in Weißenfels machen."

Erasmus sprach wirklich mit dem Vater über diesen Plan. Dieser hatte auch nichts dagegen und schrieb deshalb an seinen Bruder; derselbe redete aber dem Vater dringend ab. „Erasmus ist noch viel zu jung, um schon so sein Schicksal zu fixiren; überall ist es ein schwerer Entschluß. Will Einer seine Gelübde nicht gewissenhaft halten, so ist er ein schlechter Kerl, wie jeder, der seine Schwüre bricht; und hält er sie, so ist ein trübes, freudenleeres Alter sein Loos! Laß Deinen Sohn ja noch warten."

Erasmus' Widerstreben gegen Friedrich's Neigung dauerte übrigens nur so lange, bis er selbst die liebenswürdige Familie in Grüningen kennen gelernt, dann war er ebenso entzückt, ja fast mehr als sein Bruder. Und er selbst fand in der dortigen Familie mehr Beifall als Friedrich. Sein

heiterer Humor, sein sprühender Witz ließ ihn von Allen bewundert werden; seine Briefe aus dieser Zeit sprudelten von Lust und Fröhlichkeit; Roggenthin mischte freilich in seinen Antworten gelegentlich seine derben Soldatenfarben hinzu; aber das Ganze ist ein so heiteres, frohes Leben, daß es begreiflich erscheint, daß beide Brüder hier zuerst ein Familienleben lieben lernten, in dem Frohsinn und Arbeitsamkeit vereinigt war und Anmuth und Lebensfreude ihnen lachte. Am 8. April 1795 stand Friedrich mit Sophien Gevatter, bei ihrem jüngsten Brüderchen, Günther. Auch der dritte Bruder Karl lernte jetzt Grüningen kennen. Er hatte in dieser Zeit eine Neigung für ein Mädchen in Weißenfels, die jedoch eben so alt fast wie er war; er selbst sah ein, daß aus einer Heirath nichts werden könne, und er trennte sich von ihr. Die beiden Brüder suchten ihn jeder auf seine Art von dieser thörichten Neigung zu heilen; ihre Briefe und Aeußerungen sind so charakteristisch, daß wir sie doch in den Faden aufnehmen müssen.

Erasmus an Friedrich.

„Hubertsburg, den 4. September 1795.

„Denke Dir mein Erstaunen, als ich vorgestern früh beiliegende zwei Briefe von Karl erhalte! Unglücklicher Weise breche ich den letzten, welcher anfängt: ‚Zum letzten Male bin ich da gewesen‘ zuerst auf, und Du kannst denken, daß mir bei diesem höchst sonderbaren Anfang nichts Anderes als Grüningen, was so immer mein erster und letzter Gedanke ist, einfallen konnte. — — Ich wagte kaum weiter zu lesen, denn eine Reise nach Grüningen so plötzlich

und zwar zum letzten Male, da mußte ich Mord und Todtschlag, Unglück und Verderben ahnen, und da hätte der Teufel nicht erschrecken sollen.

„Als ich aber nun weiter las und sah, daß es nichts war, da wäre ich beinahe, wenn mir nicht Karl leid gethan, malitiös geworden. Nun setzte ich mich aber gleich hin und schrieb ihm einen zwei Bogen langen Hirtenbrief, der mit Donner und Blitz anfing und mit Sturm und Hagelwetter endigte. Unter anderm schrieb ich ihm: »Die Welt ist einmal nicht die beste Welt, und nicht jedes gute und hübsche Mädchen (wie die Fritzchen Lindenau) kann deswegen, weil sie ein gutes, hübsches Mädchen ist, das beste, beneidenswertheste Schicksal haben. Ach, lieber Karl, auch uns wird es nicht immer in der Welt so gut gehen, wie wir uns jetzt träumen; von unseren schönsten Hoffnungen werden noch viele getäuscht werden, aber darum sind wir nicht gleich in aller Geschwindigkeit, Eilfertigkeit und Behendigkeit unglücklich. Wahrhaftig, zum Unglücklichsein gehört mehr! — — Ich möchte das Zetergeschrei nicht hören, wenn alle die Mädchen, denen Fritz in seinem Leben einmal die Cour gemacht hat, darüber, daß er nicht sie, sondern die Sophie heirathen will, Klagelieder anstimmen wollten! Weimar und Jena, Weißenfels und Erfurt, Wittenberg und Leipzig müßten mit Donner und Blitz, Wolkenbrüchen und Erdbeben untergehen, und Niemand würde mich mehr dauern wie der arme Fritz, denn der würde vor der Zeit taub! Oder wolltest Du etwa, daß Fritz lieber die L . . als Sophie nähme? Da müßtest Du doch den unvergleichlichen, lieben, großen Blick vergessen haben, mit dem sie

uns beim Abſchied bat: ‚Kommen Sie ja bald wieder!‘ Und was würde ſie erſt für Augen machen, wenn ſie ihr ihren Hardenberg, mit dem ſie in drei bis vier Jahren auf und davon gehen will, rauben wollten?« Und nun folgt eine Beſchreibung von Grüningen, welche ihn, hoff' ich, da ich aus einem Briefe, den ich heute von ihm erhalten, ſehe, daß er ſich ſchon wieder etwas recolliirt hat, vollends curiren ſoll, und die ich Dir nicht ihrer inneren Vortrefflichkeit halber in Abſchrift beilege, ſondern weil es für Dich von Intereſſe ſein könnte, mein Urtheil über Grüningen ſchriftlich, ohne von der Nähe deſſelben berauſcht, bezaubert, begeiſtert, beſeligt zu ſein, zu hören.

„»Beſchreibung von Grüningen.

„»Denke Dir den Hauptmann, dieſen jovialiſchen, fidelen, gaſtfreien und Alles, was um ihn herum iſt, heiter und luſtig machenden Mann, der dabei Thätigkeit, Sorgſamkeit, Pünktlichkeit mit Vergnügen und Jubel verbindet, wenn er ſo hereintritt, die Mütze auf die Seite ſchiebt und irgend ein luſtiges Wort hinwirft, oder bei Tiſch auf ein ‚Was wir lieben‘ anſtößt.

„»Denke Dir die Mutter, die Frau mit dem Engelsgeſichte, die einem Stein die tiefſte Ehrerbietung, die zärtlichſte Zuneigung, die wärmſte Anhänglichkeit einzuflößen im Stande wäre, denk' ſie Dir mit den feinſten menſchlichen Gefühlen, mit ihrer Liebe zur Häuslichkeit und der allgemeinen guten und zuvorkommenden Behandlung Aller, die ſie umgeben, mit der mütterlichen Sorgſamkeit für Jeden, für den ſie ſich intereſſirt, und die ſie auch auf eine ſo

TAYLOR

ſchöne Weiſe für mich äußert, denke ſie Dir, wenn ſie ſo daſitzt, ihren kleinen Günther auf dem Schooße, und mit einem liebevollen Lächeln ihn anſieht.

„»Denk' Dir die Sophie, das himmliſche Geſchöpf, mit dem großen, Alles anziehenden, eine Welt in ſich faſſenden Blick, mit dem ſie den Liebenden (in Parentheſe Friedrich von Hardenberg) beſeligt, den Unglücklichen aufrichtet, den Böſen niederſchmettert, denk' ſie Dir, die Spadille in dem L'hombre-Spiel von Fritzens Leben, wie ſie mit der bezauberndſten Anmuth in der Stube auf und ab geht und ſich ein Liedchen ſingt.

„»Denk' Dir die anbetungswürdigſte Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, die liebenswürdigſte Grazie und die wohlwollendſte Beſcheidenheit, und Du haſt nur ein unvollkommenes Gemälde von den reizenden Zügen Karolinchens. Denk' ſie Dir, wenn ſie ſagt: ‚Das glauben Sie nicht? Ich kann recht böſe ſein!‘ und nun die Geſchichte von dem Schlüſſel erzählt.

„»Denk' Dir ein Weib im reinſten Jugendglanz, in der makelloſen Schönheitsfülle, aus Roſen und Lilienſchnee gewoben, mit den ſchönſten ſchwarzen Augen, die nur denen der Sophie nachſtehen, und die überdies von Seiten ihres Herzens ſo liebenswerth iſt wie die Mandelsloh, denk' ſie Dir, wie ſie mit ihrem Manne verkehrt und ihn zu nehmen weiß.

„»Denke Dir Dein mir unbekanntes Fritzchen. Prrrrr!! Denke Dir das Götterkind, die Mimmi! und Alles, was in Grüningen lebt, webt und Odem hat! und wenn Du dann nicht fidel wirſt, ſo biſt Du ein Thor. Amen.«“

Erasmus an Fritz.

„Du ſelbſt kannſt kaum eine größere Liebe und Anhänglichkeit für Grüningen fühlen, als ich; ich liebe es ſchon an und für ſich unendlich, aber durch Dich wird es mir noch ungleich lieber, und überdem weißt Du ja, daß Abweſenheit die Liebe nährt. Im Grunde bin ich aber auch immer bei Euch; nur mein alter, träger Leichnam iſt hier, der wie ein bleierner Vogel nicht mit einem Sperling, geſchweige denn mit den Adlerſchwingen meiner Phantaſie fortkam.

„Vor einigen Tagen fiel mir der letzte Nachmittag einmal wieder recht lebhaft ein, wo ich mit der Mutter oben herum, und Ihr mit der Sophie und der Danscour unten herum durch den Garten nach dem Gartenhaus ginget und unterwegs Dein Lieblingsplätzchen beſuchtet; ich ging an's Clavier und ſpielte: ‚Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus‘, und war vor Freude außer mir, denn alle ſolche dem Anſchein nach unbedeutende Umſtände — zaubern milder

‚Als Abendſonnenblick
Die roſenfarb'nen Bilder
Von Grüningen zurück.‘

„Noch mehr wird es mich aber freuen, wenn ich erſt öffentlich an Euch denken kann, denn ich ſpiele nicht gern carte cachée, weil mir dadurch die Gelegenheit genommen wird, Euch öfter zu ſehen, und ich dann auch eher darüber ſprechen und mich laut freuen kann; und Du weißt, daß ich ſtets ein Freund von lautem Jubel war.

„Jetzt muß ich Dir aber noch einiges über Karl ſagen,

was ich Dir gern ſchon in Leipzig geſagt hätte. Die Geſchichte mit der Fritzchen hat den Menſchen entſetzlich mitgenommen. Du kannſt nicht glauben, wie blaß, wie gleichgültig, ja — wiewohl er es nicht eingeſtehen wollte, wie kalt er gegen Grüningen war; denn an alle ſeine Ideen hing ſich mit Schmarotzerpflanzenwurzeln hoffnungsloſe Liebe. Von Deinem Brief war er ganz bezaubert und geſtand mir, über meinen Brief hätte er zwar lachen müſſen und wenn er in den letzten Zügen geweſen wäre, aber Deiner hätte ihn getröſtet. Da hatte er auch nicht Unrecht; aber wahrlich, lieber Fritz, Du hatteſt Unrecht, ihm einen ſolchen Brief zu ſchreiben. Bei einem Menſchen wie Karl, der nach einer ſolchen Ueberſpannung in einen ſo hohen Grad von Abſpannung verfällt, da ſieht man doch deutlich, daß die ſchwache Organiſation ſeines Nervenſyſtems die Grundurſache iſt. Unter dieſen Umſtänden iſt doch wohl eine essentia confortativa roborantissima beſſer und geſünder, wenn ſie auch bitter ſchmeckt und den Arzt zum Hofnarren macht, über den man lacht, als Deine essentia auribus blandiens, die wie Süßholz den Gaumen des Kranken kitzelt und den Arzt zum tröſtenden Freund erhebt. Denn den Menſchen muß man, wie den Kindern gegen ihre Hofmeiſter, nie gegen das Schickſal Recht geben, ſelbſt wenn ſie Recht haben; und den Hofnarren war ja von jeher das Amt, die Wahrheit zu ſagen, verpachtet.

„Ich habe ‚Die unſichtbare Loge‘ jetzt geleſen und ſie wirklich in ihrer Art ſo außerordentlich gefunden, wie Du ſagteſt; indeß geſtehe ich Dir, ob ſie gleich einen außer-

ordentlichen Eindruck auf mich gemacht, so daß ich einige Tage traurig gewesen bin, und ich besonders für einen schwindsüchtigen jungen Menschen, dessen erfreulichste Aussicht das Ende aller seiner Plagen, der Tod ist, kein trostreicheres Büchlein in der Welt wüßte: so finde ich doch, daß es im Ganzen nicht für diese, sondern für die zukünftige Welt und daher im Ganzen nicht für die Menschen, sondern für die Unglücklichen geschrieben ist. Ich bleibe bei meinem Grundsatz und werde ewig dabei bleiben: der Mensch ist schon hier zur Glückseligkeit bestimmt und ist thöricht, wenn er mit allen seinen Hoffnungen aus diesem Leben in's andere marschirt und dort so fest Posto faßt, als wenn hier gar keine Position mehr zu nehmen wäre, hinter welcher man seinen Zeitpunkt abpassen könnte. Nimm mir's nicht übel, aber Dein Brief war in dem Tone geschrieben, als wenn er an einen ‚hohen Menschen' gerichtet wäre — Du erinnerst Dich doch der Definition vom hohen Menschen in der unsichtbaren Loge? —, und wir armen Menschen, bei welchen keine Kunst die Dephlegmation zu bewirken im Stande gewesen ist, können solche superfeinen Speisen nicht vertragen, da wir einmal an unsere grobe irdische Kost gewöhnt sind, und verderben uns leicht den Magen damit. Bedenke das und nimm Deine Maßregeln danach."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, 11. September 1795.

„Deine Wünsche sind die meinigen. Ja, lieber Fritz, Grüningen und Sophie, das Ziel Deiner feurigen Wünsche

und Deiner beneidenswerthen Glückseligkeit, concentrirt auch alle meine liebsten Hoffnungen; aber wahrlich nicht aus eigennütziger Rücksicht; denn das war nur einmal ein schöner Traum und ich baue nicht gern auf das möglichste Ungefähr und auf die ungewissesten Zukunft-Kartenhäuser, sondern blos aus warmer, zärtlicher, unveränderlicher, ewiger Liebe und Freundschaft für Dich und um des Wunsches willen, zwei ebenso gute und liebenswürdige als vorzüglich große und edle Menschen nicht allein glücklich zu sehen, sondern sie wo möglich noch glücklicher zu machen.

„Und was sollte mir am Ende mehr am Herzen liegen, wofür sollte ich mich wärmer interessiren, als für das Glück meiner liebsten und besten Freunde, meiner Brüder, das ja auch das meinige ausmacht und sichert. Wahrlich, ich bin sehr dabei interessirt, wenn ich einmal mein erstes und einziges Geschäft, Euch frohe und heitere Tage zu machen, mit Eifer treibe; denn im Grunde arbeite ich für mich selbst. Schon jetzt macht es einen großen Theil meiner Zufriedenheit aus, daß ich Euch zuweilen mit meiner lustigen Laune zu Hülfe komme und aufheitere, und so gewissermaßen das vergelten kann, was Ihr sonst an mir gethan. Karl'n hab' ich auch wieder in's rechte Gleis gescherzt, Gott sei Dank, und wenn er nur erst bei mir gewesen ist, so sollen Gram und Leid ihn nicht mehr hetzen.

„Curios ist es, wenn man die Grüninger Mädchensorte gesehen hat, daß einem alsdann so wenig, so blutwenig Mädchen noch interessant vorkommen. Für viele, für die man sonst in einer zärtlichen Stunde in's tiefste Wasser

gesprungen sein würde, springt man jetzt nicht von dem Schemel. Es fehlen den allermeisten die edlen schönen Formen, auf welche der Stempel der liebenswürdigsten Güte so tief und mit so unverkennbaren Zügen aufgedrückt ist, daß man bei den meisten ihre edlere Bestimmung verkennt und ihren Werth auf die mehr oder minder erhöhten Reize des gröberen, sinnlichen Wohlgefallens reducirt. Ueber Grüningen bieten sich Liebe, Freundschaft, Eintracht und alle häuslichen Tugenden schwesterlich die Hand.

„Ich lebe immer so fidel vor mich hin, mit der Gegenwart und meinen Berufsarbeiten beschäftigt; es soll mir nicht schwer fallen, einmal etwas Außerordentliches in meinem Fache zu leisten. Es giebt kein unangebauteres Feld als die Forstwissenschaft; viel, sehr viel läßt sich darin noch thun; freilich hat man auch nirgends so viel mit den Leidenschaften, Vorurtheilen, mit der Dummheit und Unwissenheit der Menschen zu kämpfen wie in diesem Fache."

Erasmus an Friedrich.

„Hubertsburg, 18. October 1794.

„Entweder, Fritz, Du bist krank oder es geht Dir recht wohl! Das Erste glaube ich nicht, weil Du in der Nähe von Grüningen bist. Letzteres glaube ich auch deswegen, weil Du in der Nähe von Grüningen bist. Das weiß der Teufel: Glaube und Unglaube, Wirkung und Ursache, Subject und Prädicat, Anfang und Ende der Welt liegt in diesem Orte. Allen Ständen hilft das Oertchen auf, ja allen Facultäten. Wer nicht sieht, daß es uns Dreien, als Repräsentanten des Lehr-, Wehr- und

Nährstandes auf die Füße geholfen hat, der muß den grauen und schwarzen Staar haben; hierüber will ich mich also nicht weiter expliciren. In Rücksicht der Facultäten so haben wir erstens in der Theologie alle Drei in corpore ansehnliche Fortschritte gemacht, denn wir sind solider, humaner, bescheidener geworden.

„In der Jurisprudenz mußt Du am besten wissen, welche Millionen von Definitionen und Distinctionen Du dort gelernt hast, und wie leicht Dir die Arcana und die Jura Romana geworden sind.

„In der Philosophie da haben unsere Alten profitirt, denn sie zerbrechen sich die Köpfe, wie es zugegangen sein müsse, daß so eine Veränderung mit uns vorgegangen sei; und wenn sie es nicht so erklären können, so kriegen sie noch einmal die Wälzer von Erneſti und Cousins her und spioniren in der Lehre von zureichenden Gründen umher, und wenn sie die nicht finden, so denken sie: ‚Es steht geschrieben: Forschet in der Schrift, so werdet ihr es finden‘, und nehmen wieder die Bibel zur Hand. O, heilige Unwissenheit! Forschet in der Specialkarte des thüringischen Kreises, so werdet Ihr finden die wahren Ursachen und die herrlichsten Gründe. Was aber das Beste dabei ist, ist das, daß sie keine neuere Exegeten sind, sonst könnten sie die Stelle: ‚Forschet in der Schrift‘, so auslegen: Brecht die Briefe Eurer Jungen an einander auf und leſt ſie! Und das wär' dumm! recht arg dumm!

„Was die Arzneiwissenschaft anbetrifft, so hat es mich gar zum Doctor gemacht, und zwar zum Wasser-

doctor, denn Karl hat mir nur einen Brief geſchickt, über welchen ſeine Thränen hinweggefloſſen waren wie eine Meeresfluth, und daraus hab' ich gleich die ganze Krankheit geſehen und beurtheilt, es war ein Recidiv eines hitzigen Liebesfeuerfiebers, welches, wie Du wohl wiſſen wirſt, die neueſte Modekrankheit iſt. Ich ſchickte ihm Medicin und in drei Tagen war er wieder geſund, ich hatte eine derbe Portion gegeben und dachte, die Cur würde etwas ſchmerzhaft ſein, denn die Thränen-diluvies waren mit dem Tintenfluidum zuſammengelaufen, und daher hielt ich die Krankheit für größer, als ſie war, es hat ihm aber nichts gethan. Meine Medicin hatte ich (zu Ehren des Gärtners Roggenthin ſei es geſagt) aus dem botaniſchen Garten zu Grüningen genommen und aus den Händen der vier Kräuterweiber, Karoline, Sophie, Fritzchen, Mutter; die ſind eigentlich die Häupter, weil ſie die beſten, praktiſchen Kenntniſſe in der Kräuterkunde beſitzen, ohne die hätte ich nichts ausgerichtet. Ja, ja meine Kräuterweiber, meine Kräuterweiber, das iſt eine Teufelsnation, wenn ich die nicht hätte! O fidelitas, fidelitas! wer Dich nicht kennt, der iſt verloren, wär' beſſer nie geboren.

„Lebe wohl, grüße Alle von mir und ſage nur: ich lebte, webte, wäre nur durch Grüningen und freute mich kindiſch, ſie Alle einmal wiederzuſehen und ihnen zu ſagen, wie ſehr ich mit Leib und Seele, Gut und Blut, Leben und Vermögen der Ihrige wäre, beſonders der guten Mutter."

Wie ſtanden nun aber dieſer Liebe die Grüninger, beſonders Sophie, gegenüber? Nun, es ſind Aeußerungen

genug da, daß die Hardenberg'schen Söhne der Familie gar liebe Gäste waren und daß Sophie für Friedrich wärmere Gefühle hatte. Ein Stückchen Tagebuch von ihr aus dieser Zeit ist sehr bezeichnend für sie; allerdings erscheint sie darin als ein Kind, wie sie es ja auch den Jahren nach wirklich war.

„Den 6. Januar 1795. Justens fuhren hierdurch nach Leipzig. Hardenberg hat sie begleitet bis — — und dann kam er hierher zurück."

„Mittwoch, den 7ten. Heute früh ritt Hardenberg wieder fort."

„Sonnabend, den 10ten. Hardenberg kam Nachmittags."

„Sonntag, den 11ten fuhren wir nach Sachsenburg; Hardenberg fuhr mit und ich war gar nicht vergnügt."

„Am 1. März war Hardenberg bei uns."

„Den 2ten ging ich früh in die Pfarre. Hardenberg war auch noch da. Die Just kam."

„Den 4ten ging ich in die Pfarre, und als ich wieder nach Hause kam, war Hardenberg fort."

„7. März. Heute kam ein Bote von der Just, Hardenberg kam nicht."

„Freitag, den 13ten. Es war heute Bußtag und Hardenberg war da."

Am 6. März 1796 schreibt Karl an Erasmus, daß er am Abend vor seinem Ausmarsch in die Campagne Sophien gefragt: „ob sie noch immer gut über Friedrich dächte?" Sie sagte: „Kein Gefühl müßte ich haben, wenn ich Ihren Bruder nicht liebte und schätzte. Glauben Sie nur getrost, daß ich Ihren Bruder nie vergessen

werde!" Zugleich ſagt er, daß bis dahin ſelbſt die Mutter und die Danscour in Zweifel über Sophiens Neigung zu Friedrich waren. — Aber auch ein zweiter Freier Sophiens tritt hier hervor. Die Danscour ſoll uns hierüber in ihrer originellen Art berichten.

Mlle. Danscour an Friedrich.

„Grüningen, 22. September 1795.

„Es giebt mehr Schrecken der Natur, Sie ſollen gleich hören, was ich meine, horchen Sie hoch auf und faſſen es recht, was ich da erzählen werde. Heute früh ſitze ich in meiner Stube und trinke mein Täßchen Kaffee ſo recht behaglich, da kommt die gnädige Frau zu mir, ſetzt ſich gegenüber und fragt mich: ‚Ob ich wüßte, daß der junge Herr von Heringen aus Uſtrungen in Klingen ſei?' Ich hatte das Uſtrungen verhört und ſagte: ‚So will er wohl Louiſchen von Neuem den Hof machen?' ‚Ach bewahre, nicht dieſer, ſondern der aus Uſtrungen.' ‚Nun, was will er denn in Klingen?' ‚Das will ich Ihnen ſagen, aber es bleibt unter uns: er hat Abſichten auf Sophiechen, er hat gehört, ſie wäre eine ſo gute Wirthin.' Indem trat der Vater herein, da brach ſie ab, und ich ging in meine Kammer, um mich zu erholen, denn ich war wie vom Blitz gerührt und fing an bitterlich zu weinen. Nicht lange darnach kommt Sophie in die Kammer, ſie war ſehr erſchrocken über mich und fragte, was mir fehle? ich wollte es ihr nicht ſagen; aber ſie ließ nicht nach, bis ich es ihr geſtanden, und dann tröſtete ſie mich: ‚ſie wollte ihn ſchon nach Hauſe ſchicken, wenn er es ſich einfallen ließe,

um sie zu werben'. Aber dies kann mich doch nicht beruhigen. — Steindel weiß gewiß, daß Sie Absichten auf Sophiechen haben, und doch kommt Ihnen da der Schwager in Weg!" — —

„Mittwoch Abends.

„Dem Himmel sei es gedankt, dieser für mich so erwartungsvolle Tag ist dahin, und kein Heringsschwanz, geschweige ein =Kopf hat sich noch hier sehen lassen! S . . . sollen es sich nicht einfallen lassen, sich bei Sophie für ihren Herrn Cousin zu verwenden, sonst ist es mit unserer Freundschaft aus, ja bei Gott, da fackl' ich nicht lange. — — Die gnädige Frau hat sich nichts wieder merken lassen, Sophiechen ist wohl und vergnügt und lacht mich immer wegen meiner Besorgniß aus, sie meint, Heringen könne ja zu Karoline gehen, die sei ja auch eine gute Wirthin; — sie weiß nicht, daß ich Ihnen schreibe."

Der Sommer 1795 verfloß den Brüdern in ungetrübter Heiterkeit. Im Herbst aber dieses Jahres tritt in Friedrich's Wesen ein innerer Kampf hervor, der Erasmus, welcher um diese Zeit schon oft leidend war, auffiel. Wir lassen hier einige Briefe der Brüder folgen.

Friedrich an Erasmus.

„Grüningen, den 26. October.

„Da Du weißt, wie lebhaften und mannigfachen Antheil ich an jedem Zug Deines Spieles nehme, so kannst

Du denken, daß es mir nicht gleichgültig war, Dich in Leipzig wieder leidend zu sehen. Du scheinst mir — eben erhalte ich Deinen Brief von Tennstedt nachgeschickt — Du glaubst nicht, wie ich mich freue, der Brief ist allerliebst. Die Mutter und Alle haben die herzlichste Freude darüber. Sie wünschen Dich des Tags tausendmal her; Du bist nirgends mehr geliebt und geachtet als in diesem lieben Hause. Man weiß noch jede Kleinigkeit von Dir. Wie herzlich freue ich mich, wenn Dies oder Jenes sich einer Miene oder Stellung von Dir erinnert, und dann Dein liebes Bild so lebhaft wird und die ganze ehemalige frohe Scene noch einmal genossen wird.

„Doch ich fahre fort, wo ich stehen blieb. Ich wollte sagen: Du scheinst mir für eine intensiv sehr bedeutende Rolle bestimmt. Die vielfachen Uebungen Deiner Dulderkraft müssen Dir eine gewisse Festigkeit, Ergebung und Gewandtheit, Deinem Herzen eine Weichheit und Delicatesse, Deinen Organen eine Reizbarkeit geben, die Dich zu der tiefsten Auffassung und Bildung menschlicher Schicksale, zu der seltensten Behandlung tief gelegener Eigenschaften der Außenwelt fähig macht. Vernachlässige nur Bildung Deines Kopfes nicht, und sei eifersüchtig auf Deine Selbstständigkeit. Die Intelligenz muß immer oben sein. Unsere Familie ist nicht unglücklich. Wir brauchen nicht zaghaft zu sein. Zaghaftigkeit könnte am Ersten eine Superiorität des üblen Zufalles bewirken. — Das Glück hat seine Methode — sie ist freilich am schwersten zu übersehen; aber thätiger Wille ist doch schon die halbe Mühe und die ganze Hoffnung.

„So lange der alte Gott im Himmel lebt, so lange müssen wir kindisch froh sein. Wie ruhig und still hoffend ich jetzt werde, kann ich Dir nicht sagen. Es kann mir jetzt Vieles, sehr Vieles schief gehen und ich bleibe doch gelassen. Zuweilen wird wohl dieser Zustand von Mißmuth unterbrochen — aber es ist ein flüchtiges Uebel. Ich hoffe Euch und mich noch recht glücklich zu sehen. Nur Geduld und frischer Muth. Schreib mir bald wieder. Deine Briefe sind mir Panacée. Du hast Dich gewaltig schnell ausgebildet.

Dein Bruder
nach Jahrtausenden noch
Friedrich."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, 10. November 1795.

„Die Freude über Deinen Brief machte mich stumm. Daß unsere Liebe zu einander das Einzige ist, was mich so unaussprechlich glücklich macht, das wurde mir in jenem Augenblick klar und so fühlbar, daß ich hätte niederknieen und anbeten mögen vor dem großen schaffenden Geiste, der die wärmste, zärtlichste Liebe zu den Menschen zur Grundlage meines Charakters machte."

Fritz an Erasmus.

„Du schreibst mir so angenehme, con amore geschriebene Briefe und ich antworte gewöhnlich mit einigen Lauten. Es könnte Indifferentismus oder gar Geringschätzung scheinen, aber erwäge: erstens daß ich nicht gar zu oft völlig frei

bin, um mich ohne Zwang und zusammenhängend auf's Schreiben einlassen zu können. Zweitens aber, wieviel Ansprüche an diese freien Stunden formirt werden. Dem liebsten Gläubiger kann man nicht immer die erste Hypothek geben. Ich habe ungefähr drei Stunden des Tags frei, d. i. wo ich für mich zu arbeiten im Stande bin. Dringende Vorbereitungsstudien auf mein künftiges Leben, wesentliche Lücken meiner Kenntnisse und nothwendige Uebungen meiner Denkkräfte überhaupt nehmen mir diese Stunden größtentheils weg. Ich weiß, Du forderst nicht ihre Hintansetzung. Doch ich weiß, Du kennst mich ohnehin zu gut, und weißt, wie innig mit meinem ganzen Ich die Freundschaft für Dich verwebt ist, als daß Du aus solchen zweideutigen Beweisen etwas Bewiesenes machen solltest.

„Dein letzter Brief war wieder deliciös. Er hat doppelten Reiz für mich. Er unterhält mich und giebt mir Stoff zum Nachdenken. Ich stimme Deinen Bemerkungen über Schwärmerei ganz bei und will nur beiläufig bemerken, daß ich Karl aus Grundsatz in eine unbekannte Höhe gehoben, und daß ich Deine eignen Bemerkungen auf Dich selbst wegen Grüningen anwenden möchte. Du mußt Dir Grüningen nicht zur fixen Idee machen. Es sollte mir für Dich und Grüningen leid thun, wenn einst ein plötzlicher Uebergang erfolgen sollte, und diesem ist der leidenschaftliche Verehrer von feinem Gefühl leicht ausgesetzt. Die Leute liebe ich wie mich und Euch, aber es sind Menschen, und bei einem so langen Aufenthalt daselbst, wie ich ihn gemacht habe, würde Dir der schmutzige Revers gewiß nicht entgehen. Ich habe ihn

gefunden und bin nach wie vor für Grüningen gesinnt. Ich sah es aber a priori vorher und bereitete mich vor. So ward ich nicht überrascht und mein Gefühl erhielt kein dementi. Ich werde Grüningen ewig lieben, und wenn ich nie meine jetzige Hoffnung erreichte. Wenn nicht einzelne kranke Stunden kommen, so bin ich fest versichert, daß mich ihr Scheitern nicht in meinen Grundfesten erschüttert, sondern ich in meinem alten Gleichgewicht bleibe. Sind denn nicht genug Möglichkeiten dieser Ereignisse vorhanden? O ich verberge sie mir nicht, ich muß mich mit ihnen eingewöhnen — denn sind wir nicht unterm Monde, wo unser Wille nicht immer causaler Imperativ in der Zeitwelt unmittelbar ist?

„Für die Menschen zu leben und Gutes zu thun, wo ich kann — diese himmlische Rolle bleibt mir immer gewiß, und wünsche mir Glück, daß ich tagtäglich mehr Sinn dafür bekomme. — Hoffentlich werde ich ein Mann — sicher werdet Ihr es! — Sind wir bei diesen Aussichten unglücklich? — O, wenn wir uns einst mit diesem Bewußtsein erfüllter, innerer Bestimmung umarmen, werden wir dann unglücklich sein, wird dieses schöne Resumé eines Augenblicks uns nicht allenfalls für mißglückte Besitznehmung einer Sophie entschädigen? und das wachsende Gefühl, sie verdient zu haben, das schwindende Gefühl eines imaginären Verlustes nicht aufwiegen? — Mein Schicksal ist das Eurige. Unsere Begebenheiten sind in ein schönes Ganze verflochten. Der Familiengeist verschmilzt dies Mannigfaltige in eine Einheit. Einer wie Alle, und Alle wie Einer. Ich vermuthe, daß es sich wie die meisten natürlichen

Romane in einer Kinderstube schließen und der Vorhang über einem Brautbette zufallen wird. Doch dies sub rosa. Man darf nicht vor der Zeit plaudern, um den Spaß nicht zu verderben. Was sind Jahre voll Beschäftigung gegen Gefühle einer Ewigkeit?

„Ich bitte Dich in meinem und der Meinigen Namen, frisch und munter zu bleiben, gute Laune zu behalten und so zu sein, als wärst Du selbst in Dich gefahren!"

Erasmus an Friedrich.

„Wernsdorf, 19. November 1795.

„Nicht immer kann man den Menschen nach dem, was er sagt, beurtheilen, und öfters muß man dies nach den Umständen thun, unter welchen er es sagte, und nach den Veranlassungen, welche ihn vielleicht dazu bewogen, wenn man ihn nicht im Gegentheil ungerecht verdammen will. Die Wahrheit dieses Satzes bestätigt die Vermuthung, die Du in Deinem letzten Briefe aussprichst, als hätte ich mir Grüningen zur fixen Idee gemacht. Wie Du dazu kamst, darüber giebt mir mein vorletzter Brief an Dich vollständigen Aufschluß; denn wenn Du diesen als eine vollständige geistige Definition meiner Liebe zu Grüningen genommen hast, so konntest Du nicht anders urtheilen; aber daß er dies nicht war, davon wirst Du überzeugt sein, wenn Du das Folgende gelesen hast.

„An einem sehr launenvollen Tage (ich war unwohl und es bedurfte nur eines Stoßes von außen, um eine völlige Explosion der Mißtöne, die in meinem Innern ruhten, hervorzubringen), ergriff mich plötzlich das Gefühl

von meiner hieſigen, in Rückſicht der Geiſtes- und Herzens-Armuth ſo unangenehmen Lage, im Verein mit der ſeligen Rückerinnerung an die froh verlebten Stunden in Grüningen, und dieſer unendliche Contraſt wirkte gewaltſam auf meine Imagination, und ſo wurde dieſer Tag die Geburtsſtunde jenes Briefs, welcher, da die Saiten meiner Seele auf's Höchſte geſpannt, und die Reſonanz der Empfindung Grüning'ſche Arbeit war, natürlich nichts anderes als einen übertriebenen Panegyricus Grüningens enthalten konnte.

„Ich bin aber auch einmal ein liebendes Weſen, mit meinem Hange zum Optimismus möchte ich öfters die ganze Welt umarmen und lieben; und der Enthuſiasmus für ſolche Menſchen, dächt' ich, wäre doch natürlich. Du wirſt mir einwerfen, eben weil ſie ſo gut ſind, wünſcheſt Du nicht, daß ich ſie ſo enthuſiaſtiſch verehre, damit nicht, wenn ich einmal fände, daß ſie ſtatt ‚Heiligen' ‚Menſchen' wären, meine Liebe auf einmal verlöſchte. Ich antworte Dir aber: dieſer Enthuſiasmus iſt überhaupt nur augenblicklich, und ich ſuche täglich meinem Optimismus darin ſeine Force zu geben, daß er auch bei ſchwächern Menſchen ihre Vorzüge und guten Seiten aufſucht und liebt. In dieſem Lichte ſehe ich auch Grüningen nur als den neologiſchen Himmel an, in welchem man noch viele Unvollkommenheiten trifft, nicht als den orthodoxen, welcher das höchſte Sinnbild der Vollkommenheit ſein ſoll.

„Aber ſo willkommen mir ſolche Belehrung von Dir iſt, deſſen Geiſtesſuperiorität ich noch lieber als bei irgend einem Andern anerkenne, ſo kann ich Dir doch nicht bergen

wie dieſe freundſchaftliche Erinnerung ein bei mir ſchon ſeit einiger Zeit rege gewordenes Bedenken gegen Dich vergrößert hat. Schon eine feine Weile bemerke ich in Deinen Briefen ein gewiſſes Uebelbehagen und eine Unzufriedenheit mit Deiner ungewiſſen Lage. Freilich war dies nur verſteckt, ſo daß Du es beinahe Dir ſelber verbergen zu wollen ſchienſt; aber ein Freund, dem ſchon ſeit einer Reihe Jahren Deine Liebe, Dein Vertrauen das Vorrecht gab, tiefer in die Geheimniſſe Deines Herzens zu blicken, mußte hindurchſchauen und etwas Beſonderes darin finden, worin ein Dritter vielleicht nicht einmal Etwas geſucht hätte. Ich ſchwieg und hielt es für leichte Launenſchauer, und glaubte, daß man ſich durch Examina über jede Kleinigkeit leicht ein inquiſitoriſches, beichtväterliches Anſehen geben kann, welches, ohne Zutrauen zu wecken, im Gegentheil die Inſichverſchließung vermehrt. Aber mit Deinem letzten Schreiben wuchſen die Beſorgniſſe ſo, daß ich nicht länger ſchweigen kann. Selbſt in Deinem vorletzten Briefe hatteſt Du wenigſtens noch einen Scheinmuth, wenn Du ſagteſt: ‚Zaghaftigkeit könnte am erſten eine Superiorität des üblen Zufalls bewirken. Das Glück hat ſeine Methode. Sie iſt freilich am ſchwerſten zu überſehen, aber thätiger Wille iſt doch ſchon die halbe Mühe und die ganze Hoffnung!‘ — Aber in dem letzten Briefe ſehe ich trotz des blendenden Exterieurs von Standhaftigkeit und Gleichmuth, wenn anders jene Reſignation und ſtille Gelaſſenheit nicht erkünſtelt und nur als beſänftigendes Mittel einer aufbrauſenden Leidenſchaft entgegengeſetzt iſt, nichts als Muthloſigkeit und Stumpfheit des Geiſtes, der ſich nicht mit männlicher Kraft die

ihm entgegenstehenden Hindernisse zu besiegen getraut. Denn wie reimt sich der soeben angeführte Satz ‚Zaghaftigkeit könnte' ꝛc. mit dem Folgenden: ‚Sind wir nicht unter dem Monde, wo unser Wille nicht immer causaler Imperativ in der Zeitwelt unmittelbar ist'? So reimt sich auch Christus mit Belial! Der Erste voll festen Vertrauens auf das Schicksal und voll kraftmännischen Muthes! Der Zweite inspirirt vom Geiste der Zweifelsucht, einer Schwester der Zaghaftigkeit. —

„Ich weiß zwar wohl, daß auch Deine journalieuse Wesenhaftigkeit, die ich mit Dir gemein habe, daran Schuld sein kann. Die Sache schien mir aber für Dein Bestes zu wichtig, als daß ich mich nicht mit Dir ausführlich hätte verständigen sollen. Bei einem Menschen von vollendeter Zartheit und Feinheit des Gefühls, der mit einer blühenden, feurigen Phantasie große Talente und die edelste, erhabenste Ausbildung der mit einem allumfassenden Geiste das liebevollste, wärmste Herz verbindet, und dessen liebenswürdigem Charakter nichts fehlt als dann und wann Menschen, die ihn zu schätzen wissen; bei einem Solchen nun, sage ich, ist eine solche Resignation möglich, aber nicht natürlich; sie muß durch Leiden, sie seien von welcher Art sie wollen, erzwungen werden. Und wessen Busen könntest Du diese in der Welt sicherer anvertrauen, als dem meinigen? Ich will aber deswegen nicht indiscret sein, lieber Bruder; sind es Leiden, die ihren Sitz tiefer in der Seele haben, und wär' es Dir unangenehm, mich damit bekannt zu machen, so habe ich um nichts gebeten. Ist es aber vielleicht körperliche Schwäche, so fasse Muth, plage Dich nicht

mit unwahrſcheinlichen Möglichkeiten, ſondern beſchäftige Deine Seele mit wahrſcheinlicheren, angenehmeren Gewißheiten. Ich kann mir wohl denken, daß Dich Deine bevorſtehende Trennung traurig und mißmuthig macht, aber blicke über dies Hügelchen Unannehmlichkeit in die unbegrenzte Ausſicht der fruchtbarſten Auen der Zukunft, wo Dein Auge ſich in dem blauen Aether verliert. Denke Dir doch den Unterſchied, den ein paar Jahre oft zu unſerm Vortheil machen.

‚Die ſind ſicher vor des Schickſals Neide,
Denen holde Jugendlieb' und Freude
Und ein ſtolzes Herz im Buſen klopft.
Ihre Seufzer gingen nie verloren,
Ihren frommen Bitten hat die Ohren
Nie ſich die Vergelterin verſtopft.
Eh' noch wenig kurze Jahre ſchwinden
Werden wir vereint uns wiederfinden
Unter einem helleren Geſtirn.
Unſre Sprache wird uns dann nicht ärmer,
Unſre Herzen ſchlagen dann noch wärmer,
Höh're Glut umflieget unſre Stirn!‘

So ſangſt Du einſt ſelbſt, und jetzt kann ich es auch auf Dich anwenden. Bedenke immer, daß, wenn das Mädchen Dich liebt, wenn der Vater in jener Entſcheidungsſtunde in ſo ermunterndem Tone zu Dir ſagen konnte: ‚Wer kein Herz hat, hat auch keine Courage!‘ wenn die Mutter Dich ſo liebt, wie ſie Dich liebt, und alles, was zum Hauſe gehört, Dir zugethan iſt: daß dann kein Ding unmöglich iſt.

„Schone nur Deine Gesundheit und vergiß nicht, daß Du Brüder hast, die äußersten Falles Leib und Leben für Dein Glück wagen würden. Ich meines Theils verspreche Dir, so zu sein, als wäre ich mit Haut und Haar in mich gefahren.

‚O, laß uns nie die Lilie zerknicken,
Die lieblich uns im Thal der Hoffnung winkt!
Der Glückliche, der ihren Balsam trinkt,
Wird ungeschreckt das kühle Grab erblicken,
In das für ihn ein Lichtstrahl niedersinkt.
Ein höh'res Ideal wird seinen Geist entzücken,
Und wo sich Anderen der Tod als Schreckbild malt,
Sieht er ein Götterkind vom Sonnenglanz umstrahlt.'"

Diese Briefe deuten unverkennbar auf innere Kämpfe bei Friedrich; daß es schon jetzt religiöse gewesen, dafür findet sich gar kein Anhalt. Von Kühn'scher Seite sah er deutlich, daß ihm keine Schwierigkeiten erhoben werden würden, sich mit Sophien zu verloben; seinen Vater kannte er genug, um zu wissen, daß, wenn er auch vielleicht nicht zufrieden mit dieser Verlobung wäre, er doch nimmermehr einen wenn auch nur moralischen Zwang gegen den Sohn ausüben würde; also möchte man fast schließen, daß ihm doch, trotzdem er verliebt in das Mädchen war, sein feiner, scharfer Verstand die innere Ungleichartigkeit zwischen der Sophie, die seine Phantasie mit allen Blüthen des Geistes und einer der seinen ebenbürtigen Bildung schmückte, und der realen Sophie zeigte. Wer weiß, wenn sie gesund geblieben wäre, ob sich nicht sein Herz wieder von ihr gelöst, wenn er vielleicht später noch deutlicher erkannt,

daß der ſchönen Form der geiſtige Inhalt nicht völlig entſprach. — Da wird ſie tödtlich krank, mehrere Tage ſchwebt ſie in Lebensgefahr. Und wie es dem Menſchen häufig geſchieht, daß ihm erſt der drohende Verluſt zeigt, wie werthvoll der Beſitz iſt, ſo auch hier. Die Gefahr ihres Todes feſſelt ihn von Neuem an ſie; und die Art, wie ſie von nun an mit einer Kraft über ihre Jahre in ihrem Leiden duldend und edel erſcheint, knüpft das Band durch das Gefühl der Bewunderung feſt und unzerreißbar.

Fritz an Karl.

„Elyſium, den 20. November 1795.

„Wie nahe uns oft der Verluſt unſeres ganzen Glücks, wie gefährlich daher jede Speculation auf ungeſtörtes Glück, und wie dauerhafte Ruhe nur durch Erhebung der Seele über alle Streiche des Schickſals, durch Losreißung von Allem, was unter der Macht des Zufalls ſteht, möglich iſt: davon bin ich in dieſen Tagen auf's Neue lebhaft überzeugt worden. — Zu Anfang voriger Woche war bei uns Beſuch. Wir waren ſehr erfreut und ich überließ mich nachher der ſorgenloſeſten Ruhe. Vorigen Dienſtag war der Termin der Rechnungsabgabe angeſetzt. Es war der Jahrestag meiner Bekanntſchaft (der 17. November 1794). Den Sonnabend vorher ging ich ruhig Mittags nach Hauſe; und als Chriſtian mir mit dem Kaffee die Nachricht brachte, es ſei ein Bote da und die Sophie wäre krank, ſelbſt da erſchrak ich noch nicht ſonderlich, eilte jedoch in's Amt und erfuhr da von der Juſt, daß der Hofrath Ebhard von Sondershauſen geholt worden ſei. Ohne mich weiter zu

erkundigen, lief ich zur Stadt hinaus. Ich trat in's Haus und fand Alles bestürzt; Ebhard declarirte sie für eine gefährliche Patientin. Die Leber war stark entzündet, die heftigsten Schmerzen, seit dem Montag (9. November) schlaflose Nächte, brennendes Fieber, — schon war ihr zweimal zur Ader gelassen. Sie war sehr matt, konnte sich nicht rühren, aber heiter und gelassen. Weiter will ich Dir Nichts erzählen. Jetzt, den Freitag, da ich Dir schreibe, ist alle Gefahr vorüber, der Appetit stellt sich wieder ein, die Besserung ist im vollen Gang. Urtheile, was wir Alle empfunden haben. Jetzt bin ich wieder vergnügt und bitte Dich, den Brief sogleich an Erasmus zu schicken; mündlich und schriftlich von diesen Wochen mehr."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, den 26. November 1795.

„Wie unendlich habe ich mich gefreut, daß die Gefahr vorüber ist! Wenn ich je mit der Vorsehung gezürnt hätte, ich glaube, dieses Mal hätte mich der Schmerz dazu gebracht. Aber siehe nun einen neuen Beweis, daß uns der Himmel liebt und unsere Actien nicht, wie es hier der Fall gewesen wäre, bis auf minus Null sinken läßt. Ohnmöglich konnte er ein Meisterstück seiner Schöpfung aus dem innigsten, fest verwebtesten Bunde der Freundschaft herausreißen, ohne zwei Ungerechtigkeiten gegen die Menschen auf einmal zu begehen. Er, der große Vater des Weltalls, ist ja der Urquell der Liebe und Freundschaft; und ungern nur zerreißt er das Band, das die Herzen seiner Kinder so eng verbindet, und ruft das Eine aus den Armen

des Andern in seinen Schooß zurück. O, lieber Fritz, auch Dich und Deine Sophie und die ganze Familie liebt er gewiß mit warmer Zärtlichkeit; das kannst Du nun mehr als je und zwar ohne Zeichen und Wunder sehen. Ich habe ihm das feurigste Dankgebet gezollt, das je aus einem von seiner unendlichen Liebe vollen Herzen geflossen ist. Wenn ich an Ahnungen glaubte, so müßte ich diesmal eine gehabt haben. Gerade zu der Zeit, wo Sophie so krank gewesen ist, war ich in einer fürchterlichen Unruhe euretwegen; es war mir aber immer mehr, als ob Karl Etwas zugestoßen wäre, bis ich Deinen Brief von ihm erhielt; nun war mir Alles aufgeklärt. Wenn man mit dem Tode handeln könnte, ich hätte mich ihm lieber angeboten, als Dir dies Mädchen entrissen zu sehen. Am Ende wären auch so ein paar Lebensjahre um solch einen Preis kein übertheures Opfer gewesen; und ich hätte das himmlische Bewußtsein mit hinweggenommen, noch wenigstens mit meinem Tode etwas Göttliches gethan zu haben."

Sophiens Gesundheit besserte sich scheinbar; und in Grüningen ging das Leben seinen gewohnten Gang, wie ein Brief von Roggenthin an Friedrich bezeugt.

„Grüningen, 10. Februar 1796.

„Bei uns geht es auf die nämliche alte Leier noch so fort, wie es bei Ihrem Abgang gegangen ist. Um Ihnen aber ausführliche Nachricht zu geben, so hören Sie; es soll von Stück zu Stück gehen. Die Frau Alte ißt, trinkt, schläft, strickt, zankt, ist aber übrigens gutes Muthes! Caro-

linchen, die Haushälterin, ſpringt in die Vorrathskammer, von da in die Küche, von da in den Keller, von da wieder auf die Zinne des Tempels (denn ſo geſchwind als ſie ſich erniedrigt, ſo geſchwind erhöht ſie ſich auch wieder); Sie wiſſen es wohl, bei ihr geht Alles in Galopp, hat ſchrecklich viele Igel zu bürſten, tritt nach geſchehener Arbeit an's Clavier und ſpielt und ſingt nach Herzensluſt. Nun kommt es an Monſieur Georgen. Dieſer ſitzt in Gotha, der Himmel weiß, was ihn da gefeſſelt hält; ich kann nicht ſagen, wann ich ſein holdes Angeſicht wieder erblicke. Sophie tanzt, ſpringt, ſingt, fährt nach Greußen zum Jahrmarkt; ißt und trinkt geſund, ſchläft wie ein kleines Murmelthier, geht gerade wie eine Tanne, iſt munter und luſtig, hat Molken und Arznei und alles abgedankt, muß noch zweimal baden und iſt übrigens geſund wie ein Fiſch im Waſſer. Hans geht zu ſeinem großen Leidweſen in die Schule, reitet auf den Böcken, und macht übrigens wie gewöhnlich dummes Zeug. Jette tritt Hanſen nicht übel bei, und wenn ſie bei Laune iſt, ſticht ſie der Tollwurm oft. Fritz wird von Hanſen in allen Schelmereien unterrichtet und geht ſeinen Gang gerade fort. Mimi iſt noch immer der Affe vom Hauſe und macht immer närriſch Zeug. Günther hat Huſten, iſt aber am Tage munter und luſtig; nur des Nachts hat er oft Unterredungen mit meiner Frau, welches denn freilich der Frau Alten vielmals nicht behagt, doch läßt ſie es ſich gefallen. Nun wollen Sie auch wohl wiſſen, was das franzöſiſche Geſichte macht; gleich will ich dienen. Dieſe ſitzt und arbeitet mit großem Fleiß an Etwas. Die Neugierde, die bei Ihnen aufſteigt, ſeh' ich ſehr deut-

lich im Geiſte; aber, lieber Freund, Sie erfahren weiter Nichts als ein Etwas; die Zukunft wird Sie eines Weiteren belehren. Uebrigens geht ſie noch immer ihren Schlendrian fort, ißt, ſchläft, correſpondirt fleißig mit jungen Herren und wartet der Dinge, die da kommen werden. Was nun meine Wenigkeit betrifft, ſo bin ich geſund, eſſe, ſchlafe, ſorge, werde geſchoren wie ein jeder Hauswirth und laſſe den Vater walten."

Hardenberg war im Februar nach Weißenfels zurückgegangen, um bei den churſächſiſchen Salinen einzutreten und um hierdurch ſchneller dazu zu gelangen, ſich einen eignen Heerd zu gründen und endlich offen um Sophiens Hand zu werben.

Kurz vor ſeinem Abgang von Tennſtedt ließ er ſich von dem berühmten Chemiker Wiegleb in Langenſalza in dem Theile der Chemie, der ihm beſonders nöthig war, der Halurgie, unterrichten.

Zehn, zwölf Tage waren es, in denen er den ganzen Unterricht gefaßt hatte; und Wiegleb, der gewiß in ſeinem Fache ein competenter Richter war, nannte Hardenberg's Namen ſtets mit Ehrerbietung.

Im Februar 1796 trat der Letztere ſein Noviziat auf den Salinen an. Bei der Direction waren außer ſeinem Vater noch die Bergräthe Heun und Senf angeſtellt, von denen jeder in ſeinem Fache ausgezeichnet war. Von Allen ſuchte Friedrich zu lernen. Er ſtudirte auch nach dem Willen ſeines Vaters die Kleinigkeiten und Eigenheiten, die in jeder Saline beſondere Aufmerkſamkeit verdienen.

Das Verhältniß mit dem Vater gestaltete sich hier freundlich, da dieser bald erkannte, daß Friedrich seinen Geschäften mit Ernst und Eifer oblag.

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Dürrenberg, 8. Juli 1796.

„Aus meinen alten Verbindungen bin ich ganz heraus. Julchen hat geheirathet! betrachte dies Capitel wie abgethan in meinem Leben. Mein Schicksal hat einen großen Epichronismus gemacht. So bald hättest Du Dir dem natürlichen Lauf der Dinge nach die Lösung dieses Charakterzuges nicht erwartet. Mich hat es am meisten überrascht. Seit $^7/_4$ Jahren bin ich einer und derselbe im Wesentlichen, denn ich bin so lange fixirt und kurz und gut seit $^5/_4$ Jahren versprochen. Jetzt in dieser Stunde betheure ich, daß ich wie in der ersten Stunde denke, und womöglich ernster, zärter, fester und wärmer bin. Mehr mündlich. Mein Lieblingsstudium heißt im Grunde wie meine Braut: Sophie heißt sie — Philosophie ist die Seele meines Lebens, und der Schlüssel zu meinem eigensten Selbst. Seit jener Bekanntschaft bin ich auch mit diesem Studio ganz amalgamirt. Du wirst mich prüfen. Glaube aber nicht, daß ich wie sonst, leidenschaftlich blos Eins verfolge und nicht vor meine Füße sehe. Mein Vater ist zufrieden mit meinem Fleiß und ich kann nicht über Langeweile bei andern Beschäftigungen klagen. Ich fühle in Allem immer mehr die erhabenen Glieder eines wunderbaren Ganzen, in das ich hinein wachsen, das zur Fülle meines Ichs werden soll; und muß ich nicht gern Alles leiden, da ich liebe und

mehr liebe als die spannenlange Gestalt im Raume und länger liebe, als die Schwingung der Lebenssaite währt? Spinoza und Zinzendorf haben sie erforscht — die unendliche Idee der Liebe und geahndet die Methode, sich für sie und sie für sich zu realisiren auf diesem Staubfaden. Schade, daß ich in Fichte noch nichts von dieser Aussicht sehe, nichts von diesem Schöpfungs-Athem fühle; aber er ist nahe daran — er muß in ihren Zauberkreis treten, wenn ihm nicht sein früheres Leben den Staub von den Flügeln gewischt hat."

Friedrich bittet den Vater in diesem Frühjahr, Ende Mai oder Anfang Juni, um seine Einwilligung zu seiner Verlobung mit Sophie.

Fritz an seinen Vater.

„Nicht ohne heftige Beunruhigung wage ich einen lange gefürchteten Schritt. Längst schon würde ich ihn gethan haben, wenn nicht mehrere ungünstige Umstände sich dagegen vereinigt hätten. Alle meine Hoffnung beruht auf Deiner Freundschaft und Theilnahme. Es ist nichts Unrechtes, was mir auf dem Herzen liegt, aber etwas, worüber Eltern und Kinder so oft nicht übereinstimmen. Sehr viele Stimmen in meinem Herzen sagen mir zwar Trost und Beruhigung zu; aber je mehr auf dem Spiele steht, desto ängstlicher sieht man dem Zeitpunkte der Entscheidung entgegen. Ich weiß, daß Du ganz herablassender Freund Deiner Kinder sein willst, — aber Du bist Vater, und oft widerspricht selbst die väterliche Liebe der Neigung des

Sohnes. Sobald ich mich zusammennähme, so verschwände freilich diese Besorgniß meistentheils, und nur dann würde mir Deine Liebe entgegenstehen, wenn ich weder Verstand noch Herz zu Rathe ziehen wollte, und den Abgrund meines eigenen Glückes graben. Dies ist hier aber wohl nicht der Fall.

„Ich habe ein Mädchen gewählt, sie hat wenig Vermögen. Es ist ein Fräulein von Kühn. Ihre Eltern, von denen nur die Mutter die rechte ist, wohnen in Grüningen, einem Gute bei Weißensee. Abgerechnet meine Verhältnisse, so würde auch ihre Jugend einen nahen Heirathsplan unthunlich machen. Ueber ihren persönlichen Werth ziemt es mir nicht, ein entscheidendes Urtheil zu fällen; und ich muß mich für jetzt begnügen, theils die allgemeine Stimme ihrer näheren Bekannten, theils die vorzüglichen Urtheile unpartheiischer Männer für sie anzuführen, theils auf eigene Prüfung im Ganzen zu provociren. Ich habe sie bei einer Expedition in ihrem väterlichen Hause kennen lernen. Sehr langer, sehr aufmerksamer Umgang mit dieser Familie befestigte meine Wahl. Lange blieb mir zweifelhaft, ob Sophie meine Neigung erwiderte, ohnerachtet ich das Zutrauen und die Freundschaft der ganzen Familie genoß. Doch glaube ich jetzt derselben versichert zu sein, besonders wenn Deine Einwilligung Sophiens Besorgnissen ein Ende macht. So fest sie an ihren Eltern hängt, so fest wünscht sie mich an den meinigen hängen zu sehen, und würde ohne gewisse Ueberzeugung Deines Beifalls sich sicher nicht ausdrücklich für mich entscheiden.

„Längst schon würde ich Deine Einwilligung, Dein

Zutrauen geſucht haben; aber ſeit Anfang November iſt Sophie gefährlich krank geweſen; ein paar Mal war faſt alle Hoffnung geſchwunden, und noch jetzt ſiecht ſie und erholt ſich nur langſam. Du kannſt ſie mir jetzt zum zweiten Mal ſchenken und mir damit meine Ruhe wiedergeben, die ſich ſeit langer Zeit aus meiner Seele verlor. Die Ausführung des Planes ſteht noch zu weit ab, als daß ich ein Wort darüber verlieren ſollte. Möglichkeiten ſehe ich — ich überlaſſe ſie der gütigſten Hand auszubilden, und thue nur meinerſeits das, was ich durch Fleiß, Treue und Wirthlichkeit dazu thun kann. Auf dieſem Wege hoffe ich meinen Lieblingswunſch am erſten erfüllt zu ſehen. Mündlich mehr. Ich erwarte nur Liebe von Dir. Es hängt von Dir ab, dieſe Periode zur glücklichſten meines Lebens zu machen. Dann habe ich Dir, außer Leben und Erziehung, auch noch das zu danken, was dem Leben einen ſo einzigen Reiz in ſeiner Art giebt. Ich leugne es nicht, meine Liebe und meine Dankbarkeit gegen Dich werden noch zunehmen. Es iſt wahr, mein Wirkungskreis wird durch dieſe Parthie äußerlich eingeſchränkt; aber ich rechne für die Zukunft ein wenig auf meinen Kopf und meinen Ehrgeiz — und für die erſte Zeit auf Sophiens Verſtand und ihre gute Wirthſchaft. Sie iſt nicht groß erzogen und wird mit Wenigem zufrieden ſein; ich bedarf nur, was ſie bedarf. Ich weiß gewiß, unſer gemeinſchaftliches Leben gewinnt an Zufriedenheit unendlich, denn ich bin Deiner Freundſchaft auf ewig verſichert. Wie werden ſich meine älteren Geſchwiſter freuen, die ſo theilnehmend an der Ruhe meines Lebens hängen. Gott ſegne dieſe ſo wichtige, ſo

ängſtlich durchharrte Stunde. Was Du meinſt, wird gut ſein; aber freuen kann mich nur Deine freundliche, einwilligende Vaterſtimme."

Der Vater willigte ein. Anfangs gab er ſeine Zuſtimmung allerdings ungern, da ſein Sohn noch keine feſte Lebensſtellung hatte, und deſſen Braut ohne Vermögen war. Als er aber ſpäter Letztere perſönlich kennen lernte, nahm die Schönheit und Liebenswürdigkeit derſelben ihn ganz für ſie ein, und die Mutter Friedrich's gewann ſie zärtlich lieb.

Aber Hardenberg's Lebenshimmel iſt von nun an mit ſchweren, dunkeln Wolken bedeckt; ſie ziehen herauf, rings alles mit ahnungsvollem Bangen erfüllend; er hat mit überſtrömendem Herzen der Liebe Luſt gekoſtet, nun ſoll er der Liebe Leid kennen lernen; er hat erfahren, welch Glück es iſt, einen Bruder zum Freunde zu haben: jetzt ſoll er den Schmerz erleben, Bruder und Freund zu verlieren.

Erasmus iſt der Erſte, welcher in Beſorgniß erregender Weiſe erkrankt. Ein tragiſcher Zug in ſeinem Leben iſt es, daß er, der ſo gern leiden und ſterben wollte, wenn er ſeine Familie dadurch beglücken könnte, daß er, der leidend und dann ſterbend war, eigentlich von den Seinen, ſo innig ſie ihn liebten, vergeſſen und überſehen wurde; keiner von ihnen hatte eine Ahnung, wie krank Erasmus ſei. Aber um dieſe Zeit zitterten Alle, Erasmus auch, für Sophiens Leben; und dieſes ſchöne, junge Weſen, das nur für das Glück geboren zu ſein ſchien, eröffnete ja auch den

Todesreigen, der nun in der Hardenberg'schen Familie begann und ein Opfer nach dem andern forderte.

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels.

„Tausend Arbeiten und Zerstreuungen hielten mich ab, Dir von Langensalza zu schreiben; auch hoffte ich Dich hier zu treffen. Ich ahnte Dein Krankwerden, als ich vergeblich kam und zwei Tage wartete. Alle Welt bedauerte Dich, und Dein sonderbares, unersättliches, widriges, physisches Schicksal machte mir manche Stunde tiefe üble Laune; hiermit bin ich überhaupt seit geraumer Zeit, ohne Nervenschwäche, Hypochondrie oder merkliche äußere Veranlassung geplagt. Gott erhalte Dir leichten Sinn und frohe Laune, Du hast sie sehr nöthig, und ein Aequivalent muß es doch geben. Im Elysium nimmt man den innigsten Antheil an Deinen Leiden. Die Danscour hat an Dich schreiben wollen. Alles grüßt und küßt Dich. Es ist kein Ort in der Welt, wo Du werther gehalten bist.

„Mein Genius hat sich fast völlig wieder erholt. Lange schwebten wir in der Angst des möglichen Schiefwerdens durch diese lange einseitige Lage. Aber auch diese Besorgniß hebt sich mit jedem Tage und ich ging fast mit einer mathematischen Gewißheit eines ewigen Besitzes wehmüthig aus den Armen dieser Idyllenwelt hinweg. Lebe wohl, erhebe Dich über Deine Umgebung, und lebe täglich mehr in der Welt, wo unsere Freundschaft das Bürgerrecht hat."

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 1796.

„Ich bin Dir jetzt immer in Athem, das geht von einem Ort zum andern. Ich für meinen Theil wäre für's Stillſitzen, daher das ſeltene Schreiben. Wie gern wäre ich jetzt bei Dir; Dein erſter Brief betrübte mich ſehr. Dem zweiten ſah man ſchon wieder den alten Erasmus an. Die Langeweile iſt das Allerſchlimmſte — ... Warum ſie Dir Leſen und Schreiben verboten haben, begreife ich nicht recht. Raffe allen Deinen Muth jetzt zuſammen. Ich bin jetzt überzeugt, daß der Menſch nichts Beſſeres in der Welt thun kann. Mein Syſtem der Philoſophie hoffe ich zu dem Deinigen zu machen. Dann ſollte mir mein Nachdenken recht lieb werden. Es enthält eine unerſchöpfliche Quelle von Troſt und Beruhigung. Freilich bedarf es noch ſehr der Feile. Du wirſt auch eine gewiſſe Deutung über Dein räthſelhaftes Schickſal finden. Du biſt ein phyſiſch leidender, aber moraliſch thätiger Mann. Das Blatt dreht ſich einſt. Die Letzten werden die Erſten ſein. In dieſem Worte liegt eine Fülle troſtreichen Sinnes. Bleibe feſt im Glauben an die Univerſalität Deines Ichs. Du wirſt auf Deine Leidensſtunden wie auf ein verwelktes Blatt einſt herunter blicken. Himmliſche Flucht der Zeit! Halte Dich am Großen und Guten in der Zeit der Mühe und des Duldens. Du haſt noch eine Ewigkeit vor Dir. Wenn Dir weh wird, ſo denke an die Menſchheit, die Du biſt. Ein himmliſches Mädchen ſteht ſie auf Hügeln und ſtreckt die Hand aus, um Dich hinauf zu heben aus dem

Thale der Geduld. Denke Dich als verwundeten Helden auf dem Siegesplatze. Um Dich herum Deine Kameraden, die Edlen aller Zeiten, und am Himmel schon die Hand, die Deinen Namen mit Sternen setzt! Wäre da nicht jeder Seufzer ein Triumphgesang? O wie leicht wäre da der Schmerz zu ertragen. Laß Dich nicht eitle Sehnsucht zusammenpressen, überall ist Hubertsburg, wo Dein Geist nicht frei aufsteht und den Staub von seinen Flügeln schüttelt. Du bist ja so nahe Deinen Lieben, — nicht in sibirischen Wüsten — krank, verlassen — der schneidende Nord Dein Tröster. Mache Dir Deine Lage interessant; denke alles, was Dich umgiebt, im Verhältniß zur ewigen Dauer. Weise Eintheilung Deiner Zeit, Concentrirung Deiner Kräfte, das sind die Mittel, Dir die Zeit nicht unlustig zu kürzen. — Ruhe vor Allem. — Ach hätte ich die, so wäre ich glücklich. — Krankheit ist Erzieherin zur Ruhe. — Doch dies mag vor der Hand genug sein."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, März 1796.

„Dein lieber Brief hat mich, zwar nicht im ersten Augenblick — denn da war ich zu schwachnervig, um ihn lesen zu können, und ich durfte ihn, damit es mich nicht zu sehr angriff, erst Nachmittags lesen —, aber hernach desto mehr mit herzerquickendem Troste genährt, je weniger ich jetzt im Stande bin, durch einen Andern als Dich solchen Trost zu erhalten. Im Ganzen bin ich aber jetzt nicht in einer zu solchem Troste passenden Stimmung; meine Nerven sind wirklich zu schwach, um ihn zu ver-

tragen, und ich habe ihn auch wirklich nicht mehr dringend nöthig, denn ich fange an wieder fidel zu werden, und zu meiner Besserung sind jetzt die absurdesten und carrikaturmäßigsten Hanswurststreiche besser, als sanfte, herzrührende und unter allen anderen Umständen himmlische Trostworte.

„Ich versichere Dir, eine Welt liegt in meinem Kopfe, um Dir Deine Briefe vollständig zu beantworten, aber ich kann und darf es jetzt schlechterdings nicht thun, denn schon diese wenigen Zeilen greifen mich außerordentlich an, weil ich an Dich schreibe; alles was das Herz attaquirt oder den Verstand (gestern mußte ich ein algebraisches Rechenexempel weglegen, das ich angefangen hatte), das muß ich jetzt vermeiden. Du wunderst Dich, daß sie mir das Lesen und Schreiben verboten haben? Ja, lieber Fritz, das verbietet sich von selbst. Das Blut steigt mir gleich zu Kopfe, wenn ich etwas lese oder schreibe, und ist es etwas, das ein tiefes Denken erfordert, so greift es mich an; ich kann nur in Zwischenräumen lesen und arbeiten, meine einzige Zuflucht ist jetzt Horaz und Cicero's Briefe. Mein Aussehen bessert sich übrigens, und gewiß und ausgemacht ist, daß, wenn ich mich nicht allemal bei der Attaque von Blutspeien so alterirt hätte, ich jetzt vollkommen gesund wäre, denn meiner Lunge fehlt positiv nichts, wie mir mein Doctor noch neulich versicherte. ‚Ihre Lungen sind gesünder als meine', so sagte er und verschwand.

„Ich habe an Roggenthin geschrieben; sie werden Alle denken, daß ich noch der alte fidele Erasmus, und im Grunde bin ich es auch jetzt."

Es war im Sommer 1796, als Hardenberg plötzlich die Nachricht erhielt, Sophie sei in Jena und habe sich dort einer gefährlichen Operation eines Lebergeschwürs unterzogen. Es war ihr Wille gewesen, daß er von ihrer Krankheit und der Operation erst, wenn alles vorüber wäre, erfahren sollte. Hardenberg eilte nach Jena und fand sie sehr leidend. Der geschickte Arzt ließ nur eine langsame Genesung hoffen, obgleich es sich zur Besserung anließ. Allein die Operation mußte wiederholt werden, und der Arzt fürchtete, daß die Kranke darnach nicht mehr Kräfte genug zur Heilung haben werde. Sophie ertrug alle diese Leiden mit edlem Muth und unbeschreiblicher Geduld. Hardenberg reiste beständig zwischen Jena und Weißenfels hin und her, tröstete und erheiterte Sophie. Seine Eltern waren auch bei ihr, und wünschten nichts mehr als die Genesung des liebenswürdigen Mädchens. Der alte Hardenberg wollte sie gern mit nach Weißenfels nehmen, damit seine Frau und Töchter sie recht pflegen könnten, — aber Sophie mochte sich in ihrem Zustande nicht von ihrer Mutter trennen.

So verging das Jahr 1796, das so lieblich begonnen, unter schweren Sorgen. Einzelne Lichtblicke brechen hindurch, z. B. daß Sophie, sobald das Fieber sie verläßt, stets froh und heiter ist, ihr Auge den hellen Glanz, ihr Angesicht die rosige Farbe behält.

Ein anderer Lichtstrahl ist es für Hardenberg, daß Goethe seine „Kleine" besucht und ein besondres Interesse an ihr zu nehmen scheint. Frau von Mandelsloh, eine Schwester Sophiens, schreibt von dem Besuch mit folgenden Worten an Fritz:

„Vor einigen Tagen ist unsere kleine Stube so glücklich gewesen, den großen Geist Goethe in sich zu fassen. Er war charmant, hielt sich aber nicht lange bei uns auf, machte uns aber die Hoffnung, daß wir bald wieder so glücklich sein würden, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

„P. S. Verwundert war ich, daß unsere kleine Stube keinen Spalt bekam, ich hatte aber auch bei Goethe's Ankunft sogleich die Vorsorge, die Fenster zu öffnen." —

Dennoch aber wurde es stets dunkler vor Friedrich's Augen. Er hatte jetzt voll Interesse die medicinische Wissenschaft studirt, um Sophiens Zustand beurtheilen zu können.

Aber er wollte nicht glauben, was sein Verstand und was die Erfahrung älterer Aerzte ihm sagten; er hoffte mit Jugendmuth auf die Genesungskraft der Jugend. — Im December 1796 verlangte Sophie nach Hause, — in Angst und Unruhe muß Hardenberg in Weißenfels zurückbleiben, natürlich um nun oft den Weg nach Grüningen zurückzulegen.

Sophiens Krankheit schreitet immer weiter, aber Friedrich verbirgt vor sich selbst die Angst um ihr Leben. Auch Erasmus sucht er zu überreden, daß dessen jetzt so furchtbar ernst auftretende Krankheit nur vorübergehend sei. Bei diesem tritt aber nun das Bewußtsein um seinen Zustand klar heraus. Er hatte das Unglück gehabt, wenige Tage nach Weihnachten in seinem neuen Bestimmungsorte Zillbach, wo er unter Cotta seine Studien und seine praktische Lehrzeit beenden wollte, mit dem Pferde zu

ſtürzen; ein ſehr heftiger Blutſturz war die unmittelbare Folge.

In Weißenfels, wo der Oheim Comthur den Winter über blieb, beginnt jetzt eine trübe Zeit. Er erfuhr hier erſt die Verlobung von Friedrich, natürlich zugleich den Bericht von Sophiens Krankheit; er ſieht, wie verändert Fritz iſt, und daß ſeine Geſundheit unter der Laſt von Arbeit und der Sorge um das geliebte Mädchen leidet. Er hätte, da es zu ſpät war, ſchweigen ſollen; aber der Gedanke, daß alle Gaben und Talente des Neffen in engen, gedrückten, häuslichen Verhältniſſen verkümmern würden, bringt ihn ganz außer Faſſung. Er zeigt dem Vater das ganze Verhältniß als ein thörichtes, übereiltes. Eine Heirath ohne alles Vermögen und dazu eine kranke Frau! Er behauptet, Fritz müſſe unfehlbar in dieſer Lage zu Grunde gehen, da ja der Vater mit noch zehn unverſorgten Kindern wenig für ihn thun könne. Alle dieſe Beſorgniſſe regen auch den Vater auf; die Mutter weint und klagt. Da kommt auch noch die Nachricht von Erasmus' Krankheit hinzu! Aber unbegreiflicherweiſe hat keiner aus dieſer Krankheit ein Arg; vergeblich ſind Erasmus' Briefe an Fritz und Karl. Beide demonſtriren ihm, ſeine Krankheit ſei unbedenklich. Sie werden auch nicht aufmerkſam, als Cotta und der Arzt erklären, der Transport des Kranken ſei unmöglich. Ja, ſo wenig haben alle einen richtigen Begriff von ſeinem Leiden, daß Roggenthin in ſeiner Angſt um Sophie und um den Eindruck, den ihr Hinſcheiden auf Fritz machen könnte, den ſterbenden Erasmus bittet, Friedrich auf ihren Tod vorzubereiten.

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 20. Januar 1797.

„Du wirſt bereits von Karl wiſſen, warum ich in dieſer häßlichen Zeit nicht ſchreiben konnte. Dieſer Unfall hatte ſeine Zeit ſchlecht genug für mich gewählt. Die wenigen Tage, die ich in Grüningen ſein konnte, wurden mir durch Schmerzen an der verletzten Hand und durch Fieber verdorben. Bei meiner Zurückkunft erhielt ich die Nachricht von Dir durch Cotta's Brief. Von einem Brief von Dir, in dem Du meine Ankunft wünſcheſt, weiß ich nichts. Sicher wäre ich gekommen, auch außerdem, wenn die Hand nicht war.

„Die Mutter hat Deinen Brief erſt zu Geſicht bekommen, ſpäter den von Cotta, welches auch ſehr gut war, da ſie auch jetzt noch ſehr erſchrocken war und ein paar Tage ſehr niedergeſchlagen umherging. Mir war gleich bei der erſten Nachricht am bängſten vor den indirecten Folgen, die durch das Medium Deiner Phantaſie gehen. Mir war Angſt, daß Du nun noch mehr an Hypochondrie leiden und Dich unaufhörlich ängſtigen würdeſt. Karl war ſehr durch den Doctor Hieke beruhigt, der die Folgen eines aus ſolcher äußern Urſache herrührenden Blutauswurfs nicht ſo bedeutend gehalten. Hauptſächlich wünſch' ich Dir kaltes Blut und Gelaſſenheit. Dein Brief hat mich in dieſer Hinſicht mit guten Hoffnungen erfüllt. Er iſt recht vernünftig und ruhig geſchrieben. Sollte Deine Beſſerung langſamer gehen, als wir glauben, ſo komme ich hin.

„In Grüningen fand ich Sophien auf gutem Wege.

Die Wunde heilt, das Fieber ist schwach, der Husten vermindert, sie schläft viel, auch am Tage. Das Aussehen bessert sich. Das Frühjahr und die Eselsmilch müssen die letzte Hand anlegen.

„Der Onkel ist recht freundlich, er hat in Gera viel zum Lobe Sophiens gehört, ihr Bild hat ihm sehr gefallen. Er ist schon eine Note tiefer. — Er wird und muß noch mehr fallen. — Der Alte ist jetzt sehr übler Laune. — Du weißt, daß ihn Alles mürrisch macht; so hat ihn auch Deine Krankheit sehr verstimmt. — Von mir sage ich nichts, denn das siehst Du, in welcher Schule ich bin. Der Vater und ich denken und handeln gar zu überzwerch, und da an mir das Dulden ist, so habe ich es oft freilich recht satt. — Sophiens Krankheit, die Deinige, die Anwesenheit des Onkels, Aussichten auf die Zukunft, kommen zu diesen verdrießlichen Verhältnissen hinzu, da ist denn oft freilich ächter guter Muth theuer. — Indeß jede Wolke verzieht sich, das wollen wir gemeinschaftlich beherzigen. Deinen von Grüningen aus an Karl geschriebenen Brief hatte der Hauptmann liegen lassen, ich bin von ungefähr dazu gekommen. Deine Besorgnisse wegen Sophiechen sind jetzt Gottlob nicht mehr gegründet."

Erasmus an Fritz.

(In den letzten Tagen des Januar 1797.)

„Den herzlichsten Dank für Dein Send- und Troststschreiben. An keinem Tage hatt' ich's nöthiger, denn ich bekam Nachmittags wieder Blutspeien, das aber wahrscheinlich durch heftiges Lachen veranlaßt wurde. Im Uebrigen

beziehe ich mich, was mein Befinden anbetrifft, auf Karl's Brief. In einer verdrießlicheren Lage kann nicht leicht ein Menſch geweſen ſein, als ich jetzt bin: ich ſoll luſtig und fidel ſein und darf nicht lachen, ich ſoll Geſellſchaft um mich haben und wenig reden, ich ſoll keine Grillen fangen und darf mir doch nicht die geringſte Beſchäftigung machen, um mir die abſcheulichſte Langeweile zu vertreiben. Vorgeſtern mußte ich am Ende über mich ſelbſt lachen, denn höher, dachte ich, können doch ſelbſt, wenn Du ſtirbſt, die Unannehmlichkeiten nicht kommen.

„Aber, lieber Fritz, Eure Liebe und Freundſchaft entſchädigt mich ja bei dem Allen. Es iſt mir, bei allem Anſchein von Beſſerung doch immer ſo, als wenn ich vielleicht nicht recht lange mehr um Euch und bei Euch ſein würde; deswegen verſcheuche Deine trübe Laune, denn alsdann mußt Du der Mann ſein, der vor dem Riß ſteht, und Karl und die Uebrigen tröſten!

„Denn wir, lieber Fritz,

‚Lernten uns nicht für dieſe Welt nur kennen,
Wo uns ſo kurz die Sonne ſcheint!
Wir finden einſt, wenn jeder ausgeweint
Uns wieder, um uns nie zu trennen!
Eh' noch wenig kurze Jahre ſchwinden
Werden wir vereint uns wiederfinden
Unter einem helleren Geſtirn!‘

„Sei ein Mann, Fritz, und denke, daß Dich über Alles, ſelbſt bis in den Tod, liebt

Dein Erasmus.“

Erasmus an Fritz.

„Zillbach, 2. Februar 1797.

„Du haſt mir mit Deinen beſſeren Nachrichten von Sophie eine herzliche Freude gemacht; wie viel Kummer und Sorge mir das liebe Mädchen in meiner Krankheit gemacht, kannſt Du Dir gar nicht denken. Wenn mir der Himmel noch den Wunſch erfüllt, daß Du und Sophie glücklich werdet und auch Karl's Temperament einen fröhlicheren Schwung erhält, ſo ſind meine Wünſche für dieſes Erdenleben nach jetziger Anſicht zu Ende. Ich habe jetzt doppelte Urſache, Euch recht viel Freude und ſchöne wolkenloſe Tage, ſowie eine Fülle von Lebensgenuß für die Zukunft zu wünſchen, da Euch doch vielleicht bald mein früher Abſchied aus Eurer Mitte trübe Stunden machen wird. Ja, lieber Fritz, es wird mir manchmal jetzt mehr als je wahrſcheinlich, daß meine elende Geſundheit durch dieſe heftige Revolution den letzten Stoß erhalten hat, und daß das morſche Gebäude bald ganz zuſammenſtürzen wird. Der immer mit gleicher Stärke fortdauernde Huſten, der beſtändige kurze Athem, die Nachtſchweiße und die außerordentliche Abnahme der Kräfte laſſen mir von ſinnlichem Lebensgenuß nichts mehr übrig als guten Appetit und Schlaf, der aber jetzt auch alle Nacht durch halbſtündigen Huſten unterbrochen wird. Das ſind, wie mich däucht, deutliche Zeichen, daß meine Lunge gelitten hat; deßungeachtet würde ich in Rückſicht meiner Wiederherſtellung die Energie meiner Jugendkräfte noch nicht in Zweifel ziehen, wenn der Doctor nicht ſelbſt ſagte: meine Lunge habe gelitten. Die

Hoffnung deswegen aufzugeben, wäre thöricht; die Vorsehung hat sich diesmal meiner so sichtlich angenommen, sie kann auch der ganzen Krankheit eine glücklichere Wendung geben. Im Uebrigen tröste ich mich damit, daß mich meine Bestimmung hierher- und meiner Krankheit entgegengeführt hat; und der Weg, der uns unserer Bestimmung näher führt, ist der beste, er mag schlüpfrig und schief, oder eben und gerade sein, er ist der beste. In Rücksicht meines Geistes bin ich desto besser daran, denn ungeachtet ich sehr nervenschwach und daher oft ärgerlich und empfindlich bin, so ist er doch gewöhnlich heiter und erhebt sich weit über seinen trägen Nachbar, der ihm gern nacheilen möchte, aber von seinem Unvermögen zurückgehalten wird.

„Glaube ja nicht, daß diese Ideen einen üblen Eindruck auf meine gute Laune machen. Nein, keineswegs; ich denke nicht an meine Krankheit und arbeite und beschäftige mich, so viel ich kann; als Beweis diene, daß ich morgen bei dem neuangekommenen Lehrer eine Privatstunde in der Algebra nehme, mit der wir schon zu Ostern fertig sein wollen."

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 7. Februar 1797.

„Deine Briefe haben uns gestern viel Bekümmerniß verursacht. Nach Deinem früheren glaubten wir Dich in voller Besserung, und nun schreibst Du auf einmal so beunruhigend. Ich gestehe Dir, daß mich die Spur von Hypochondrie in demselben wieder etwas sicherer gemacht hat. Mich wundert dies bei Deiner Krankheit, Deiner

Lage, Deinem Charakter nicht im mindeſten, und für dieſe Folge war mir vom Anfang an am meiſten bange. Deshalb nehme ich auch um ſo mehr Antheil an Deinen Leiden, da keiner eigentlich bei einem körperlichen Zufall ſo viel leidet als Du. Deine Phantaſie begleitet als zu treuer Gefährte Deinen Körper. Du haſt diesmal entſetzlich ausgeſtanden, und ich kann mir denken, welchen Eindruck ſo zuſammengeſetzte, unaufhörliche Körperleiden auf Deine Stimmung machen müſſen. Wie ſehr hätt' ich gewünſcht, Dich zu ſehen, zu tröſten und Dir den Aufſchwung über die Gegenwart zu erleichtern. Auch der Vater hätte Dich gern beſucht; aber der Onkel ſtimmt vielmehr dahin, Dich, ſowie Du transportfähig biſt, herkommen zu laſſen. Der Vater wird Dir darüber ſchreiben.

„Von Grüningen hab' ich ſeit drei Wochen keine Nachricht; ich vermuthe daher, daß es gut gehen muß, wenn ich gleich ſehr wünſchte, es ſchriftlich zu wiſſen.

„Wenn Du recht klug biſt, ſo läßt Du Dich jetzt auf keine Zukunftsgedanken ein — lebſt ganz in den Tag hinein — freuſt Dich ruhig über die gute Stunde und hältſt Dich ſtill in der böſen. Ein gewiſſes Stillhalten iſt eine herrliche Sache, die uns reichlich für die anfängliche Anſtrengung belohnt. Lache, wie Du ſelbſt ſchreibſt, daß Du auch zuweilen thäteſt, über Deine Krankheit, als wüßteſt Du, daß Du unſterblich wäreſt, und es ſei nur Spiegelfechterei. Dein einziges Studium ſei jetzt die Zeit zu tödten. Strenge Dich mit nichts an; ſchon Deine Briefe ſind zu lang und müſſen Dich nothwendig erſchöpfen. Dein zärtliches Herz kann ſich in zwei Zeilen drücken.

Wir bitten nur bald um beruhigende Nachrichten; laß einen Andern ſchreiben. Die Mutter und der Vater ſind im höchſten Grade bekümmert.“

Friedrich an Frau von Thümmel, geb. von Kühn.

„Weißenfels, 8. Februar 1797.

„Sollte meine peinliche Lage mein Nichtſchreiben nicht längſt bei Ihnen entſchuldigt haben? Es war mir eine gute Portion Leichtſinn nöthig, um ſeither nur noch ſo fertig zu werden, um ruhig ſchlafen, arbeiten, denken, ſprechen und gleich Andren ſein zu können. Rechnen Sie hiezu noch eine Menge anderer Verdrießlichkeiten, ſo wird es Sie nicht befremden, wenn ich, zufrieden, das Nöthigſte gethan zu haben, mich ſo tief als möglich in die Fluthen des menſchlichen Wiſſens verſenke, um, ſo lange ich in dieſen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schickſals zu vergeſſen. Dort blühen mir allein die Hoffnungen auf, die ich hier verliere; die hieſigen Rückſchritte ſind dort Fortſchritte — das verwundende Schwert wird dort zum beſeelenden Zauberſtab — die Aſche der irdiſchen Roſen iſt das Mutterland der himmliſchen. Meine Phantaſie wächſt, wie meine Hoffnung ſinkt; — wenn dieſe ganz verſunken iſt und nichts zurückließ als einen Grenzſtein, ſo wird meine Phantaſie hoch genug ſein, um mich hinauf zu heben, wo ich das finde, was hier verloren ging. Frühzeitig habe ich meine prekäre Exiſtenz fühlen gelernt, und vielleicht iſt dies Gefühl das erſte Lebensgefühl der zukünftigen Welt.

„Wie ſehr wünſchte ich wieder einmal mit Ihnen in

Grüningen zu ſein. Daß wir dann endlich aufhören mögen, für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, deſſen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in dieſe oder in jene Welt fällt."

Aus einem Brief an Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 4. Februar 1797.

„Von Grüningen ſeit drei Wochen keine Nachricht. Mit Erasmus geht's noch gar nicht gut und auch Karl war krank. Der Großkreuz iſt auch noch da — dies Alles macht eine Atmoſphäre, in der ich nicht frei athmen kann."

Friedrich an Erasmus.

„Weißenfels, 26. Februar 1797.

„Dein Entſchluß Algebra zu ſtudiren iſt gewiß ſehr heilſam.

„Die Wiſſenſchaften haben wunderbare Heilkräfte, wenigſtens ſtillen ſie wie Opiate die Schmerzen und erheben uns in Sphären, die ein ewiger Sonnenſchein umgiebt. Sie ſind die ſchönſte Freiſtätte, die uns vergönnt ward. Ohne dieſen Troſt wollte ich und könnte ich nicht leben. Wie hätt' ich ohne ſie ſeit anderthalb Jahren ſo gelaſſen Sophiens Krankheit zugeſehen und außerdem ſo vielen Verdrießlichkeiten ausgeſetzt ſein können? Es mag mir begegnen was will — die Wiſſenſchaften bleiben mir — mit ihnen hoff' ich alles Umgemach im Leben zu überſtehen."

Brief an Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 14. März 1797.

„Dein Brief hat mich in troſtloſer Lage getroffen. Ich bin aus Grüningen mit faſt apodictiſcher Gewißheit zurückgekommen, daß Sophie nur noch wenige Tage zu leben hat.

„Wenn ich nur weinen könnte; aber ich bin in einer ſchlaffen, ängſtlichen Gleichgültigkeit, die mir jede Faſer lähmt. Es iſt eine Verzweiflung in mir, deren Ende ich nicht abſehe. Der Ekel, den mir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft macht, iſt unbeſchreiblich. — — Die Gewißheit ihres Beſitzes iſt mir unentbehrlich geworden, — jetzt erſt fühle ich, wie ſie mir ſelbſt unmerklich der Grundſtein meiner Ruhe, meiner Thätigkeit, meines ganzen Lebens geweſen iſt. — Dieſer Lebensüberdruß iſt entſetzlich. Ich hoffte, die Wiſſenſchaften ſollten mir Erſatz bieten, aber alles iſt auch hier todt, wüſte, taub, unbeweglich. Der Schlaf iſt meine einzige Wohlthat; wenn ich kann, ſo ſchlafe ich. Gott weiß, wie ſich das Alles löſen ſoll. Dich ſäh' ich gern. Du würdeſt mich doch vielleicht mit Deinen kräftigen Anſichten der Dinge und Wiſſenſchaften beleben. Ach nur Einen Funken Lebensgeiſt, matte Unruhe iſt ein fürchterlicher Zuſtand."

Jetzt konnte Friedrich ſich die Gefahr, in der Sophiens Leben ſchwebte, nicht mehr verbergen. Sein eignes Wiſſen ſagte ihm, daß ihr Tod nahte, aber ſein Herz widerſprach, denn er hielt eine Trennung von ihr für unmöglich. Der

an ſich richtige Satz: „Was der Menſch will, das kann er", verführte ihn zu glauben und ſich ſelbſt einzureden, daß Sophie nicht ſterben könne.

Hier tritt zugleich eine eigenthümliche Erbſchaft von ſeiner Mutter hervor. — Als eins nach dem andern ihrer Kinder ſtarb, da hielt der Vater bei ihnen aus, bis zum letzten Augenblick. Die Mutter aber ſaß in ihrem Zimmer in ſtummer Verzweiflung, ſie konnte das Sterben nicht mit anſehen. So auch Friedrich. Er verläßt Erasmus' Sterbebett, er reiſte am 10. März von Grüningen ab, weil er die Qual nicht mit anſehen konnte; am 19. März ſtarb Sophie.

In einem Kalender hat er aufgezeichnet:

„3. Januar nach Artern und Heldrungen gereiſt."

„4. Januar den Finger gebrochen, nach Grüningen gereiſt."

„5. Januar in Grüningen nichts als Schmerzen."

„6. Januar in Grüningen verloren ſich die Schmerzen."

„9. Januar nach Weißenfels zurück. Brief von Cotta wegen Erasmus' Erkrankung."

„1. März. Heute kam ich nach Grüningen und fand Sophien ſehr übel."

„9. März. Sophie ward tödtlich krank."

„10. März. Heute früh ſah ich ſie zum letzten Male. Ich fuhr nach Weißenfels zurück."

„15. März. Mein Verlobungstag."

„17. März. Heute kam Frank mit untröſtlichen Nachrichten. Es war juſt ihr Geburtstag."

„19. März. Heute früh halb zehn Uhr ist sie gestorben. Fünfzehn Jahre zwei Tage alt — geboren 1782.“ *)

„21. März. Mit einem Boten von Artern erhielt ich heute die Nachricht.“

Friedrich an Frau von Thümmel.

„Weißenfels, 22. März 1797.

„Es ist für mich eine traurige Pflicht, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß Sophie nicht mehr ist. Nach unaussprechlichen Leiden, die sie musterhaft ertrug, endigte sie den 19. März.

„1782 den 17. März war sie geboren, den 15. März 1796 erhielt ich von ihr die Gewißheit, daß sie mein sein wollte. Seit dem 7. November 1795 hat sie gelitten. Acht Tage vor ihrem Tode verließ ich sie mit der festesten Ueberzeugung, sie nicht wiederzusehen. — Es war über meine Kräfte, die entsetzlichen Kämpfe der unterliegenden blühenden Jugend, die fürchterlichen Beängstigungen des himmlischen Geschöpfs ohnmächtig mit anzusehen. — Das Schicksal hab' ich niemals gefürchtet. — Erst vor drei Wochen sah ich es drohen. — Drei Jahre ist sie mein stündlicher Gedanke gewesen. — Sie allein hat mich an das Leben, an Sachsen, an meine Beschäftigungen gefesselt. — Mit ihr bin ich von Allem getrennt, denn ich habe mich selbst fast nicht mehr.“

*) Laut dem Kirchenbuch von Grüningen ist Sophie 1782 geboren, nicht 1783, wie seltsamer Weise hier Novalis und seine Mutter in einem Memorabilienbuche angiebt.

Friedrich an Juſt.

„Weißenfels, 28. März 1797.

„Gewiß habe ich zu ſehr an dieſem Leben gehangen, und da iſt freilich wohl ein gewaltſames Correctiv nöthig.

„Für Sophie kann ich nicht klagen. Gott hat gewiß recht väterlich an ihr gehandelt; und hat er da nicht nach meinem oftmaligen Gebet gehandelt? Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunſch, ſie zu beſitzen, der zweite in meinem Gebet für ſie war; denn ihre Vervollkommnung, ſie ſelbſt lag mir am meiſten am Herzen."

Friedrich an Juſt.

„Weißenfels, 29. März 1797.

„Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdiſchen Glücks gelebt habe, ſo muß ich nunmehr ganz in der echten Zukunft und im Glauben an Gott und Unſterblichkeit leben.

„Sie würden Mitleid mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widerſprüchen der ſeitherigen Stunden erzählen wollte. Ich leugne nicht, daß ich mich vor einer entſetzlichen Verknöcherung des Herzens, vor dieſer Seelenauszehrung fürchte. Die Anlage dazu iſt unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren, hat mein Verſtand ſich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus ſeinen Beſitzungen verdrängt. Sophie gab dem Herzen den verlorenen Thron wieder. Wie leicht könnte ihr Tod dem Uſurpator die Herrſchaft wiedergeben, der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Aber vielleicht rettet mich noch

die unſichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir ſchlummerte. Die Idee von Gott wird mir mit jedem Tage lieber.

„Die Meinigen nehmen ſtillen, herzlichen Antheil, beſonders Karl und mein Vater. Der Letztere hat ſie aufrichtig beweint, die erſten Thränen ſeit vielen Jahren. Auch ihm hat ſolch ein Verluſt die Welt auf immer fremd gemacht!“

Drittes Kapitel.

„Was feſſelt mich an irdiſche Beſchwerden?
Iſt nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und ſchirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?
Ich darf für Dich der edlen Kunſt mich weih'n.
Denn Du, Geliebte, willſt die Muſe werden,
Der ſtille Schutzgeiſt meiner Dichtung ſein."

Novalis.

Friedrich von Hardenberg verſank nach Sophiens Tode in die tiefſte Schwermuth, — aber die Wellen, die ihm bis an die Seele gehen, ſollten ihn und ſeine Familie noch gewaltiger umbrauſen.

Der geliebteſte Bruder Friedrich's, Erasmus, der Einzige, der jetzt wohl fähig geweſen wäre, den Bruder aus den dunklen Trauerbanden zu reißen, er war, wenige Tage vor Sophiens Tode, todtkrank in's Vaterhaus zurückgebracht worden. Seine Ankunft daſelbſt wirkte erſchütternd; denn als die Seinen ihn ſahen, war keine Illuſion über ſeinen Zuſtand mehr möglich.

Es war das erſte Kind, das die Eltern verloren; noch zweimal erlebten ſie es, daß ein Kind aus der Fremde zurückkehrte, um daheim zu ſterben; der Vater ſah neun, die Mutter ſogar zehn erwachſene Kinder vor ſich ſterben;

ein einziger Sohn ſtand an ihrem Sterbebett und drückte ihr die müden Augen zu.

Jetzt — im Jahre 1797 — ahnen freilich die armen Eltern noch nicht, welches Schwert durch ihre Bruſt gehen ſoll.

Wenn wir das letzte halbe Jahr vor Sophiens und Erasmus' Tode mit ſeinen Qualen, Sorgen und Arbeiten überſchauen, ſo iſt uns pſychologiſch Friedrich's geiſtiges Zuſammenbrechen völlig klar. Alle ſeine Geiſtes- und Gemüthskräfte waren auf's äußerſte angeſpannt; als Sophie ſtarb, trat an die Stelle dieſer Anſpannung gänzliche Ermattung, ja Apathie.

Sophie war nach und nach ganz der Mittelpunkt ſeiner Gedanken geworden; denn Hardenberg gehörte in hohem Grade zu den ringenden, in ihren kleinlichen Verhältniſſen unbefriedigten Geiſtern jener Zeit, die da träumten, in der Liebe und Ehe ein Glück zu finden, welches ihr Inneres völlig ausfüllen, jedes Verlangen für immer ſtillen würde.

Nun drohte Sophiens Verluſt; dazu traten die ſchon erwähnten peinlichen Verhältniſſe in ſeiner Familie; und wenngleich Friedrich es ungerecht fand, daß der Oheim den Vater gegen die Verlobung von neuem aufbrachte, ſo waren ihm doch die Gründe im höchſten Grade qualvoll; denn leiſe, leiſe ſtimmte ſeine Vernunft zuweilen ein: wenn Sophie auch am Leben bliebe, würde ſie je geheilt werden?

Sein Herz, welches mit heißer Liebe und Leidenſchaft an ihr hing, litt entſetzlich unter dieſen zweifelnden Ge-

danken, um so mehr, als Sophie durch die Geduld und Sanftmuth, mit der sie ihre schrecklichen Leiden ertrug, etwas fast Ueberirdisches empfing, das sich in den durchsichtigen, vom Schmerz vergeistigten Zügen des schönen Gesichts ergreifend ausprägte.

Nun dazu Erasmus' Krankheit; — welche geistigen und Seelen-Kämpfe mögen da in Friedrich geherrscht haben. Er sucht sich durch seine Philosophie gegen Alles zu stählen — die Briefe an Erasmus bezeugen es —, aber es gelingt nicht; der Schmerz ist stärker als alle Philosophie. Er verläßt Sophiens Sterbebett, weil es über seine Kräfte ist, eine Geliebte wie sie in so schrecklichen Kämpfen zu sehen; er verläßt auch Erasmus, als derselbe nach Leiden, die einen furchtbaren Grad erreichen, im Sterben liegt.

Er schreibt von Tennstedt aus am 13. April 1797:

„Von hier hätten Sie wohl keine Antwort erwartet. Ein sehr trauriges Ereigniß hat mich von Hause hinweggetrieben, der nahe Tod meines Bruders Erasmus. Seine Krankheit ward erst seit vierzehn Tagen tödtlich, und jetzt ruht er wahrscheinlich schon von den Mühseligkeiten seines Lebens aus. Sein Tod hat weniger Eindruck auf mich gemacht, als er zu jeder andren Zeit gemacht haben würde; die Bitterkeit seiner letzten Stunden war sehr groß, und diese rührte mich am meisten.

„Diese Zeit ist furchtbar gewesen; die Hoffnungen zweier blühender Familien sind zerstört.

„Das Blüthenblatt ist nun in die andere Welt hinübergeweht, — der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum er-

wacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenroths, das ihn zum frischen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängstlicher die Träume, desto näher die erquickende Frühe. Ich sehe sie, den Engel meines Lebens, meine verewigte Sophie, bald, sehr bald wieder."

Am Nachmittage des ersten Ostertages empfing Friedrich in Tennstedt die Nachricht von Erasmus' Tode, der am 14. April nach schwerem Leiden sanft eingeschlafen war. — Denselben Tag schrieb Friedrich an seinen Bruder Karl: „Sei getrost, Erasmus hat überwunden, die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich hier einzeln auf, um ihn dort schöner und inniger zusammenzusetzen."

In einem Brief an Friedrich Schlegel aus Tennstedt sagt er, 13. April 1797:

„Der Tod von Erasmus hat eher eine wohlthätige als nachtheilige Wirkung auf mich gethan. Er hat meine Kräfte eher vermehrt als vermindert. — Er hat unbeschreiblich viel gelitten. Meine Eltern und Geschwister thun mir sehr leid. Schon Sophiens Tod hatte sie erschüttert, und nun so kurz darauf — zum ersten Mal den Verlust eines Kindes und Bruders. Du kannst denken, wie es mir in dieser Gegend, der alten Zeugin meiner und ihrer Herrlichkeit, vorkommt. Dennoch habe ich eine geheime Freude, so nahe ihrem Grabe zu sein. Es zieht mich immer näher, und dieser Zug macht jetzt zuweilen mein unaussprechliches Glück. Mein Herbst ist da und ich fühle mich so frei, gewöhnlich so kräftig, — es kann noch etwas aus mir werden. So viel versichere ich Dir heilig, daß es

mir ganz klar ſchon iſt, welcher himmliſche Zufall ihr Tod geweſen iſt, ein Schlüſſel zu allem — ein wunderbar ſchicklicher Schritt. Nur ſo konnte ſo manches rein gelöſt, nur ſo manches Unreife gezeitigt werden. Eine einfache, mächtige Kraft iſt in mir zur Beſinnung gekommen. Meine Liebe iſt zur Flamme geworden, die alles Irdiſche nachgerade verzehrt. Deine Hoffnung hat Recht gehabt: es iſt weit mehr Heilkraft, Ausdauer und Widerſtand in meiner Seele, als ich ſelbſt wußte, — eine Heilkraft, die dem Uebel die Wurzel abgräbt, eine Ausdauer, die Stunden nicht meſſen, Widerſtand gegen Alles, was mein Heiligthum entweihen will."

Friedrich hoffte, Erasmus und Sophien bald zu folgen; ja es war ſein ſtehender Gedanke, daß der Wunſch, die Erde zu verlaſſen, ſeinen Körper verzehren und ſo die Seele von allen irdiſchen Banden befreien würde. Er glaubte, daß dieſer Sehnſucht, dieſem feſten Willen, zu ſterben, ſein Körper gewiſſermaßen nachgeben würde; er nennt dies „den Entſchluß, den er faſſen will, der ſeinen Tod als freies Opfer erſcheinen laſſen ſoll". An Selbſtmord hat er dabei nicht gedacht. Er gab auch einſt der Gouvernante Sophiens die Antwort: „Seien Sie ruhig, ich habe weder Dolch noch Gift; aber ich fühle es, daß ich bald ſterbe."

Jean Paul hat ſeine Zeitgenoſſen nach dem Leben geſchildert, beſſer als wir in unſerer jetzigen realiſtiſchen Periode es verſtehen können, als er in ſeiner „unſichtbaren Loge" den Immanuel wirklich an ſolcher Todesſehnſucht ſterben läßt und damit dieſen Zug wie eine Art Krankheit jener Zeit fixirt. Aber das wirkliche Leben iſt anders als

ein Roman und tritt an die Menschen mit Anforderungen heran, die solche krankhafte Geistesträumereien heilen. — In Friedrich's Tagebuche finden wir eine Stelle, welche augenscheinlich beweist, daß diese Todesgedanken aus der Muthlosigkeit entstanden, welche auch den kräftigsten Menschen nach schweren Verlusten, durch die Glück, Leben und Zukunft mit einem Schlage vernichtet erscheinen, ergreift.

Er schreibt Ende Mai 1797:

„Ich habe bemerkt, daß es offenbar meine Bestimmung ist, ich soll hier nichts erreichen, ich soll mich in der Blüthe von allem trennen, erst zuletzt das Beste im Wohlgekannten kennen lernen. — So auch mich selbst. — Ich lerne mich jetzt erst kennen und genießen, — eben darum soll ich fort.

„Ich muß nun immer männlicher mit mir umgehen, nicht kindisch zagen und weich thun. Ich darf bei meinem Entschluß nicht zu vernünfteln anfangen. Jede Vorspiegelung der Vernunft und des Herzens ist schon Zweifel und Untreue. Mein Tod soll Beweis meines Gefühls für das Höchste sein; echte Aufopferung, nicht Flucht- und Nothmittel."

Man sieht, krankhaft ist die ganze Stimmung; peinlich ist's, wie Friedrich sich selbst den Puls dabei fühlt. Aber sein Lebensbild tritt uns verzerrt entgegen, wenn man diese Gemüthskrankheit, diese Todessehnsucht, die vorübergehen mußte und vorüberging, für den Grundzug in seinem Charakter gehalten hat. Veranlassung dazu giebt der kurze Lebensabriß, der in den Schriften als Vorrede sich findet.

Dem Menschen wie dem Dichter ist dadurch ein Un-

recht geschehen. In Hardenberg's ganzer Natur lag zwar ein tiefer Ernst, aber keine Schwermuth; wenn sie sich zeigte, war sie die Folge eines wirklichen Kummers, nicht eines melancholischen Naturells. Wenn man diese krankhafte Sehnsucht nach dem Tode als den Grundzug im Charakter eines Menschen, der jung gestorben ist, ehe er zu seiner vollen Entwickelung und Reife gediehen ist, hinstellt; wenn sich dann in seinen nachgelassenen Schriften Stellen finden, die oberflächlich angesehen die Wahrheit der Behauptung, „er sei einem Geisterseher gleich", zu bestätigen scheinen, — so liegt der Schluß nahe: „Der Mensch war ein Schwärmer!"

Aber nur der oberflächlichen Anschauung oder dem confessionell gefärbten Blick gehört dies Urtheil zu; wer tiefer sieht, wird erkennen, daß eine innere Umwandlung mit Hardenberg in dieser Zeit vorgegangen war, daß er von seiner heidnischen Sehnsucht nach dem Scheiden aus diesem Leben voller Kummer und Gram zu dem christlichen Glauben hindurchgedrungen, daß es ihm klar geworden: „In und durch den Tod Jesu Christi ist der Tod für den Christen der Eingang zum Leben und zur Seligkeit geworden." Das bittere Leid, das sich über so viel Glück und Liebe, so hohe Gaben des Geistes und so reiches Leben der Empfindung mit dunklem Schleier breitete, hatte eine edle Frucht gezeitigt! Während der tiefste Schmerz Friedrich's Herz zerriß, mußte er erfahren, daß Kunst und geistiges Streben die blutenden Wunden einer armen Menschenseele nicht zu heilen vermögen. Da tauchte ihm aus der Tiefe seiner Kindheitserinnerungen heller und heller eine Gestalt

auf, so tröstlich klangen die damals unverstandenen Worte, das Leid seines Herzens zog ihn mächtiger und mächtiger zu dem Einen, den er in wunderbarem Glanze als „Heiland und Befreier" schaute, der, von Liebe nur bewegt, sich in die Erde gelegt hat, als Grundstein einer Gottesstadt. — In die dunkle Todesnacht leuchtete das Christenthum mit hellem Licht, löste ihm das Räthsel seines Lebens und zeigte ihm die Welt der ewigen Gottesruhe, des wahren seligen Daseins. — Geheilt und frei trat er von Neuem in die Welt. Aus dem tiefen Schmerz hatte sich der Christ und der Dichter losgerungen.

Zwischen Vater und Sohn war ein neues Verhältniß eingetreten. Beide glichen sich nicht nur in ihrem tiefen leidenschaftlichen Schmerz um ein geliebtes Wesen, sondern auch die Wirkung des Schmerzes war bei ihnen die gleiche. Beide führte dieser Verlust zu Christo hin und gab ihren Seelen den tiefinnerlichen Grundton des Christenthums. Aber die äußerlich hervortretenden Wirkungen waren verschieden, und darum konnten sie einander nicht verstehen; dem Einen erschien der Weg des Andren verkehrt und irrthümlich.

Während bei dem Vater die Erneuerung seines inneren Menschen auch im Aeußerlichen den Methodisten, den Herrnhuter spiegelte, war sie in dem Sohne eine rein innerliche, die nur im Liede sich aussprach. Aber im Liede hat sie fortgewirkt, frei von Sectenwesen, frei von confessioneller Beschränktheit und Färbung, in tiefster, liebender Hingabe an Jesum Christum.

Bei dem Vater aber wie bei dem Sohne zeigt sich jetzt

Eine Scheu, dieſen Punkt zu berühren. Ihr Verhältniß iſt von nun an ein freundliches, ſchonendes, Einer trägt den Andren. Allein es bleibt kühl und zurückhaltend; die Fragen, welche ihnen Beiden die wichtigſten ſind, beſprechen ſie nicht mehr. Der Vater betrachtet den Sohn mit einem gewiſſen ſchweigenden Kummer, weil er ihn nicht verſtehen kann.

Lange Jahre nach Friedrich's Tode deutet er dies der Mutter einmal an. „Geſtern machte mir die Lectüre von Novalis' Schriften manche unangenehme Empfindung, welche jedoch dadurch wieder in's Gleis kam, daß meine Hoffnung, ihn dort zu ſehen, dadurch befeſtigt wurde. Wie wird er ſich gewundert haben, wenn die Schuppen von ſeinen Augen gefallen ſind. Wir werden es Alle thun, da es in keines Menſchen Auge noch Ohr gekommen iſt, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieb haben. Allein, wer ohne Luftſchlöſſer, blos mit der ſüßen Erwartung zu ſeinem Herrn geht, ihn mit ſeinen Augen zu ſehen, und von ihm ſein glückliches Loos zu erhalten, dem wird ſeine Erwartung ohne Täuſchung erfüllt werden."

Sehr richtig bezeichnet der alte Freund Juſt die verſchiedene Stellung, welche Vater und Sohn zum Chriſtenthum einnehmen, in einem Briefe an Friedrich, der mit dem demſelben vorangehenden hier folgt.

Friedrich an Juſt.

„Freiberg, 26. December 1798.

„Wenn meine abgeriſſenen Gedanken Ihnen einige beſchäftigte Stunden gemacht haben, wenn ſie Ihnen geweſen

ſind, was ſie mir waren und noch ſind, — Anfänge intereſſanter Gedankenfolgen, Texte zum Denken, ſo ſind meine Wünſche erfüllt. Viele ſind nur Spielmarken, und haben nur einen tranſitoriſchen Werth. Manchen hingegen habe ich das Gepräge meiner innigſten Ueberzeugung aufzudrücken geſucht. Gern geſtehe ich, daß ich ſelbſt glaube, ſehr entfernt von Ihrer Weiſe die Religion zu betrachten und zu beurtheilen, einen Weg eingeſchlagen zu haben, der Ihnen wunderſeltſam ſcheinen muß. Indeß wir ſind Freunde und werden Freunde ſein, und hierin ſtoßen unſere Religionen, beſſer unſere Theologieen, zuſammen. Wenn Freundſchaft, Liebe, Sittlichkeit, Thätigkeit das Reſultat von Beiden iſt, ſo müſſen wohl beide Schweſtern Glieder jener heiligen Familie von Religionen ſein, die, von jeher unter den Menſchen einheimiſch, die treueſte Pflege alles Guten und Schönen bewieſen, in ihrem Schooße Tugend und Liebe in den wildeſten Zeiten bewahrt, und Troſt und Hoffnung, Muth und Zufriedenheit überall erhalten und verbreitet hat. Ihre Freundin hat durch ihren Verſtand ſich Ihnen offenbart, da ein herzlicher Verſtand der Hauptzug in Ihrem Charakter iſt. Mir iſt ſie durch herzliche Phantaſie nahe gekommen — denn dies iſt vielleicht der hervorſtehendſte Zug meines eigenthümlichen Weſens. — Sollte ſich gerade in dem bedeutendſten Verhältniſſe unſere mannichfache Verſchiedenheit, der Grund unſerer ganzen menſchlichen Verfaſſung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffern einer geheimnißvollen Urkunde, die ſeit Jahrtauſenden unzählige Menſchen mit göttlichem Leben erfüllt und Ihre ehrwürdigen Vorfahren

ein langes Leben hindurch wie ein Palladium begleitet, — einer Urkunde, die, außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vorschriften und Beispiele, Geschichten und Lehren enthält, die mit Allem übereinstimmen, was die besten und weisesten Menschen, was unser eigenes Gewissen mehr oder weniger klar als das Vortreffliche und Wahre empfohlen, kennen gelernt und bewährt gefunden haben. Es scheint sich in ihr noch über alles dieses eine unendliche Welt wie ein Himmel zu wölben und eine entzückende Aussicht in eine himmlische Zukunft wunderthätig zu eröffnen. Mit welchem Herzen nehmen Sie an der Bibel ein Unterpfand Gottes und der Unsterblichkeit in die Hand — wie glücklich müssen Sie Sich vorkommen, wenn Sie Sich überzeugt sehen, an ihr eine überirdische Schrift, eine bleibende Offenbarung zu besitzen, in diesen Blättern gleichsam eine leitende Hand aus einer höhern Sphäre festzuhalten! Ihre Theologie ist die Theologie des historisch-kritischen Verstandes; dieser sucht eine feste Grundlage, einen unumstößlichen Beweisgrund, und findet ihn in einer Sammlung von Urkunden, deren Erhaltung allein schon ein bestätigendes Wunder zu sein scheint, und für deren Glaubwürdigkeit alle historischen Beweismittel und Herz und Vernunft zugleich sprechen. — Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben, weniger auf die Wahrheit und Umständlichkeit der Geschichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir selbst höheren Einflüssen nachzuspüren und mir einen eigenen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geschichte und den Lehren der christlichen Religion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen Welt-

religion — das reinste Muster der Religion, als historischer Erscheinung überhaupt — und wahrhaftig also auch die vollkommenste Offenbarung zu sehen glaube; wenn mir aber eben aus diesem Standpunkt alle Theologieen auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zusammen jedoch in dem sonderbarsten Parallelism mit der Bildungsgeschichte der Menschheit zu stehen und in einer aufsteigenden Reihe sich friedlich zu ordnen dünken, so werden Sie das vorzüglichste Element meiner Existenz, die Phantasie, in der Bildung dieser Religionsansicht nicht verkennen."

Just an Friedrich.

„Tennstedt, 20. Januar 1799.

„Zuerst Etwas über unsere beiderseitigen Vorstellungsarten in Religionssachen. Meine erste wahre Ueberzeugung von der christlichen Religion war historisch. Damals war mir noch Theologie und Religion Eins, und ich vermengte Orthodoxie und Christenthum. Nach und nach erweiterte sich mein Gesichtspunkt, ich lernte absondern und scheiden. Im Praktischen vermischte ich wiederum Halbheit und Moralität und im Theoretischen Moral mit Religion. Ueber viele Punkte war ich Zweifler. So belebte sich nach und nach mein System, nachdem ich die christliche Religion nicht nur für historisch glaubwürdig, sondern auch darum für wahr und anbetungswürdig halte, weil sie nach meiner Ueberzeugung der Würde Gottes, soweit wir davon urtheilen können, angemessen und so ganz auf die Hauptbedürfnisse des Menschen, Beruhigung und Besserung, be-

rechnet ist. In dem Sinne, in dem Kant die Existenz Gottes aus dem Bedürfniß des Menschen, sie zu glauben, herleitet, leite ich auch die Wahrheit der christlichen Religion aus dem Bedürfniß der Menschen, sie zu glauben, her. Und darum finde ich auch die Lehre, daß Jesus nach der Veranstaltung Gottes durch seinen Tod dem Menschengeschlecht Vergebung der Sünden verschafft hat, woran Jeder, der sich nach der Lehre Jesu ernstlich bessert, Antheil nehmen kann, für wahr, weil sie so ganz auf das Bedürfniß jedes Menschen paßt, mit der Moral in genauer, schwesterlicher Verbindung steht und der Würde des gerechtesten und gütigsten Wesens entspricht.

„Ich habe jetzt Nathan den Weisen gelesen, und so wenig ich die verborgenen Invectiven gegen das Christenthum, welches doch Lessing, der kluge Lessing, so offenbar mit dem Katholicismus vermengt, billige, so willig unterschreibe ich doch alle in dem Buche ausgesprochenen Grundsätze.

„Sie, lieber Freund, Ihr Herr Vater und ich, wir gehen Alle nach Einem Ziele, aber auf verschiedenen Wegen. Daß wir auf verschiedenen Wegen gehen, wird dem Gott, der uns auf verschiedenen Wegen werden und existiren ließ, nicht mißfallen, wenn wir nur das Ziel genau im Auge behalten. — Sie und Ihr Herr Vater gehen auf dem Wege der Phantasie und des Herzens, nur daß dieser hierbei einem frommen Führer, Sie Sich selbst zuerst folgen. Ich, wenn Sie wollen, gehe mehr auf dem Wege des

Verſtandes. Allein ich muß Ihnen ſagen, daß dieſer zwar in manchem Betracht ſicherer, aber auch in manchem gefährlicher iſt, weil das Herz ſo leicht doch kalt bleibt und weil man ſich ſo leicht dabei ſchmeichelt, Religion zu haben, während man ſie doch blos kennt. Und ich ſchätze Diejenigen für glücklich, bei denen Religion mehr Bedürfniß des Herzens, als Gegenſtand des Verſtandes iſt, weil ſie bei Allen mehr Sache des Lebens, der That wird, wennſchon ſie durch einige Auswüchſe entſtellt ſein ſollte. Sonſt ſcheinen Sie mir immer in der Religion zu ſehr auf's äſthetiſch Schöne zu rechnen, und ich glaube auch einige Spuren davon in Ihren Schriften entdeckt zu haben. Nach und nach werden Sie es aber auch Sich ſelbſt eingeſtehen, daß die äſthetiſche Schönheit nur Nebenſache iſt, welches uns aber auch die chriſtliche Religion empfehlenswerth machen kann."

Dieſer Brief erwähnt die Schriften Hardenbergs. Im erſten Hefte des Athenäums im Frühjahr 1798 hatte Schlegel einen Theil Fragmente von Novalis unter dem Titel „Blüthenſtaub" herausgegeben. Es iſt nicht erkennbar, weshalb Tieck in den Schriften dieſe von dem Verfaſſer ſelbſt unter einem beſtimmten Namen zuſammengefaßten Gedanken, nicht ferner unter dieſem Titel hat beſtehen laſſen, ſondern ſie regellos unter die andren Fragmente verſtreut hat, ja oft einen einzelnen Satz ohne allen Zuſammenhang zu einem Fragment für ſich verarbeitet. In dem zweiten Theile des Athenäums von 1798 folgen noch mehr Fragmente, jedoch ohne Namensbezeichnung von Novalis

bilden sie einen Theil der Schlegelschen Fragmente; sie sind leicht erkennbar. Hardenberg sagt in einem Briefe an A. W. Schlegel: „Sie sind zum Theil schon älter, nur abgekehrt".

Da er nicht unter seinem eignen Namen in die Oeffentlichkeit treten wollte, so nannte er sich Novalis, nach einer Linie seiner Familie, die in mehreren Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts unter dem Namen de Novali vorkommt. Ich halte es für irrthümlich, daß man den Namen für eine lateinische Uebersetzung von Hardenberg hält. Das Gut, wonach sie sich nannten, hieß Roda, jetzt Großenroda, und war bis in den Anfang dieses Jahrhunderts im Besitz der Hardenberge; jetzt haben sie noch das Patronatrecht daselbst, so wie auch das Erbbegräbniß der dritten Linie noch in der Kirche dort ist.

1798 im Mai schickte Novalis „Blumen" und „Glauben und Liebe, oder der König und die Königin" für die Jahrbücher der preußischen Monarchie an Friedrich Schlegel. Die „Blumen" finden sich im Juniheft der Jahrbücher, „Glauben und Liebe" im Juliheft derselben abgedruckt. Tieck hat in der 4. und 5. Auflage der Schriften die „Blumen" im Anhang aufgenommen, „Glauben und Liebe" aber sind in beiden Auflagen unter die Fragmente zerstreut. — Just's Kritik in seinem Briefe vom 17. und 24. November 1798 ist heute noch treffend. Die Vorrede hat nur noch einen culturhistorischen Werth, da sie beweist, welch ein freudiges Staunen in Deutschland hervortrat, als noch im 18. Jahrhundert ein königliches Paar als glückliches Ehepaar sich zeigte, ein in diesem Jahrhundert fast

unerhörter Fall. Novalis ist übrigens nicht der Einzige, den diese Erscheinung auf's Höchste in jener Zeit begeisterte. Auch die Tendenz der Erziehung der jungen Männer tritt in diesen Aphorismen hervor, der Einfluß von Jean Paul und Goethe's „Wilhelm Meister" zeigt sich hier, mit dem merkwürdigen Unterschied, daß, während jene Beiden einem geheimen Bunde mit einzelnen mächtigen Geistern an der Spitze die erziehende Macht vindiciren, Novalis die regierenden Gewalten und den Staat mit diesem Amte betraut.

Im Herbst desselben Jahres gab Hardenberg Schlegel die „Dialoge" in das Athenäum. — Anfangs April 1800 war der erste Theil des „Heinrich von Ofterdingen" vollendet.

Allerdings haben Diejenigen Recht, welche diesen Roman als eine noch unvollkommene Erstlingsarbeit ansehen; hat doch der Dichter selbst nicht anders geurtheilt. Unstreitig sind einige Gestalten, vor allem die Heldin, Mathilde, unplastisch und in verschwommenen Umrissen gezeichnet; indeß ist über diesen Punkt Schleiermachers Wort höchst frappant: „Das Unplastische in der Zeichnung der Mathilde (Sophie) kommt wohl mit daher, daß das Original selbst nicht anders war; das Dürftige am Geist, was der Heldin anhaftet, lag möglicher Weise am Urbild."

Eins aber tritt aus dem Buche Dem entgegen, der nach dem Dichter, nicht blos nach der Dichtung fragt. Novalis schildert hier seine Liebe zu Sophien, und indem er dies thut, streift er das Schwere, Irdische jener Zeit von sich und läßt das Erlebte als Dichtung aus sich heraustreten. Während er daran arbeitet, bezeugen seine Briefe, welch'

eine Freude für ihn in diesem Schaffen lag. Und gewiß ist es ein Beweis seiner echt dichterischen Begabung, daß alles, was er schrieb, in einem realen Vorgang in ihm selbst seine Wurzel hatte. — Die „Hymnen an die Nacht", warum ergreifen sie die Seele des Lesers so eigenthümlich? Weil sie der Markstein der Umwandlung des Dichters in einen Christen sind. In ihnen erscheint sein tiefstes Leid von überirdischem Glanze verklärt. Bis zu Sophiens letzten Lebenstagen und ihrem Tode stand er dem Christenthum fremd gegenüber, aber er kannte dasselbe von Jugend auf, als einen alten treuen Freund des Hauses, den Vater und Mutter liebten und ehrten, wenn er auch den Kindern noch unzugänglich war; aber jetzt, als der tiefste Schmerz das Herz des Dichters zerriß, da —

„Als ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Ward mir plötzlich, wie von oben
Weg des Grabes Stein gehoben,
Und mein Innres aufgethan!"

Das neue Leben eines Christen treibt die ersten leuchtenden Blüthen in den „Hymnen an die Nacht"; Novalis selbst erklärte sie für sein bestes Werk.

In den „Geistlichen Liedern" erscheint dies neue Leben in ihm in der schönsten Entfaltung, sie erklingen in einer Zeit, die in Hinsicht auf diese edelste Perle der deutschen Dichtkunst, dem geistlichen Liede, ganz wie erstorben war, so hell, so lebensvoll, als wenn aus wüstem Felsgestein unverhofft ein frischer Quell hervorspringt.

Der Aufsatz „Europa oder die Christenheit" wird in

einem ſpätern Zuſammenhang noch näher beſprochen werden. Hier nur ſo viel, daß in dieſem Bruchſtück der rothe Faden am deutlichſten hervortritt, um deſſentwillen ſowohl Carlyle, wie auch R. Haym der gründlichſte und liebevollſte Geſchichtsſchreiber der romantiſchen Schule, Novalis den Propheten unter den Romantikern nennen, im directen Gegenſatz dazu, daß Andre, wie Friedrich Schlegel und auch Koberſtein, dieſen Aufſatz zu einem römiſch-katholiſchen Glaubensbekenntniß ſtempeln wollen.

In den allgemeinen Urtheilen für und gegen die romantiſche Schule ſcheint der Punkt, daß die politiſche Zerriſſenheit Deutſchlands der Hauptfactor ihrer Geſtaltung war, noch nicht ſo gewürdigt zu ſein, wie er es verdient, wenn es gleich Haym an mehreren Stellen ſeines Werkes andeutet.

Die politiſche Lage Deutſchlands ſchuf gerade zu viele Anſchauungen der Romantiker.

Unter dem Druck der Kleinſtaaterei ſeufzend, preßte die Gegenwart ſchwer mit ihrer kleinlichen Wichtigkeit und ihrer reizloſen Proſa auf die jugendlichen Geiſter. — Die Contraſte, die der gewaltige geiſtige Aufſchwung in den drei letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts in Deutſchland hervorgerufen hatte, verſchärften dieſen Druck, ebenſo wie die politiſche Entwicklung, die die Revolution in Frankreich zu Stande gebracht, das Enge und Kümmerliche der deutſchen Kleinſtaaten bitter empfinden ließ und zum Bewußtſein brachte.

Die ſeichte Aufklärung und der herrſchende Rationalismus hatten den Widerſtand gegen ihr plattes Nützlichkeits-

prinzip in allen irgend tiefer angelegten Gemüthern wachgerufen. — Wie bitter klingen die Klagen Schleiermachers in den Reden über die Religion (S. 149 ff.): „Mit Schmerzen seh' ich täglich, wie die Wuth des Erklärens und Berechnens den höhern Sinn gar nicht mehr aufkommen läßt, wie alles sich vereinigt, ihn an das Endliche und noch dazu an einen sehr kleinen Punkt desselben zu befestigen, damit das Unendliche ihm so weit als möglich aus den Augen gerückt werde. In blinde Vergötterung des gegebenen bürgerlichen Lebens versunken, sind die Meisten überzeugt, daß in demselben Stoff die Fülle vorhanden, und daß sie deshalb das Recht hätten, zu verhüten, daß Einer noch etwas Andres suche, oder aus diesem Gesichtspunkte heraustrete."

Wenn Tieck in der Einleitung zu seinem poetischen Journal sich vernehmen läßt: „Vom 17. Jahrhundert an schreibt sich in Deutschland ein Stillestand, eine Geistesträgheit her, die sich nicht blos in Kunst und Poesie bemerken läßt, sondern es hat nun eine Periode angehoben, deren Geist es ist, den Enthusiasmus zu verspotten und die Geistlosigkeit als das Fundament aller menschlichen Erkenntniß und Bemühung zu setzen", — so führt dies Thema Friedrich Schlegel, in seiner Kritik über Jacobi's „Waldemar" *), dahin aus, „daß die Majorität der Vernünftler durchaus unfähig war, weder mit dem Kopf noch mit dem Herzen sich zu Ideen zu erheben. Sie

*) Siehe S. 73 in der Ausgabe von Minor: „Die Jugendschriften Friedrich Schlegels".

leugneten, was über ihrem Horizont war. So gelang es ihnen, die Gemeinheit einigermaßen zu systematisiren und zu sanktioniren, indem sie alle Mittelmäßigen zu einer unsichtbaren Kirche vereinigen. Die Häupter der Gemeinde gehen nun umher wie Feuerherren, und wo sie etwas wittern, was wie Enthusiasmus aussieht, so schreien sie: ‚Mysticismus, Schwärmerei'."

Nehmen wir zu diesen Zeugnissen die halbkomischen, halbtragischen Schilderungen der kleinstaatlichen Jämmerlichkeit bei Jean Paul, so haben wir die Elemente beisammen, welche die Anschauungen — und die Fehler der Romantiker geschaffen haben.

Das sich Versenken der jungen Dichter in die ehemalige Herrlichkeit des deutschen Volkes und die Poesie des Mittelalters, und doch die Schwäche der historischen Anschauung ist einer dieser Züge, der zugleich diese Männer andererseits zu werthvollen Vorläufern der späteren historischen Schule machte. Freilich übersetzten sie das, was sie fanden, nicht in die Sprache der Gegenwart und wurden daher von dem Volke, das in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit lebt, nicht verstanden.

Das wunderbare Forschen, was sich bei Allen findet, bald in der Poesie oder in der Philosophie, bald in der Kunst oder in der Wissenschaft überhaupt das Heil der Welt zu finden, — worin anders wurzelt dasselbe, als darin, daß kein großes Vaterland, kein der heißen Liebe werthes Gemeinwesen vorhanden war, was allein alle diese Studien und Arbeiten, all dies Ringen werthvoll machen konnte.

Der eigenthümliche Zug, daß ein großer Theil von

ihnen sich scheiden ließ oder Andrer Frauen zur Scheidung bewog, worin lag er sonst, als in dem im tiefsten Innern unbefriedigten Leben? Sie träumten sich, da die Frauen lebhaft auf ihre Interessen eingingen, in der Ehe ein freies, glückliches Eden zu finden. Daß dies bei den Meisten ein Irrthum war, lag in der Natur der Sache.

Das Zurückwenden zur römischen Kirche erklärt sich ebenfalls aus der deutschen Zerrissenheit und aus der damaligen platten Aufklärung, sowie der trocken rationalistischen Strömung in der evangelischen Kirche. In der römischen Kirche trat eine mächtige Einheit in die Erscheinung und blendete Viele, denen die evangelische Kirche nichts Ewiges mehr zu bieten schien. Diejenigen aber, die in der römischen Confession Einheit und kirchliche Erhabenheit suchten, beachteten nicht, daß, wenn die römische Kirche sich nicht selbst vernichten will, sie alle geistige Freiheit und Selbstständigkeit unterdrücken muß.

Allen diesen strebenden Geistern fehlte der großartige politische Hintergrund eines mächtigen Vaterlandes, eines in sich verbundenen Volkslebens, das freie Feld, in dem sich Thatkraft und schöpferisches Genie entfalten konnten; nur in wissenschaftlichen, litterarischen, dichterischen Fragen und Dingen konnten sie die engen Schranken überschreiten, im wirklichen Leben nicht!

Auf diese, größtentheils den Männern selbst unbewußten Ursachen lassen sich die meisten Schattenseiten und Fehler der Romantiker zurückführen. Alle diese jungen Männer arbeiteten hart und mit voller Hingabe, allein die Dissonanz blieb ihnen ungelöst.

Novalis ist Einer der Wenigen unter den ersten Romantikern gewesen, der schon in jener Zeit die Lösung der Dissonanz gefunden hat, in seiner Stellung zu der Person Jesu Christi, — außer seiner religiös angelegten Natur selbst, durch die tief christliche Persönlichkeit seines Vaters, dessen Einfluß auf den Sohn viel stärker und größer war, als Beide ahnten, durch welchen ihm das Christenthum als etwas schlechthin Gewisses, Unumstößliches und Lebendiges erwachsen war. So drang Novalis durch alle Philosophie wieder zu dem positiven Christenthum hindurch. Eins aber muß in Bezug auf ihn hier noch erörtert werden.

Die Meisten der ersten Romantiker, Tieck, die beiden Schlegel, Schleiermacher, Schelling u. a. m., sind ältere Männer geworden, sie hatten also Zeit, ihre Anschauungen theils zu modifiziren, ja zu ändern, oder aber mit Ausdauer und Folgerichtigkeit durchzuführen. Novalis dagegen starb jung, in seinem Denken war das Silber noch bei weitem nicht aus den Schlacken geschieden, seine Werke sind nur Bruchstücke geblieben, wesentlich Studien, um in sich selbst klar zu werden. Wodurch aber geschieht es, daß andere bedeutende Männer sich immer von Neuem bewogen fühlen, sich mit den Gedanken dieses längst von der Erde geschiedenen Geistes zu beschäftigen? und zwar nicht blos Litterarhistoriker, die ihn nur in seiner Stellung als Mitglied jener geschichtlich betrachteten Schule ansehen, sondern ein Mann wie Richard Rothe. Er nennt Novalis in einer Vorlesung oder einem Aufsatz vom Jahr 1862 „das Vorbild eines modern-religiösen Dichters, ja gewissermaßen eines erst noch in Zukunft zur vollen Geltung kommenden christlichen

Lebens". In der zweiten Ausgabe seiner „Ethik" führt Rothe eine ganze Reihe Gedanken aus den „Fragmenten" als Citate an*).

Ein Zweiter, den wir in dieser Hinsicht anführen, ist der schon genannte englische Schriftsteller Thomas Carlyle. In einem Essay vom Jahr 1828 zieht er eine Parallele zwischen Novalis und Blaise Pascal, und nennt ihn den deutschen, den evangelischen Pascal, und Beide prophetische Geister! — Wie geistreich dieser Vergleich ist, wird beim Lesen der beiden betreffenden Schriften klar, nur muß festgehalten werden, daß von Pascal's Seite nur von „Les Pensées" die Rede ist, nicht von seinen Streitschriften gegen die Jesuiten; auch darf nicht vergessen werden, daß selbst in „Les Pensées" Pascal als Vertheidiger der Augustinischen und frühern katholischen Kirchenlehre auftritt,

*) Wir führen nur einige als Kennzeichen an. Bd. III, S. 203: „Licht ist auf jeden Fall Action — Licht ist wie Leben wirkende Wirkung." Bd. III, S. 204: „Organisationstrieb ist Trieb, alles in Werkzeug und Mittel zu verwandeln." Bd. III, S. 204: „Alle absolute Empfindung ist religiös." Bd. III, S. 228: „Im Ich, im Freiheitspunkte sind wir alle in der That völlig identisch — von da aus trennt sich erst jedes Individuum. Ich ist der absolute Gesammtplatz, der Centralpunkt." Bd. III, S. 237: „Der Geist führt einen ewigen Selbstbeweis." Bd. III, S. 242: „Aller Zufall ist wunderbar — Berührung eines höhern Wesens." Bd. III, S. 258: „Neigungen zu haben und sie zu beherrschen ist rühmlicher, als sie zu meiden." Bd. III, S. 276: „Alles Unwillkürliche soll in ein Willkürliches verwandelt werden." Bd. III, S. 288: „Die Kraft ist der unendliche Vokal, der Stoff der Consonant." Bd. III, S. 296: „Gewiß ist's, daß der Mensch selbst Seelenkrankheiten Herr werden kann, und dies beweist unsere Moralität, unser Gewissen, unser unabhängiges Ich."

ehe der Orden Loyola's auf den römiſchen Stuhl Einfluß gewann und daß er als geiſtlicher Lehrer ſchreibt. Von Beidem iſt Novalis weit entfernt. Seine Fragmente ſind rein ſeine philoſophiſchen Studien. — Außerdem iſt die Aehnlichkeit überraſchend. Schon in ihrem äußeren Geſchick iſt etwas Paralleles. Pascals eigentliche Bekehrung bewirkte das anſcheinende Wunder bei der Heilung ſeiner Nichte Margarete Perier. Novalis wendete ſich durch Sophiens Tod zum Chriſtenthum. Beide ſtarben jung, Pascal ehe er das 39., Novalis bevor er das 30. Lebensjahr vollendet. Ihre bedeutendſten Gedanken haben Beide in einzelnen Sätzen zurückgelaſſen. Anfangs war für den Einen wie für den Andren die Philoſophie die Führerin. Pascals mathematiſches Genie zeigt ſich bei Novalis im lebhafteſten Intereſſe für die Mathematik, die er ja in vielen Fällen zum Ausgangspunkt ſeines Philoſophirens nimmt. Jeder von ihnen hatte im Leben mit ſchweren Körperleiden bei ſich und Denen, die ihm nahe ſtanden, zu kämpfen. Daher bringen Beide das Weſen der Krankheit in ein förmliches Syſtem, mit dem bezeichnenden Unterſchied, daß Pascal, als katholiſcher Asket, die Krankheit des Leibes, als Analogie des ſündlichen Verderbens der Seele, als den allein heilſamen Zuſtand des Menſchen preiſt, — Novalis dagegen ſich von ihr zu löſen, ſie zu überwinden, ja zu leugnen ſucht, ſie nur als Erziehungs- und Zuchtmittel des Geiſtes duldet. Während Pascal alle Poeſie als weltlich verwarf, kann Novalis auch in ſeinen philoſophiſchen Schriften den Dichter nicht verleugnen. — Bei Beiden iſt endlich das Chriſtenthum, genauer ausge-

drückt, die Perſon Jeſu Chriſti der Mittelpunkt, der einzig würdige Gegenſtand aller Liebe und alles Glücks, allein während Pascal alles Heil in der katholiſchen Kirche ſucht, in ſeinen Augen die einzige Offenbarungsform des Chriſtenthums, ſchaut Novalis hoffend nach einer Zeit aus, wo daſſelbe, die engen Formen der Confeſſionen ſprengend, ſeine innere Kraft in dem Schaffen einer in viel höherem Sinne univerſalen Kirche documentiren wird, ſeine göttliche Kraft, die alle Geiſter für oder gegen Chriſtum zwingen wird.

Das confeſſionelle Kirchenthum naht ſich ſeinem Ende. Das Chriſtenthum will ſich ein neues Gewand ſchaffen, darum das ſcheinbar wirkungsloſe auf die Gemüther der Menſchen in dieſem Augenblick. Eine neue Phaſe in der Entwicklung des Chriſtenthums iſt im Kommen begriffen, es ſind die Wehen dieſer Geburt, die die jetztigen Generationen erdulden müſſen.

Novalis iſt einer der erſten Propheten dieſer neuen Zeit geweſen.

Wir laſſen nun einige Briefe von Novalis an Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, an Caroline Schlegel, geb. Michaelis, an Juſt folgen, und einen Brief Juſt's an Novalis, die einen intereſſanten Blick in das litterariſche Leben des Letzteren thun laſſen. Die Erſteren ſind durch die Güte des Herrn Profeſſors und Malers Philipp Veit der Familie des Dichters mitgetheilt.

Derſelbe äußerte aber ſeine Bedenken der Veröffentlichung gegenüber: „Er habe es ſich eigentlich zur Regel gemacht, briefliche Mittheilungen verſtorbener Perſonen nur

in den seltensten Fällen und nur mit der größten Vorsicht und Auswahl andren Händen zu überlassen, wegen des allzu häufigen Mißbrauches; doch finden diese Bedenken Ihnen gegenüber nicht im mindesten statt."

Diese Aeußerung veranlaßte mich zu einer vielleicht übertriebenen Vorsicht und Bedenklichkeit. Nach seinem Tode haben seine Erben durch Dr. Raich, Mainz 1880, die gesammten Briefe in einem kleinen Heft unverkürzt herausgeben lassen. Da also diese Rücksicht nun wegfällt, so werde ich von einigen von mir nur im Auszug gebrachten Briefen nun das Ganze bringen, sowie noch einige, auch von den Brüdern und ihren Verwandten, hinzufügen.

Novalis an Friedrich Schlegel in Leipzig *).

Ohne Datum (vermuthlich Frühjahr 1793).

„Dein Brief trifft diesmal ungemein glücklich. Der alte Kopf vorn am Eingang erfüllte mich mit heiligem Schauer und an den Zügen der Inschrift erkannte ich den Frommen, der diese Blättergrotte dem Sohne der Lieblingstochter Jovis und der Nemesis, der Freundschaft weihete. Erwartungsvoller stieg kein Reisender in die Wunderhöhle von Antiparos, als ich von Zeile zu Zeile in die Geheim-

*) Die Brüder Schlegel waren die Söhne von Johann Adolph Schlegel, geb. 1721 zu Meißen, gest. 1793 als Generalsuperintendent zu Hannover. Die Familie stammte aus Sachsen, der Großvater Johann Friedrich Schlegel war Appellationsrath und Stiftssyndicus zu Meißen.

niſſe Deiner Wandrung. — Das Orakel ſchweigt, Deine Augen funkeln in überirdiſchem Glanze und Dein Stern taucht ſich in's Göttliche — ich ſtehe neugieriger als je vor Dir.

„Daß Du noch unter den Lebendigen biſt, freut mich. Kann man Dich doch noch anfaſſen und fühlen Dein Fleiſch und ſchlagen hören Dein Herz. Du trankſt aus der Quelle der Durſtigen — Du biſt nun unerſättlich. Das reißt Dich noch vielleicht aus den Banden der vier Elemente, in denen es uns doch wohler ſein kann, als einer Intelligenz in ihrer Haut. Mich dauert Dein armes, ſchönes Herz. Es muß brechen früh oder ſpät. Es kann nicht ſeine Allmacht ertragen. Deine Augen müſſen dunkel werden über der ſchwindelnden Tiefe, in die Du hinabſiehſt, in die Du den bezauberten Hausrath Deines Lebens hinabſtürzeſt. Der König von Thule, lieber Schlegel, war Dein Vorfahr, Du biſt aus der Familie des Untergangs. Jetzt kann ich's Dir ſagen und wundre mich, daß Dir's Dein Bruder nicht ſagt. Du wirſt leben, wie wenig leben, aber natürlich kannſt Du auch keinen gemeinen Tod ſterben — Du wirſt an der Ewigkeit ſterben. Du biſt ihr Sohn, ſie ruft Dich zurück. Eine ſeltene Beſtimmung haſt Du bei Gott. Vielleicht ſeh' ich nie wieder einen Menſchen wie Dich. Für mich biſt Du der Oberprieſter von Eleuſis geweſen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennen lernen, durch Dich von dem Baum des Erkenntniſſes gekoſtet.

„Aber nun ſag' einmal, iſt es nicht möglich, daß Du unter uns bleibſt? — ſind die feierlichen Worte der

Weihung ſchon unwiderruflich ausgeſprochen? hat Dir ſchon Iris die Locke abgeſchnitten? — mußt Du als Opfer ſterben? Ich bitte Dich, antworte Dir ſelbſt ohne Ueberſpannung. Ich habe für die Schönheit Deiner Idee unendliche Ehrfurcht, aber ich weiß auch, daß das Leben ewig ſchön ſein kann. Erhalte Dich, wirf Dich der Natur in die Arme — ſie hat Platz und Liebe genug für Dich. Mein ganzer Grund iſt mein inniges Gefühl am Leben, mein Glaube und Zuverſicht zu allem, was in mir und um mir iſt — denn hier weiß ich jetzt ſonſt nichts von Recht und Unrecht. Freilich kann ich Dir keine ſolche Theilnehmung einflößen, wie ich an allem Menſchlichen habe, mich nicht auf die Verjüngungskraft Deiner Natur berufen, nicht auf den ſichtbaren Gang einer himmliſchen Ordnung und Nemeſis in Deinem Leben, aber wer weiß, wie nahe Dir ein ſolcher Augenblick des Zurückſehens iſt. So hätt' ich doch vielleicht einmal wahr gedacht und geſprochen; Dein Geiſt kann unmöglich lange mehr dieſen Aufruhr Deines innern Lebens ertragen. Alles klingt tief bei Dir hinab, Deine Erſcheinung löſt ſich in ſich ſelbſt auf, Deine herrlichen Kräfte müſſen erlahmen.

„Fürchteſt Du Dich nicht vor dem Pflanzenleben? Ich fürchte mich nicht, aber ich erkenne hier nicht meinen, noch Deinen Beruf. Kann Dich denn das Leben gar nicht feſſeln? Mußt Du Deine arme Hülle zerreißen? Du verſchwendeſt in Minuten, wovon Du jahrelang zehren könnteſt. Unbefriedigt wirſt Du von allem zurückkehren und tödtlich krank.

„Ich erwarte geduldig, ob Du für gut finden wirſt,

mir etwas Näheres von Deiner Reiſe zu ſagen. Die gänzliche Ungewißheit hinderte mich, an Dich zu ſchreiben. Uebrigens wußt' ich auch wenig. Mir geht's hier recht wohl. Ich habe alle Urſach', zufrieden zu ſein und bin auch jetzt in einer glücklichen Ruhe. Ich freue mich jetzt über Alles, aber mit meinem Schönbenken und -ſchreiben iſt's jetzt vielleicht auf immer vorbei. Ich hoff' es wenigſtens von ganzem Herzen. Seitdem ich wieder von Leipzig zurück bin, hab' ich keine zehn Blätter geleſen. Dafür bin ich jetzt tüchtig fleißig und nehme Antheil an manchen frohen, geſellſchaftlichen Stunden. Meine Geſchwiſter brauchen, nach dem Tode meines Vaters, auch einen Vater. Dieſe häusliche Familienbeſtimmung iſt ganz die meinige. Dieſe Lebensart bekommt mir wie Bergluft — tauſendmal ſtärker, inniger und friſcher als ſonſt. Wir trennen uns wie Abraham und Lot. Du gehſt nach Aufgang der Sonne, ich den gewöhnlichen Weg nach Weſten zu. Uns Beide aber trägt der unendliche Vater am klopfenden Herzen, wenn wir unſre Kraft brauchen, ſo weit es gut iſt und ſchön, und er ſelber läßt uns himmliſche Freiheit. — Fliehe nicht aus dieſem Zeitpunkt des Nordlichts und ergreife nicht in der Blüthe Deines Lebens den Hammer der Zerſtörung. Mir gefällt's doch hier unter dieſer Sonne. Du kannſt's nirgends beſſer finden, und wenn Du glauben willſt, ſo findeſt Du alles leicht, was Du ſuchſt. Rede mir hier nichts vor von ewigen Bedürfniſſen und Kraftanlagen — Deine urtheilende Idee ſteht mit Deiner genießenden Idee im Mißverhältniß. Glaube und dann urtheile. Treibe die Gäſte aus Deinem Haus, die Dich

verführen. Laß Dir das Schickſal der Semele einfallen. Du kannſt doch nicht Zeus zwingen, Dich zum Ganymed zu machen.

Lebe wohl

Dein Freund
Albert von Hardenberg.“*)

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 1. Auguſt 1794.

„Neulich erſchrak ich recht. Ich war in Leipzig und ſaß more modoque consueto bei Donna Eſter. Ein junger Menſch ſetzte ſich neben mich — Meſtmacher. Er fing an von Dir zu reden, redete warm von Dir, aber klagte, daß Du ſo fremd und krank ausgeſehen hätteſt und Dein Geſicht nicht von innerm Frieden ſpräche. Er erzählte weiter, daß Du bei einer frohen Partie traurig und froſtig geſchienen und gar nicht mit jugendlichem Muth aufgelodert wärſt. Dies beſtimmte mich ſogleich zum Schreiben an Dich. Sonſt hab' ich auch keine Sterbensſilbe von Dir gehört und alles ſpannte meine Erwartung. Den Oſter-

*) In mehreren Briefen unterſchreibt ſich Novalis Albert, obgleich er nach dem Kirchenbuch Georg Friedrich Philipp getauft iſt; vielleicht iſt es eine Anſpielung auf den „Werther“. Dagegen habe ich unter keinem der Briefe die Unterſchrift „Friedrich Leopold“ gefunden, die Eduard von Bülow in dem dritten Theil von Novalis' Schriften unter dem Briefe an Reinhold angiebt, und weiß davon keinen Grund, halte aber einen Flüchtigkeitsfehler bei Bülow nicht für unmöglich.

meßkatalog nahm ich begierig her — Dein Grundsatz nie anonym zu schreiben — Dein Name war nicht zu entdecken. Nun weiß ich was Du vorhast und genieße Dein Buch schon halb in der phantastischen Vorstellung, die ich mir davon mache. Ich wünschte freilich jetzt die Politik eher zur Welt, die liegt mir jetzt näher am Herzen.

„Ich habe in Wittenberg fast total meine Lieblingsbeschäftigungen verlassen. Studium churſächsischer Gesetze nahm alle meine Zeit weg. Mit den Besten war ich bekannt, und da sie etwas aus mir machten, so lebte ich gern und frei dort. Jeder Tag hatte seinen Plan, seine Hoffnung; Wünsche quälten mich nicht sehr, ich wies alle auf die Zeit hin nach überstandenem Examen. Der Pedantismus der Schule war nun überstanden und ich war mit dem 22. Jahre frei, munter und muthig. Jetzt hat mein ganzer Charakter einen politisch-philosophischen Schwung erhalten und zwar sehr unmerklich. Ich bin plötzlich von Wittenberg weggegangen, um mich allein zu haben; des jugendlichen Lärms hab' ich genug. Hier erwart' ich gelassen den Ruf meines Schicksals, denn mein Leben ist schon fertig; ich habe nur Einen Zweck, der ist überall erreichbar, wo ich thätig sein kann. Bleib' ich gesund, so muß ich ein Maximum für mich erreichen, ich bin wenigstens jeder Art von Aufklärung fähig, und dies Einzige berechtigt mich vielleicht schon zu kühnen Ansprüchen. In einem Monat muß viel für mich entschieden sein, in der Wahl des Weges blos. Du erfährst alles, so wie ich doch auch von Dir etwas erfahre."

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Wiederſtedt, 15. Juni 1797.

„Ich glaube überzeugt zu ſein, daß Du berufen biſt, in der Philoſophie die ehrenvollſte Rolle des endlichen Vermittlers zu ſpielen. Deine Hefte ſpuken gewaltig in meinem Innern, und ſo wenig ich mit den einzelnen Gedanken fertig werden kann, ſo innig vereinige ich mich mit der Anſicht des Ganzen und errathe einen Ueberfluß des Guten und Wahren. Willſt Du mich nennen, ſo iſt es mir lieb, in dieſer großen Angelegenheit mit genannt zu werden. — Vielleicht liefre ich Dir ein Beiwort zu meinem Namen, indeß und wenn Gott will auch eine ſpezielle Veranlaſſung dazu.“

An Auguſt Wilhelm Schlegel.

„Weißenfels, 30. November 1797.

„Der Recenſent Ihres Shakeſpeare iſt ein gutmeinender Menſch. Seine Recenſion iſt aber wahrhaftig keine Poeſie. Was hätte ſich nicht über Ihren Shakeſpeare beſonders in Beziehung auf das Ganze ſagen laſſen? Er iſt unter den Ueberſetzungen, was Wilhelm Meiſter unter den Romanen iſt. Giebt es denn ſchon eine ähnliche? So lange wir Deutſchen überſetzen, ſo national dieſer Hang des Ueberſetzens iſt, indem es faſt keinen deutſchen Schriftſteller von Bedeutung giebt, der nicht überſetzt hätte, und wahrlich darauf ſich ſo viel einbildet als auf Originalwerke, ſo ſcheint man doch über Nichts unbelehrter zu ſein, als über das Ueberſetzen. Bei uns kann es zur Wiſſenſchaft

und zur Kunſt werden. Ihr Shakeſpeare iſt ein trefflicher Canon für den wiſſenſchaftlichen Beobachter. Außer den Römern ſind wir die einzige Nation, die den Trieb des Ueberſetzens ſo unwiderſtehlich gefühlt, und ihm ſo unendlich viel Bildung ſchuldig ſind. Daher manche Aehnlichkeit unſerer und der ſpätrömiſchen literariſchen Cultur. Dieſer Trieb iſt eine Indication des ſehr hohen, urſprünglichen Charakters des deutſchen Volkes. Deutſchheit iſt Kosmopolitismus mit der kräftigſten Individualität gemiſcht. Nur für uns ſind Ueberſetzungen Erweiterungen geweſen. Es gehört poetiſche Moralität, Aufopferung der Neigung dazu, um ſich einer wahren Ueberſetzung zu unterziehen. Man überſetzt aus echter Liebe zum Schönen und zur vaterländiſchen Literatur. Ueberſetzen iſt ſo gut dichten, als eigene Werke zu Stande zu bringen — und ſchwerer, ſeltener.

„Am Ende iſt alle Poeſie Ueberſetzung. Ich bin überzeugt, daß der deutſche Shakeſpeare jetzt beſſer als der engliſche iſt. Auf den Hamlet freue ich mich wie ein Kind. Ich möchte wiſſen, ob ich Recht oder Unrecht hätte. Sind nicht Hamlet und Elektra Pendants? Meinem Gefühl nach ſcheidet ſich griechiſche und moderne Poeſie hier äußerſt anſchaulich. Sie müſſen wiſſen, ich habe zeither Sophokles und Shakeſpeare, beide in den ſchlechten Ueberſetzungen, wechſelsweiſe geleſen.“

An Auguſt Wilhelm Schlegel.

„Siebeneichen bei Meißen, 25. December 1797.

„Auf Ihren lieben Brief hat zum Glück ſchon ein älterer Brief mit der Beilage des Hemſterhuis geantwortet.

Die Executorialien waren mir sehr angenehm, weil ich daraus die Gewißheit eines Unternehmens ersehe, von dem ich mir sehr viel verspreche. Meiner Theilnahme daran, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen und können, seien Sie versichert. Nur muß ich noch einige Fristen mir ausbitten. Ich bin in der That jetzt in köstlichen Untersuchungen begriffen — aber nur noch einige Zeit — Ostern soll Ihr Bruder manches bekommen. Meister'n hab' ich jetzt ganz bei Seite gesetzt — diese Aufgabe ist so gemischt, daß ich ohne eine Menge Vorarbeiten nicht eine Zeile von mir gelten lassen kann. Dieser Gegenstand wird überdem von Friedrich Schlegel ganz erschöpft. Die ersten Stücke Ihres Blattes werden so üppig genug sein; an Stoff, denk' ich, wird's nicht fehlen, eher an Platz. Wird es auch so mannichfach, daß die eigentlichen Gegenstände meiner Beschäftigung dahin passen?

„Auf das Gedicht über Hermann und Dorothea in der Lit.-Zeitung bin ich sehr begierig. Heil Ihnen, daß Sie Mahadoh so nahe sind. In Freiberg ist hierin alles leer und kahl — kein fortstrebender Kopf. Indeß soll mich Briefwechsel schadlos halten. Mit Schelling bin ich sehr Freund geworden. Wir haben einige köstliche Stunden symphilosophirt. Er ist in der That ein äußerst hoffnungsvoller Mensch, — allempfänglich."

An Friedrich Schlegel.

„Siebeneichen, 26. December 1797.

„Die Antwort auf Deinen lieben herzlichen Brief kommt etwas spät. Seit Michaelis habe ich reisen wollen,

und habe daher alle Briefe bis zur ruhigen Zeit meines Freiberger Aufenthalts verspart. Erst den 1. December bin ich von Weißenfels abgereist. Bis dahin war ich in Artern und Kösen. In Artern lebte ich mit Funk und Thielmann sehr angenehm. Dann reiste ich durch Thüringen über Jena nach Weißenfels, und da blieb ich noch etliche Wochen.

„Deine Fragmente hatte ich nebst Lessing schon gelesen. Lessing hat mir unter allen Deinen epigrammatischen Dithyramben am besten gefallen. Du bist da an den fruchtbarsten Gegenstand für Dich gekommen. Er ist für Dich, was Laudanum für Brown ist — eine Art von Universalmedicin. Deine Fragmente sind durchaus neu, echte revolutionäre Affichen. Manche haben mir bis in's Mark gefallen.

„Euer Journal ist lang von mir erwartet. Meine Theilnahme versprech' ich Euch mit Freuden. Aber noch Geduld bis Ostern. Du sollst dann das von mir in Händen haben, was ich zu machen im Stande bin. Es sind Bruchstücke des fortlaufenden Selbstgespräches in mir — Senker. Du kannst sie dann behandeln wie Du willst. Revolutionären Inhalts scheinen sie mir hinlänglich. Freilich bin ich noch jetzt sehr in Vorübungen begriffen. Beweise bleibe ich schuldig. Mancherlei ist mir seit drei Monaten durch den Kopf gegangen. Erst Poesie — dann Politik, dann Physik en masse. In der Poesie glaub' ich festen Fuß gefaßt zu haben, denn es scheint mir, als sei ich überall auf Deine Entdeckungen gestoßen. In der Politik glaub' ich nicht ohne Grund au fait zu sein, — Allen, denen ich noch davon gesagt, hat die Wahrheit meiner Sätze einzuleuchten geschienen. In der Physik bin ich

noch in der Gährung. Hauptideen glaub' ich gefaßt zu haben — aber hier will ich gleich praktisch auftreten. Zu einem Tractat vom Lichte ist vieles fertig. Das Licht wird nur der Mittelpunkt, von dem aus ich mich in mancherlei Richtungen zerstreue.

„Die Philosophie verstehe ich immer besser, je tiefer ich in die übrigen Wissenschaften eindringe. Ich lebe jetzt wirklich recht schön, heiter, unaufhörlich beschäftigt und ganz meiner Disposition unterworfen.

„Schelling habe ich kennen gelernt. Wir sind schnell Freunde geworden. Er hat mich zum Briefwechsel eingeladen. Dieser Tage werde ich auch an ihn schreiben. Er hat mir sehr gefallen, echte Universaltendenz in ihm — wahre Strahlenkraft — von Einem Punkt in die Unendlichkeit hinaus. Er scheint viel poetischen Sinn zu haben. Jetzt ist er über den Alten.

„Dein Bruder hat mir geschrieben, daß die Kritik von Hermann und Dorothea fertig ist. Ich bin unbeschreiblich gespannt. Hermann und Dorothea ist für mich erstaunlich viel. Ich habe mir noch nicht gestattet, ein Urtheil darüber zu fällen, und noch kann ich auch kein Gedicht darüber machen."

An August Wilhelm Schlegel.

„Freiberg, 12. Januar 1798.

„Ihre vortreffliche Schwester hab' ich bei meinem Aufenthalt in Dresden noch gesehen. Wir haben von Ihnen gesprochen, und wie erfreute mich die Nachricht, die sie mir mittheilte von Ihrem beschlossenen Aufenthalt

in Dresden. Es soll mir unbeschreiblich lieb sein, Sie so nah zu wissen und Sie Alle in so seelenvoller Vertraulichkeit zu genießen. Meine Entfernung von einem so bildenden Umgang wie dem Ihrigen fühle ich sehr lebhaft. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich neulich bei der Lectüre Ihrer Philosophie Hermann und Dorothea bei Ihnen hätte sein können. Sie hat meinen Genuß dieses schönen Gedichts erhöht. In diesem hohen Geist, womit Sie es umgeben, leuchtet es mit zehnfachem Lichte und scheidet sich in den schönsten Umrissen von allem, was es umgiebt.

„Einige Stellen haben mich vorzüglich belebt: ‚Besonnenheit ist die frühste Muse des nach Bildung strebenden Menschen' ꝛc. Ein treffender Lichtstrahl auf die früheste Poesie!

„Das Geheimniß der schönen Entfaltung ist ein wesentlicher Bestandtheil des poetischen Geistes überhaupt, und dürfte im lyrischen und dramatischen Gedicht wohl auch eine Hauptrolle spielen, freilich modificirt durch den verschiedenen Inhalt, aber ebenfalls sichtbar als besonnenes Anschauen und Schildern zugleich — zweifache Thätigkeit, des Schaffens und Begreifens, vereinigt in Einem Moment — eine Wechselvollendung des Bildes und des Begriffs — ein vereinigtes Hinein- und Herauswirken, wodurch in einem Nu der Gegenstand und sein Begriff fertig wird.

„Ich habe nicht geglaubt, Sie falsch zu verstehen, wenn ich Ihre Bemerkung über die Liebe so nahm, daß Sie die Liebe nicht für einen directen Zweck, wohl aber für einen indirecten Zweck ansehen. Man verfehlt die Natur der

Liebe ganz, wenn man geradezu ſich Liebe zur einzigen Beſchäftigung wählt. Aber wie, wenn alle directen Zwecke gleichſam Mittel für dieſen indirecten Zweck werden, der ſie alle in einen Punkt vereinigt, der die höhere Einheit aller dieſer niederen Einheiten iſt? Wenn man die Summe aller directen Zwecke Bildung nennt, ſo könnte man ſagen, der Geiſt dieſer Geſammtheit, der Schlüſſel der Bildung, der Sinn dieſes großen Gegenſtandes iſt Liebe.

„Ohne Gegenſtand kein Geiſt — ohne Bildung keine Liebe. Bildung iſt gleichſam der feſte Punkt, durch welchen dieſe geiſtige Anziehungskraft ſich offenbart, das nothwendige Organ derſelben. Es iſt wie mit der Glückſeligkeit. Es iſt eigentlich Unſinn mit dem ſogenannten Eudämonismus; aber wahrlich bedauernswerth, daß man je ſich auf ernſthafte Widerlegungen davon eingelaſſen. In der That iſt es keinem nachdenkenden Menſchen in den Sinn gekommen, ein ſo flüchtiges Weſen, wie Glückſeligkeit, zum höchſten Zweck, gleichſam als zum erſten Träger des geiſtigen Univerſums zu machen. Ebenſo könnte man ſagen, daß die Weltkörper auf Aether und Licht ruheten. Wo ein feſter Punkt iſt, da ſammelt ſich Aether und Licht von ſelbſt und beginnt ſeinen himmliſchen Reigen; wo Pflicht und Tugend — Analoga jener feſten Punkte — ſind, da wird jenes flüchtige Weſen von ſelbſt ein- und ausſtrömen und jene kalten Regionen mit belebender Atmoſphäre umgeben. Wer alſo nicht jene zu fixiren ſucht, der wird dieſer umſonſt durch alle Räume nachfolgen, ohne ſie je erreichen, ohne ſie je ſammeln und feſthalten zu können.

„Eine höchſt fruchtbare Aeußerung dünkt mir die zu

Ende über den Rhythmus der Erzählung. Sie scheinen zu glauben, daß er sich zum epischen, wie der oratorische zum Sylbenmaß verhalte. Wenn man sich nun die Sache so dächte: Wenn sich die Prosa erweitern will und der Poesie auf ihre Weise nachahmen, so muß sie, sobald sie ihre gewöhnlichen Gegenstände verläßt und sich über das Bedürfniß erhebt, auch die Sitten dieser höheren Welt annehmen und sich zu einer ihr ungewohnten Eleganz bequemen. Dennoch bleibt sie Prosa — und also auf einen bestimmten Zweck gerichtet, beschränkte Rede — Mittel. Sie nimmt nur Zierathen an, und läßt sich einen gewissen Zwang des Wohllauts in der Stellung der Wörter und in der Abwechselung und Bildung der Sätze gefallen. Sie tritt reich geschmückt und mit Ueberfluß auf — und das höhere Feuer, was sie durchdringt, verräth sich durch die fließende Cohäsion ihrer Glieder — sie ist ein Strom.

„Anders die Poesie — sie ist von Natur flüssig, allbildsam und unbeschränkt — jeder Reiz bewegt sie nach allen Seiten; sie ist Element des Geistes, ein ewig stilles Meer, das sich nur auf der Oberfläche in tausend willkürlichen Wellen bricht. Wenn die Poesie sich erweitern will, so kann sie es nur, indem sie sich beschränkt, indem sie sich zusammenzieht, ihren Feuerstoff gleichsam fahren läßt und gerinnt. Sie erhält einen prosaischen Schein; ihre Bestandtheile stehen in keiner so innigen Gemeinschaft, mithin nicht unter so strengen rhythmischen Gesetzen — sie wird fähiger zur Darstellung des Beschränkten. Aber sie bleibt Poesie, mithin den wesentlichen Gesetzen ihrer Natur getreu. Sie wird gleichsam ein organisches Wesen, dessen

ganzer Bau seine Entstehung aus dem Flüssigen, seine ursprünglich elastische Natur, seine Unbeschränktheit, seine Allfähigkeit verräth. Nur die Mischung ihrer Glieder ist regellos; die Ordnung derselben, ihr Verhältniß zum Ganzen, ist noch dasselbe. Ein jeder Reiz verbreitet sich darin nach allen Seiten. Auch hier bewegen sich nur die Glieder, um das ewig ruhende Eine Ganze. Wir nehmen das Leben — oder den Zustand des Geistes — diese unbewegliche Einheit und das Maß aller Bewegungen — nur mittelst der Bewegungen der Glieder wahr. So erblickt man die Vernunft nur durch das Medium der Sinne. Je einfacher, gleichförmiger, ruhiger auch hier die Bewegungen der Sätze, je übereinstimmender ihre Mischungen im Ganzen sind, — je lockerer der Zusammenhang, je durchsichtiger und farbloser der Ausdruck, — desto vollkommener diese im Gegensatz zu der geschmückten Prosa — nachlässige, von den Gegenständen abhängig scheinende Poesie.

„Die Poesie scheint von der Strenge ihrer Forderungen hier nachzulassen, williger und gefügiger zu werden. Aber dem, der den Versuch mit der Poesie in dieser Form wagt, wird es bald offenbar werden, wie schwer sie in dieser Gestalt vollkommen zu realisiren ist. Diese erweiterte Poesie ist gerade das höchste Problem des poetischen Dichters, — ein Problem, das nur durch Annäherung gelöst werden kann, und eigentlich zu der höheren Poesie gehört, deren Grundsätze sich zu der niedern verhalten wie die Grundsätze der höheren Meßkunde zu denen der niederen. Hier ist noch ein unermeßliches Feld, ein im eigentlichsten

Sinne unendliches Gebiet. Man könnte jene höhere Poesie eine Poesie des Unendlichen nennen.

„Es scheint mir auch, als ließe sich ein epistolarischer und dialogischer Rhythmus — in dem Verhältniß zu dem lyrischen und dramatischen, wie der romantische Rhythmus zu dem epischen — recht gut denken.

„Ich erwarte darüber von Ihnen mehr. Sie sehen meine Bereitwilligkeit, mich Ihnen bestmöglichst mitzutheilen. Halten Sie mir das Vernünfteln zu Gute; das ist noch das Beste, das ich habe. Ich bin ziemlich fleißig, und habe freilich jetzt mit so viel empirischem Wust zu thun, daß mir oft angst und bange wird, wo ich Verdauungskraft hernehmen soll. Wie wohl wird mir nicht, wenn ich zuweilen meine liebe Speculation hervorsuchen kann und mich hier allein stark und lebendig fühle. Machen mir's die Empiriker zu toll, — da mache ich mir eine empirische Welt, wo alles hübsch nach speculativem Schlendrian geht."

Novalis an August Wilhelm von Schlegel.

„Freiberg, 24. Februar 1798.

„Ihr Befehl kommt meinem Wunsch entgegen. Seltener Fall mit Befehlen. Sie sollen mich gewiß künftigen Sommer nicht zu wenig sehen. Indeß wundern Sie Sich nicht, wenn Sie mich noch in der Zwischenzeit plötzlich in Ihre Stube treten sehen. Dann will ich Sie von der Besorgniß befreien, daß ich hier zu lauter a + b werde. Ich bin vielmehr wahrhaft entschlossen, die Mathematik künftig sehr verächtlich zu behandeln, weil sie mich wie einen ABC-Schützen behandelt. Mit der Chemie ist die Gefahr größer;

jedoch hat mich meine alte Neigung zum Absoluten auch diesmal glücklich aus dem Strudel der Empirie gerettet, und ich schwebe jetzt und vielleicht auf immer in lichteren, eigenthümlichen Sphären. Beikommende Fragmente werden Sie davon überzeugen. Die meisten sind älteren Ursprungs und nur abgekehrt. Ihr beiderseitiges Urtheil mag sie zum Feuer oder zum nassen Wege bestimmen — ich sage mich gänzlich davon los. Hätten Sie Lust, öffentlichen Gebrauch davon zu machen, so würde ich um die Ueberschrift Novalis bitten, welcher Name ein alter Geschlechtsname von mir ist, und nicht ganz unpassend. Friedrich's Maxime ist die meinige nicht. Der Name thut nichts zur Sache und schadet ihr gemeiniglich. Hier ist kein pflichtmäßiges Votum abzugeben, wo jeder ehrliche Mann sich nennt. Steht Ihnen diese Masse an, so kann ich noch mit mehr aufwarten. Ich habe noch einige Bogen logologische Fragmente, Poëticismen, und einen Anfang unter dem Titel ‚Der Lehrling zu Saïs', ebenfalls Fragment, nur alle in Beziehung auf Natur.

„Es fehlt mir zu sehr an Büchern, noch mehr an Menschen, mit denen ich philosophiren, an denen ich mich electrisiren könnte. Ich producire am meisten im Gespräche, und das fehlt mir hier ganz.

„Ihre Einladung auf bildende Kunst nehme ich mit Freuden an. Schlegel's Fragmente, die neuen, kenne ich noch nicht. Ihre Ahnung und meine Unwissenheit sind ein trefflicher Boden zu Kunstparadoxen. Ich beziehe mich in puncto der Unwissenheit auf eins von meinen sein sollenden Fragmenten, ich weiß ja noch nicht, ob sie Fried-

rich als Fragmente anerkennt. Wenn bildende Kunst auch Poesie ist, so muß ich etwas davon verstehen. Das Technische ist mir durchaus fremd, — aber die schöne Gestalt, da habe ich doch, wie mich dünkt, Sinn dafür. Ich rede blos von der schönen Gestalt. Von Composition u. dergl. weiß ich gar nichts, daher ich auch nur die einzelne Gestalt sehe, und die Perspective, die Farben und alles Uebrige schlechthin ignorire. Wenn Sie nur erst diese Fragmente gelesen haben werden und die Folge, die noch stärker auftritt, so bitte ich mir von Neuem Ihr Urtheil über meinen Mysticismus aus, der noch ein sehr unreifes Wesen ist. Mündlich davon mehr. Künftig treibe ich nichts als Poesie. Die Wissenschaften müssen alle poetisirt werden, — von dieser realen, wissenschaftlichen Poesie hoffe ich recht viel mit Ihnen zu reden. Ein Hauptgedanke dazu ist die Idee der Religion in meinen Fragmenten."

An Frau Caroline Schlegel, verw. Böhmer, geb. Michaelis.

„Freiberg, 1798.

„Weder kommen noch schicken hab' ich können. Wer aber auch eine Natur und Welt zu bauen hat, kann wahrhaftig nicht abkommen. Auf meiner Entdeckungsreise oder Jagd bin ich, seit ich Sie nicht sah, auf sehr viel versprechende Küsten gestoßen, die vielleicht ein neues wissenschaftliches Continent begrenzen. Von neuen Inseln wimmelt's in diesen Meeren. Der Brief über die Antike wird umgeschmolzen. Sie erhalten statt dessen ein romantisches Fragment — der Antikenbesuch — nebst einer archäologischen Beilage. Ich hoffe beinah mit Zuversicht auf Ihr Interesse.

„Meine Symphyſik mit Friedrich betrifft meine neueſte Maſſe allgemeiner philoſophiſch-phyſiologiſcher Experimente vorzüglich. An die Form kann ich unter dieſen Umſtänden noch nicht denken; ſchreiben Sie ihm das. Seine Papiere ſoll er eheſtens erhalten. Wann die meinigen verbeſſert, vermehrt und geordnet ſein werden, das weiß ich noch nicht beſtimmt zu ſagen. An meinem Fleiß ſoll das Spät nicht liegen, eher an der Unkultur des Gegenſtandes und an ſeiner unermeßlichen Mannigfaltigkeit, die zwar um deswillen auch höchſt einfach iſt, aber ſo ſchwer als ſolche gefaßt, gehalten und nachgebildet wird.“

An Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 11. Mai 1798.

„Ich ſchicke Dir hier etwas, was ich gern bald irgendwo abgedruckt hätte. Am beſten ſchickt es ſich in die Jahrbücher der preußiſchen Monarchie, ihrem Plane nach. In Euer Journal paßt es, wie mich dünkt, nicht. Vielleicht ſchickte es ſich auch zum einzelnen Abdruck mit einem Bilde des königlichen Paares, wenn der Buchhändler ſein Conto dabei zu finden glaubt. In dieſem Falle müßte es nur mit typographiſcher Eleganz erſcheinen. Mache es mit dem Buchhändler ganz nach Deiner Meinung ab. Dein Urtheil darüber bitte ich mir aus. Dein Bruder und die Schwägerin haben einzelne Fragmente daraus gehört und waren damit zufrieden. Ohne Glaube und Liebe iſt es nicht zu leſen. Das Andere ſagt die Vorrede.

„Ich habe bald wieder einen Vorrath zur Aufbereitung zuſammen. Zum nächſten oder folgenden Stück ſtehen auch

Dialoge zu Dienſten. Späterhin vielleicht ein Roman in Sedez. Ich bin ziemlich fleißig und ziemlich reich an Einfällen. Eine Idee ſuche ich jetzt zu bearbeiten, auf deren Fund ich beinahe ſtolz bin. Sobald etwas davon verſtändlich iſt, ſo ſollſt Du ſogleich Nachricht davon erhalten. Mir ſcheint es eine ſehr große, ſehr fruchtbare Idee, die einen Lichtſtrahl der höchſten Intenſität auf das Fichte'ſche Syſtem wirft — eine praktiſche Idee. Du verzeihſt, daß ich Deine Neugier ſpanne, ohne ſie zu befriedigen. Wahrhaft befriedigen kann ich ſie noch nicht, aber ich mußte Dir doch meine Freude mittheilen, da es nichts Minderes betrifft, als die mögliche evidente Realiſirung der kühnſten Wünſche und Ahnungen jeder Zeit — auf die analogſte begreifliche Art von der Welt."

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Teplitz, 20. Juli 1798.

„Ich habe die ganze Zeit über auf Nachricht von Euch gewartet. Ich dachte, Du würdeſt mir die Jahrbücher ſchicken und etwas über meine Papiere ſchreiben. Mit dem verſprochenen Briefe dürfte wohl hier nichts werden. Es fehlt an Muße, Büchern und Erlaubniß, den Kopf anzuſtrengen. Indeß bin ich nicht ganz müßig, und hoffe Euch manches mitbringen zu können, das Euch vielleicht freut. Es ſind nur Früchte einzelner Augenblicke, unter andern Titel Eurer Fragmente. An einer Kritik derſelben ſammle ich. Sonſt ſind die Frauen, die chriſtliche Religion und das gewöhnliche Leben die Centralmonaden meiner Meditationen. Für das Letztere verſprach ich mir insbeſondere

Deinen Beifall, weil ich hier einen ganz neuen Standpunkt gewonnen zu haben glaube. Der Ort hier ist sehr angenehm. Die Gegend ist die schönste, die ich sah. Einige angenehme englische Gärten sind dicht an der Stadt. Man sieht viele Menschen, ohne von ihnen gedrückt zu werden."

Just an Novalis.

(17. und 24. November 1798.)

„Wir haben Ihre Blumen, Glauben und Liebe, gelesen. Was meine Frau im Allgemeinen dazu sagt? Wenn Franzosen hereinkämen, möchten Sie Ihren Kopf festhalten! Doch wenn sich nach diesem Aushängeschild ein Monarch in Ihnen einen eingefleischten Monarchisten kaufen wollte, und Sie dann nach dem Kaufe näher besähe, würde er sich trefflich betrogen finden. Wir haben im Allgemeinen schöne Stellen darin gefunden, und wenn ich sie alle bezeichnen sollte, müßte ich den größten Theil dieser Gesänge bezeichnen. Eine einzige wünschte ich ganz hinweg, die, wo Sie den Höflingen zu schmeicheln scheinen. Ich weiß zwar wohl, daß Sie nur davon reden, daß Diejenigen, die um einen guten Fürsten sind, schon um dieser Nähe willen selbst gut werden müssen. Aber wie sehr widerspricht die Erfahrung dem Ideal, und wie sehr werden Höflinge diese Stelle mißbrauchen, da die meisten doch nur als Wolken zwischen Himmel und Erde schweben und als solche sterben wollen. Ich glaube immer, daß ich darin den Verfasser, wäre er mir auch unbekannt gewesen, erkannt hätte. Wie Sie mit einem Male ein Verfechter der Monarchie geworden sind, das erkläre ich mir so: Sie studiren jetzo die Wissen-

ſchaften. Der Charakter der Wiſſenſchaft iſt, daß ſie ſich von einem einfachen Grunde herleitet. So kann das Staatsrecht nur klar zur Wiſſenſchaft werden, wenn es auf einem einfachen Grunde ruht. Dieſer zeigt ſich im Monarchen. Sie ſind ein Liebhaber ſchöner Frauen. Nun beſitzt gerade jetzt die Erde unter den Erdenkönigen einen guten Monarchen, und dieſer eine gute Frau: zwei ſchöne Formen in der monarchiſch-politiſchen Welt. Nothwendig muß Ihr Herz für dieſe Formen eingenommen werden, und den Verſtand, der ſo ſchon für die Monarchie geſtimmt war, ganz determiniren. Wer Sie nicht ſo ganz kennt, wird glauben, Sie hätten dieſe Geſänge mit Rückſichten geſchrieben. Wir aber wollen Sie wider dieſen Vorwurf, der Ihnen gemacht werden kann, vertheidigen. Denn Sie würden ebenſo geſchrieben haben, wäre auch Ihr Held der König von Siam geweſen. Im Blüthenſtaub habe ich manches halb, manches nicht und manches ganz verſtanden. Die Idee und Abſicht des Ganzen haben Sie meines Erachtens im letzten Fragment angegeben. Ich freute mich manchmal, alte Bekannte darin zu finden; auch machte es mir wahres Vergnügen, manchmal ausrufen zu können: ‚Das iſt echter Hardenbergianismus!‘ Daß Sie ſo ein Freund von Antitheſen ſind, hatte ich vorher noch nicht bemerkt. Ich weiß aber ſchon, daß ſie in ſolchen Aufſätzen von jungen witzigen Köpfen gemeiniglich geſucht und gelobt werden. Zu manchem Bilde habe ich Ihnen wohl auch geſeſſen, beſonders wenn es auf philiſtermäßige Ordnung ankam. Mit den Vorſtellungen in der Religion geht es Ihnen wie Kant. Beide behalten die Worte aus dem

christlichen Religionssystem bei und legen ihnen andere Bedeutungen unter. Der ganz gemeine Leser glaubt, man halte es noch ganz mit dem alten System. Der Forschende sieht nun wohl bald das Gegentheil; aber der Eine ist nun auch mit dem modernen Interpreten unzufrieden, während ihn der Andere dennoch achtet und liebt, wenn er schon seine Interpretation nicht gutheißen kann. Man muß schon (und das haben Sie auch mit Kant gemein) mit Ihrer Sprache etwas bekannt sein, wenn man Sie verstehen und beurtheilen will. Ich glaube, daß ich Ihre Sprache und Ihren Ideengang genauer kenne als mancher Ihrer Leser, dennoch ist mir manches in den Fragmenten unerklärbar geblieben. Darum wünschte ich, und Sie wissen wie sehr ich die Deutlichkeit liebe, daß Sie künftig doch mehr auf's Publikum Rücksicht nähmen, damit Sie mehr gelesen, richtiger verstanden und billiger beurtheilt werden können. Behalten Sie immer Ihre Originalität im Denken, Ihren Reichthum an Bildern, aber führen Sie eine verständlichere Sprache. Denn sobald Sie im Publikum schreiben, müssen Sie auch für's Publikum schreiben. Oder wollen Sie nur für wenige Eingeweihte schreiben?"

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 7. November 1798.

„Dein Brief hat mich in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit unsres Zusammendaseins bestärkt. Wenn Du Dich immer mehr in mich findest, so erkenne ich Dich auch meinerseits immer mehr. Eins von den auffallenden Beispielen unsrer innern Symorganisation und Symevolution

iſt in Deinem Briefe. Du ſchreibſt von Deinem Bibelproject und ich bin auf meinem Studium der Wiſſenſchaft überhaupt und ihres Körpers des Buchs ebenfalls auf die Idee der Bibel gerathen — der Bibel, als des Ideals jedweden Buchs. Die Theorie der Bibel, entwickelt, giebt die Theorie der Schriftſtellerei oder der Wortbildnerei überhaupt, die zugleich die ſymboliſche, indirecte Conſtructionslehre des ſchaffenden Geiſtes abgiebt. Du wirſt aus dem Brief an die Schwägerin ſehen, daß mich eine vielumfaſſende Arbeit beſchäftigt, die für dieſen Winter meine ganze Thätigkeit abſorbirt. Die ſoll nichts andres als eine Kritik des Bibelprojects — ein Verſuch einer Univerſalmethode des Bibliſirens — eine Einleitung zu einer echten Encyklopädiſtik werden. Ich denke hier Wahrheiten und Ideen im Großen — genialiſche Gedanken zu erzeugen — ein lebendiges, wiſſenſchaftliches Organon hervorzubringen und durch dieſe ſynkritiſche Politik der Intelligenz mir den Weg zur echten Praxis — dem wahrhaften Reunionsproceß zu bahnen.

„Ich habe Dir mit Fleiß die Aufgabe mit verſchiedenen Ausdrücken hingeſetzt, um eine vollſtändige Antwort in Betreff Deiner Bibelidee zu erhalten.

„Je länger wir mit einander umgehen, deſto mehr werden wir uns auf einander beſinnen, des Geheimniſſes unſrer Entzweiung immer theilhaftiger werden. Deine ‚Fragmente‘ und das Bruchſtück von ‚Meiſter‘ verſteh’ und genieß’ ich immer mehr. Einen wünſchte ich noch in unſre Gemeinſchaft — einen, den ich Dir allein vergleiche — Baadern.

‚Seine Zauber binden wieder,
Was des Blödſinns Schwerdt getheilt.‘

„Ich habe jetzt ſeine ältere Abhandlung vom Wärmeſtoff von 1786 geleſen. Welcher Geiſt! Ich denke an ihn zu ſchreiben. Könnte er nicht zum Athenäum eingeladen werden? Vereinige Dich mit Baadern, Freund. Ihr könnt ungeheure Dinge leiſten.

„Schelling iſt jetzt auch mit der Mathematik handgemein geworden. Schreibt er auch hier zu ſchnell, ſo muß er Lehrgeld wie mit den Ideen bezahlen. Es iſt ein ſonderbares, modernes Phänomen, das nicht zu Schellings Nachtheil iſt, daß ſeine Ideen ſchon ſo welk, ſo unbrauchbar ſind. Erſt in neueſter Zeit ſind ſolche kurzlebige Bücher erſchienen. Auch Deine Griechen und Römer ſind zum Theil eine ſolche intereſſante Indication der zunehmenden Geſchwindigkeit und Progreſſion des menſchlichen Geiſtes. Mit der Kürze der Lebensdauer wächſt der Gehalt, die Bildung und Geiſtigkeit. Die Bücher nähern ſich jetzt den Einfällen — einmal vorübergehend — aber ſchöpferiſche Funken. — Wenn es mir gelänge, einen ſolchen Funken als Lebensthätigkeit zu fixiren!

„Deine Lucinde reizt mich im Voraus, wie die Venus Callipygos, von der ſie gewiß eine Schweſter ſein wird!

„Kant's ‚Streit der Facultäten‘ iſt ein ſchönes Advocatenſpecimen — ein Gewebe feiner Chikanen. Kant wird jetzt, wie Ihr Leibnitz (Athenäum, S. 76) beſchuldigt, juriſtiſch — und iſt es von Anfang an etwas geweſen. Die philoſophiſche Facultät iſt wie der ärgſte Sünder am beſten zu vertheidigen. Die philoſophiſche Darſtellung dieſes

Streits wäre die ſchönſte Defenſion der philoſophiſchen Facultät geweſen. Kant iſt in Beziehung auf die Bibel nicht à la hauteur. Leibnitzen ſcheint mir Schleiermacher ſehr unrecht zu behandeln — die einzige Stelle von der Combinatio analogica iſt alle Lobeserhebungen werth, die man ihm gegeben hat.

Lebe wohl, lieber Schlegel, und behalte lieb
Deinen Freund Hardenberg."

Friedrich Schlegel an Novalis.

„Berlin, 2. December 1798.

„Allerdings iſt das abſichtsloſe Zuſammentreffen unſrer bibliſchen Projecte eins der auffallendſten Zeichen und Wunder unſres Einverſtändniſſes und unſrer Mißverſtändniſſe.

„Ich bin eins darin mit Dir, daß die Bibel die literariſche Centralform und alſo das Ideal jedes Buches ſei — aber mit mannigfachen ganz beſtimmten Bedingungen und Unterſchieden. Auch das Journal, der Roman, das Compendium, der Brief, das Drama ꝛc. ꝛc. ſollen, in einem gewiſſen Sinne, Bibel ſein und doch das bleiben, was ihr Name und ſein Geiſt bezeichnet und umfaßt. Nun habe ich aber eine Bibel im Sinne, die nicht in gewiſſem Sinne, nicht gleichſam, ſondern ganz buchſtäblich und in jedem Geiſt und Sinne Bibel wäre, das erſte Kunſtwerk dieſer Art, da die bisherigen nur Produkte der Natur ſind. Die, welche es verdienen unter ihnen, müſſen, um jenes Project zu realiſiren, als claſſiſche Urbilder geſetzt werden, wie die griechiſchen Gedichte von Goethe praktiſch

und von mir theoretiſch als ſolche für die Kunſt der Poeſie geſetzt ſind.

„So viel ich ahnde, hat Dein Werk mehr Analogie mit einem idealen Buch von mir über die Principien der Schriftſtellerei, wodurch ich den fehlenden Mittelpunkt der Lectüre und der Univerſitäten zu conſtituiren denke. Die Fragmente von mir und die Charakteriſtiken betrachte als Seitenflügel oder Pole jenes Werkes, durch das ſie erſt ihr volles Licht erhalten werden. Es ſind claſſiſche Materialien und claſſiſche Studien oder Experimente eines Schriftſtellers, der die Schriftſtellerei als Kunſt und als Wiſſenſchaft treibt oder zu treiben ſtrebt; denn erreicht und gethan hat dies bis jetzt ſo wenig ein Autor, daß ich vielleicht der Erſte bin, der es ſo ernſtlich will. — Meine Encyklopädie wird nichts ſein als eine Anwendung jener Principien auf die Univerſität, das Gegenſtück zu dem echten Journal.

„Mein bibliſches Project iſt kein literariſches, — ſondern ein bibliſches, ein durchaus religiöſes. Ich denke eine neue Religion zu ſtiften, oder vielmehr ſie verkündigen zu helfen! denn kommen und ſiegen wird ſie auch ohne mich. Meine Religion iſt nicht von der Art, daß ſie die Philoſophie und Poeſie verſchlucken wollte. Vielmehr laſſe ich die Selbſtſtändigkeit und Freundſchaft, den Egoism und die Harmonie dieſer beiden Urkünſte und Wiſſenſchaften, beſtehen, obwohl ich glaube, es iſt an der Zeit, daß ſie manche ihrer Eigenſchaften wechſeln. Aber ganz ohne Eingebung betrachtet, finde ich, daß Gegenſtände übrig bleiben, die weder Philoſophie noch Poeſie behandeln kann. Ein

ſolcher Gegenſtand ſcheint mir Gott, von dem ich eine durchaus neue Anſicht habe. Die beſte Philoſophie wird am geiſtloſeſten und trockenſten von ihm reden, oder ihn ſacht aus ihren Grenzen ſchieben. Das ſcheint mir ein Hauptverdienſt von Kant und Fichte, daß ſie die Philoſophie gleichſam bis an die Schwelle der Religion führen und dann abbrechen. So luſtwandelt von der andern Seite auch Goethes Bildung in den Propyläen des Tempels. Du wirſt die Mittelglieder leicht hinzudenken und Dir einen Ueberblick der Sachen, der Gedanken und Gedichte verſchaffen, die nur in Evangelien, Epiſteln, Apocalypſen u. dergl., dem Zeitalter enthüllt werden können.

„Noch von einer andern Seite. Man ſpricht und erzählt ſeit etwa 100 Jahren von der Allmacht des Wortes der Schrift und was weiß ich ſonſt noch. Im Vergleich mit dem, was da iſt und geſchieht, ſcheint mir das nur ein mißlungener Scherz zu ſein. Ich bin aber geſonnen, Ernſt daraus zu machen und die Leute mit ihrer Allmacht beim Wort zu nehmen. Daß dies durch ein Buch geſchehen ſoll, darf um ſo weniger befremden, da die großen Autoren der Religion — Moſes, Chriſtus, Mohamed, Luther — ſtufenweiſe immer weniger Politiker und mehr Lehrer und Schriftſteller werden. Uebrigens weißt Du, daß ich auch kleinere Ideen able und umfaſſe, und für dieſe, die das Herz und die Seele meines zeitigen und irdiſchen Lebens iſt, fühle ich Muth und Kraft genug, nicht blos wie Luther zu predigen und zu eifern, auch wie Mohamed mit dem feurigen Schwerdt des Wortes das Reich der Geiſter welterobernd zu überziehen, oder wie Chriſtus

mich und mein Leben hinzugeben. — Doch vielleicht haſt Du mehr Talent zu einem neuen Chriſtus, der in mir ſeinen wackren Paulus findet. Wenigſtens iſt die eine Aehnlichkeit da, daß eine gewiſſe Energie und Furie der Wahrheit nur da entſtehen kann, wo redlicher Unglaube nicht aus Unfähigkeit, ſondern aus Schwerfälligkeit voranging.

„Lebte Leſſing noch, ſo brauchte ich das Werk nicht zu beginnen. Der Anfang wäre dann wohl ſchon vollendet. Keiner hat von der neuen, wahren Religion mehr geahndet, als er. Nicht blos Kant iſt hier weit zurück, auch Fichte, Jacobi und Lavater. Einige Millionen der letzteren Sorte in den Schmelztiegel geſchüttet, geben noch nicht ſo viel ſolide Materie und reinen Aether der Religion, wie Leſſing hatte.

„Doch laß das kein Kriterium ſein, ob Du mit mir einſtimmen kannſt. Die eigentliche Sache iſt die, ob Du Dich entſchließen kannſt, wenigſtens in einem gewiſſen Sinne das Chriſtenthum abſolut negativ zu ſetzen. — Ich konnte Dir wohl beiſtimmen, da Du es poſitiv ſetzteſt, weil ich Deine Lehre von der Willkür und die Anwendung derſelben auf's Chriſtenthum nicht blos verſtand, ſondern anticipirt habe. Aber freilich war, was für Dich Praxis, für mich nur reine Hiſtorie. Daher der Dualismus unſre Symphiloſophie auch über dieſen Punkt. Ein halbes Verſtehen und ein halbes Einverſtehen war hier möglich, da Praxis und Hiſtorie in Deiner Religion bisher in unaufgelöſter Gährung ſind. Gelingt es mir beide gegenſeitig zu ſaturiren und zur völligſten Harmonie zu vermiſchen, ſo kannſt Du dann freilich nur ganz einſtimmen oder ganz nicht. Viel-

leicht haſt Du noch die Wahl, mein Freund, entweder der letzte Chriſt, der Brutus der alten Religion, oder der Chriſtus des neuen Evangeliums zu ſein. Mich däucht, dies neue Evangelium fängt ſchon an ſich zu regen, außer jenen Indicationen der Philoſophie und Praxis bei den Individuen, die ganz eigens unſre Zeitgenoſſen ſind und zu den wenigen Mitbürgern der anbrechenden Periode gehören. Nur einige Beiſpiele. Schleiermacher, der zwar wohl kein Apoſtel, aber ein geborener Rezenſent aller bibliſchen Kunſtreden iſt, und wenn ihm nur ein Wort Gottes gegeben würde, gewaltig dafür predigen würde, arbeitet auch an einem Werk über die Religion. Tieck ſtudirt den Jacob Böhme mit großer Liebe. Da iſt er gewiß auf dem rechten Wege. Nun noch eine Bemerkung: giebt die Syntheſis von Goethe und Fichte wohl etwas andres als Religion? Wie bald aber muß dieſe Syntheſis nicht blos an der Tagesordnung, ſondern auch allgemein ſein, da das Mißverhältniß beider zum Zeitalter, welches allein aus ihrer perſönlich betrachtet, unabänderlichen Trennung entſpringt, ſchon ſo ungeheuer auffällt, und da die Keime zu den Mitteln und Werkzeugen dieſer Syntheſis ſchon im Leſſing liegen, und nun im Wolf wieder andre rege werden, Schelling und Hülſen nicht zu erwähnen, die ich als Fühlhörner betrachte, ſo die Schnecke der iſolirten Philoſophie gegen das Licht und die Wärme des neuen Tages ausſtreckt."

„Iſt es nicht möglich, daß Du unſer letztes Geſpräch auf irgend eine Art fortſetzteſt? Das Athenäum bricht wieder los mit neuem Titel und Verleger. Schick alſo ja,

was Du haſt und geben willſt, ſo bald Du kannſt. — Wie ſteht's mit den chriſtlichen Fragmenten? Darauf wäre ich ſehr begierig.

„Wenn Du unſre romantiſch-philoſophiſchen Briefe über Natur und Phyſik nicht für ausführbar hältſt, ſo vergönne wenigſtens, daß ich meine Ideen darüber, ſo es mir zweckmäßig ſcheint, in einem epiſtoliſchen Monolog an Dich richte, und verſäume nur nicht die Form der Briefe, die Dir gewiß ſehr angemeſſen iſt.

„Von mir kann ich Dir noch nichts Gewiſſes ſagen. Nur iſt es wahrſcheinlicher, daß ich Oſtern von hier gehe, als daß ich hier bleibe. Uebrigens hat ſich auch nichts verändert, als daß ich hier bleibe, und ich habe alſo eher Urſache, die Bitte in meinem letzten Briefe, von dem ich hoffe, daß Du ihn richtig erhalten (er war an Dich unmittelbar nach Freiberg adreſſirt) haſt, zu wiederholen und zu beſtätigen.

„Schleiermacher ſagt mir eben, es gäbe noch ein Freiberg in Schleſien, es iſt alſo zweifelhaft, ob mein letzter Brief an Dich gekommen. Er enthielt blos eine species facti meiner häuslichen Lage und eine Frage und Bitte, und läßt ſich mit wenigen Worten wiederholen. — Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Freundin, von der ich Dir im Anfang meines Hierſeins vor etwa 15 Monaten ſchrieb, und die allmählig meine Frau geworden iſt, ſich gegen Oſtern von ihrem bürgerlichen Manne auch öffentlich ſcheiden läßt, wie ſie ſeit Jahren im Stillen von ihm geſchieden war. Nun wird zwar wohl die Rückgabe ihres kleinen Vermögens, wenn wir gütlich ſcheiden, am wenigſten

Schwierigkeiten machen. Aber eben das ist sehr zu bezweifeln, und dann könnte ihre Freiheit und meine Ruhe an dem Besitz einer baaren Summe hängen. Durch die häuslichen und litterarischen Verdrießlichkeiten bin ich aber gerade jetzt nicht nur an Geld, auch an Credit sehr arm geworden. Nun frug und frage ich Dich, ob Du mir, ohne Dich und Deinen Bruder zu compromittiren, wohl eine Summe von 200 Thaler verschaffen könntest?"

Noch Einiges. „Die vollsten Keime der neuen Religion liegen im Christenthum, aber sie liegen auch da ziemlich vernachlässigt! —

„Der Buchstab ist der echte Zauberstab." —

„Alle Wünsche der Liebenden und alle Bilder der Dichter sind buchstäblich wahr: nämlich der classischen Dichter, der echten Liebenden."

„Eine Frage über Baader, den ich noch so gut wie gar nicht kenne. Schließt er sich an Fichte an wie Schelling und Hülsen und ist etwa ein chaotischer Mittelpunkt für diese Beiden? Oder ist er ein Sohn der neuen Zeit und hat etwa in der Mitte der Physik so originell begonnen, wie ich aus den Tiefen der Kritik? — Dann könnte ich die Polarität unsrer Geister für den Deinigen begreifen und dann wäre sie nicht blos subjectiv. Aber dann habe ich nicht nöthig, mich noch mit ihm zu verbinden. Ich bin es schon, nämlich in Dir, und was durch diese Vereinigung

geſchehen könnte, muß alſo allein durch Dich zu Stande kommen.“

„Die neue Religion ſoll ganz Magie ſein. Das Chriſtenthum iſt zu politiſch und ſeine Politik iſt viel zu materiell. Eine ſymboliſch-myſtiſche Politik iſt ja anderſeits erlaubt und weſentlich.“

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 18. December 1798.

„Soeben erhalte ich Deinen langen, reichen Brief, der mich von neuem lebhaft in Deine jetzige ſorgenvolle Lage verſetzt. Vielleicht könnte ich Dir thätigen Beiſtand leiſten, wenn ich erſt von hier weg wäre. Du weißt ſelbſt, wie es um mich ſteht. Ich lebe ein unſichres Leben: ſeit zwei Jahren hab' ich nicht mehr für die Zukunft geſorgt, vieles vernachläſſigt, was ich nicht mehr zu brauchen glaubte, mich ſo frei als möglich zu machen geſucht. Zufälle haben mich bisher erhalten — mit der größten Faſſung und in der heiterſten Ruhe hab' ich ſcheiden wollen. Jetzt ſcheint ſich manches gegen meinen Plan zu verbinden. Anſtatt mich entbehrlich zu ſehen und werden zu ſehen, fühl' ich mich durch ein Gefühl von Pflicht an alte und neue Bekannte gebunden — ich fühle, wie nützlich ich noch vielen ſein kann, wie Kameradſchaft mich zwingt, meine Lieben in dieſem verwirrten Zuſtande nicht zu verlaſſen und jede Noth dieſes Lebens mit ihnen zu theilen. Wenn ihr alle glücklich wäret, ſo könnt' ich getroſt von dannen gehen, ſo aber darf ich mir ein ſo glückliches Schickſal nicht allein anmaßen.

Dringt dies durch, so muß ich bald ein neues Leben anfangen — wo nicht — ein höheres. Der frühe Tod ist jetzt mein großes Loos — das Fortleben der zweite Gewinn. Die Zeit meines Abgangs von hier ist entscheidend. Scheid' ich, so hab' ich es in der Gewalt, Dir einen kleinen Dienst zu thun; bleib' ich, so setzt mich meine dann mit Macht erwachende Industrie gewiß bald in Stand, Dir hülfreich zu sein.

„Deine Bitte hat mich von Neuem in dem Vorsatz bestärkt, wo möglich, wenn ich fortlebe, ein reicher Mann zu werden, hoffentlich nach einem großen Plane. Ich habe mich geärgert, so wenig nützliche Bekanntschaften zu haben.

„Wärst Du in Jena, so hätt' ich schon eher Hoffnung, Dir gleich helfen zu können, wenigstens per tertium. Wenn Dir meine ganze Lage bekannt wäre — Du würdest Dich bald selbst von der temporellen Unmöglichkeit überzeugen, Dir jetzt meinerseits zu helfen. Die Ungewißheit der Zukunft nöthigt mich jetzt zu einem Fleiße im Detail, der meine schriftstellerischen Projekte verzögert — besonders da jetzt Krankheit und andre Unannehmlichkeiten mich so sehr gestört haben und noch stören."

(Der Schluß des Briefes fehlt.)

Novalis an Friedrich Schlegel.

(Ohne Datum.)

„Zu dem Athenäum im neuen Styl werde ich vielleicht literarische Correspondenz-Nachrichten im flüchtigsten leichtesten Styl einschicken, wenn es wirklich noch so weit kommt.

„Schade, daß ich jetzt noch so viel zu thun habe; Stoff zu intereſſanten Briefen hätte ich im Uebermaß. Mit den romantiſchen Projekten muß ich auch noch eine Zeitlang zurückhalten.

„Der Kaufmann iſt jetzt an der Tagesordnung. Chemie und Mechanik und Technologie im allgemeinen Sinn müſſen jetzt vorzüglich daran. Das Andere muß warten. Auf Deine Gedanken von Religion und Bibel geh' ich jetzt nicht ein, kann auch nicht eingehen, weil mir das Meiſte davon cimmeriſch dunkel iſt — einige treffliche Einfälle, beſonders die Fühlhörner ausgenommen."

An Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 20. Jänner 1799.

„Ich habe Dir viel zu ſagen. Die Erde ſcheint mich noch viele Jahre feſthalten zu wollen. Das Verhältniß, von dem ich Dir ſagte, iſt inniger und feſſelnder geworden. Ich ſehe mich auf eine Art geliebt, wie ich noch nie geliebt worden bin. Das Schickſal eines ſehr liebenswerthen Mädchens hängt an meinem Entſchluß, und meine Freunde, meine Eltern, meine Geſchwiſter bedürfen meiner mehr als je. Ein ſehr intereſſantes Leben ſcheint auf mich zu warten, indeß aufrichtig wäre ich doch lieber todt.

„Wäre meine Geſundheit im Stande, ſo lebte ich jetzt glückliche, wunderbare Tage. Seit zwei Monaten habe ich wenig thun können. Angſt, Zerſtreuung, Geſchäfte, Reiſen, und nun wieder Freude und Liebe, hielten mich außer Krankheitszufällen ganz von der Feder entfernt. Jetzt drängen mich techniſche Studien aller Art in den letzten

Monaten meines Hierseins. Ich sammle viel, vielleicht kommt im Sommer die Zeit der Ausführung.

„Ueber Deine Ansicht von der Religion möchte ich am liebsten mündlich mit Dir sprechen. Deine Meinung von der Negativität der christlichen Religion ist vortrefflich. Das Christenthum wird dadurch zum Rang der Grundlage, der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menschenthums erhoben, einer ächten Veste, eines lebendigen moralischen Raumes.

„Damit schließt sich dies vortrefflich an meine Idee von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit an*), deren Persönlichkeit und Urkraft mir unbeschreiblich einleuchtend geworden ist. Die Thätigkeit des Raumes und der Zeit ist die Schöpfungskraft, und ihre Verhältnisse sind die Angel der Welt. Absolute Abstraktion — Annihilation des Jetzigen — Apotheose der Zukunft — dieser eigentlichen bessern Welt, dies ist der Kern der Geheiße des Christenthums, und hiermit schließt es sich an die Religion der Antiquare — die Göttlichkeit der Antike — die Herstellung des Alterthums, als der zwei Hauptflügel, an. Beide halten das Universum als den Körper des Engels im ewigen Schweben, im ewigen Genuß von Raum und Zeit."

Novalis an Caroline Schlegel, geb. Michaelis.

„Freiberg, 20. Jänner 1799.

„Seit zwei Monaten ist bei mir alles in's Stocken gerathen, was zum literarischen Wesen gehört. Nicht drei

*) Schriften, Bd. II, S. 492.

gute Ideen habe ich in dieser geraumen Zeit gehabt. Jetzt lebe ich ganz in der Technik, weil meine Lehrjahre zu Ende gehen, und mir das bürgerliche Leben mit mancherlei Anforderungen immer näher tritt. Die Poesie mit lebendigen Kräften, mit Menschen und sonst gefällt mir immer mehr. Man muß eine poetische Welt um sich her bilden und in der Poesie leben. Hierher gehört mein mercantilischer Plan. Diesem ordne ich die Schriftstellerei unter. Ich lobe Wilhelm wegen seines lebhaften Treibens der Professorei. Auch dies gehört zur schönen liberalen Oekonomie, dem eigentlichen Element des gebildeten Menschen.

„Schreiben Sie mir nur bald von Ritter und Schelling. Ritter ist Ritter, und wir sind nur Knappen. Selbst Baader ist nur sein Dichter."

Friedrich Schlegel an Novalis.

„Berlin, 17. December 1798 *).

„Dein herrlicher, liebevoller Brief ist uns ein wahres Labsal gewesen. Denn außer der, die wir selbst bilden, ist hier alles um uns Stickluft der Plattheit. Wir können uns ruhig und ohne Störung an Deiner Freundschaft freuen, da wir Deiner Hülfe, wenigstens nicht so augenblicklich, bedürfen! —

„Den Sommer bleiben wir nicht hier, und ich denke, wir werden in Dresden sein. Wir wünschen sehr Dich zu sehen. Du würdest Dich an Dorothea freuen, an äußerer Bildung und Zierlichkeit steht sie der Schwägerin weit nach.

*) Dieser Datum ist wahrscheinlich falsch abgeschrieben, es muß heißen 17. Februar 1799.

Sie ist nur eine Skizze, aber durchaus in einem großen Styl. Ihr ganzes Wesen ist Religion, obgleich sie nichts davon weiß. Wenn sie mich verlöre, sie würde mir nach indischem Gebrauch folgen aus eigentlicher Religion, und ohne zu ahnden, daß das außerordentlich, oder auch nur, daß es recht wäre. Ich sage Dir das, weil ich es Dir nicht länger verhehlen mag, daß ich Ihr Deine Mysterien mitgetheilt habe. Alle diese Gedanken und Ansichten sind ihrem Gefühl so nah, daß es mir unnatürlich schien, sie nicht einzuweihen. Ja die Religiosität ihres Gefühls ist um so entschiedener, als ihr Verstand noch vom Unglück so betäubt ist."

Caroline Schlegel an Novalis in Freiberg.

„Jena, 4. Februar 1799.

„Ob Sie mich gleich mit Ihren Dithyramben über das merkantilische Genie, das uns fehlt, und Sie auch nicht haben, einmal recht böse gemacht, so sind Sie doch besser wie ich gewesen: Sie geben wenigstens Nachricht von Sich.

„Was Sie von Ihrer Kränklichkeit erwähnen, darüber will ich mich nicht ängstigen, weil immer viel guter Muth dadurch hervorleuchtet, und Sie bei Ihrer Reizbarkeit immer Zeiten haben müssen, wo Sie nichts taugen. Das Wort des Trostes, was Sie nennen, geht mir weit mehr zu Herzen: Liebe. Welche? Wo? Im Himmel oder auf Erden? Und was haben Sie mir mündlich Schönes und Neues zu sagen? Thun Sie es nur immer gleich. Es giebt keine Liebe, von der Sie da nicht sprechen könnten, wo, wie Sie wissen, lauter Liebe für Sie wohnt

In der That — darf ich alle Bedeutung in den Schluß Ihres Briefes legen, den er zu haben scheint?

„Ihre übrige unruhige Geschäftigkeit aber macht mir den Kopf über alle Maßen warm. Sie glauben nicht, wie wenig ich von Eurem Wesen begreife, wie wenig ich eigentlich verstehe, was Sie treiben. Ich weiß im Grunde doch von Nichts etwas, als von der sittlichen Menschheit und der poetischen Kunst. Lesen thu' ich Alles gern, was Sie von Zeit zu Zeit melden, und ich verzweifle nicht daran, daß der Augenblick kommt, wo sich das Einzelne auch für mich wird zusammenreihen, und mich Ihre Aeußerungen nicht blos darum, weil es die Ihrigen sind, erfreuen. Was Ihr Alle zusammen da schafft, ist mir auch ein rechter Zauberkessel. Vertrauen Sie mir vor's Erste nur soviel an, ob es denn eigentlich auf ein gedrucktes Werk bei Ihnen herauskommen wird, oder ob die Natur, die Sie so herrlich und künstlich und einfach auch construiren, mit Ihrer eignen, herrlichen und kunstvollen Natur für diese Erde soll zu Grunde gehen. Sehen Sie, man weiß sich das nicht ausdrücklich zu erklären aus Ihren Reden, wenn Sie ein Werk unternehmen, ob es soll ein Buch werden, und wenn Sie lieben, ob es die Harmonie der Welten, oder eine Harmonika ist."

Charlotte Ernst an Novalis in Freiberg.

„Dresden, im Februar 1799.

„Ich habe von Caroline den Auftrag, theuerster Freund, Ihnen diese kleine Schrift von Fichten mitzutheilen. Ich habe mich auch daran gewagt, sie zu lesen. Ich halte es

für ein wahres Meisterstück, solch' tief abstrakte Ideen in einer so populären Sprache vorzutragen. Es muß ein jeder glauben, indem er sie liest, sie ganz zu verstehen: mir ist es selbst so gegangen, und nur da ich das Buch ein paar Tage weggelegt, fühlte ich wohl, daß ich augenblicklich verstanden, was Fichte hat sagen wollen, jedesmal einzeln, aber im Zusammenhange seines Systems noch lange nicht Herr bin. Die Art, wie er sich rüstig zum Streit stellt, gefällt mir, sie ist männlich und doch nicht leidenschaftlich.

„Sie haben mir etwas bange gemacht, indem Sie von den gepfefferten Kritiken schreiben, die meine Brüder im Sinn haben. Könnten Sie sie etwas milder über diesen Punkt stimmen, so wäre meine Freude an diesen beiden Brüdern ganz ungemischt. Wenn sie sich recht strenge prüfen wollten, so würden sie finden, daß nicht allein die reine Liebe zum Guten und Wahren ihre Triebfeder ist, daß etwas Muthwillen zum Grunde liegt, und eine Eitelkeit, ihre brillant witzigen Einfälle nicht unterdrücken zu können. Die Feinde, die ihnen dies zuzieht, und die Härte, die das allmählig in ihrem Charakter hervorbringt, rechnen sie für nichts. Ich halte dafür, die beste und für das Publikum wirksamste Kritik ist, in eben dem Fach ein bessrer Schriftsteller zu sein.

„Wilhelm traue ich zu, auf diese Art gegen Wieland zu Felde ziehen zu können. Eigentlich herrscht jetzt gar kein Enthusiasmus mehr für Wieland. Die Anhänger, die er jetzt hat, raubt ihm keine Kritik; der Grund liegt zu tief, Wieland hat ihrer sinnlichen Natur zu sehr geschmeichelt."

Caroline Schlegel an Novalis.

„Jena, 20. Februar 1799.

„So ist es denn wahr, mein liebster Freund; Sie haben uns recht glücklich und froh gemacht. Ihren Freunden blieb bisher kein ander Mittel übrig, als nur an Sie allein, nicht an Ihre Zukunft zu denken. Nie hab' ich Sie gefragt: wie wird der Knoten sich lösen? kann das so bleiben? Ich war ruhig im Glauben, nicht daß es gerade so kommen würde, oder daß sich an irgend einer Brust die Spannung brechen müßte und das Himmlische mit dem Irdischen vermählen. Was Sie Scheidung zwischen Beiden nennen, ist doch Verschmelzung. Warum soll es nicht? Ist das Irdische nicht auch wahrhaft himmlisch? Aber nennen Sie es, wie Sie wollen, genug, Sie sind glücklich.

„Ich freue mich jetzt, daran zu denken, wie dies sich so machen mußte. Nur in dieser fast öden Einsamkeit, durch die Macht der süßen Gewohnheit, konnten Sie allmählig gewonnen werden. Wie weise und artig setzten Sie uns einmal auseinander, daß dies alles keine Gefahr habe. Gefahr nicht, aber Folgen doch. Soll das Liebenswürdige umsonst sein? Wie doppelt leid thut es mir, Julien nicht gesehen zu haben! Sehen Sie, das könnte mich doch traurig machen, wenn Ihre Frau nicht unsre Freundin durch sich selber würde, aus eigner Neigung.

„Bald, bald kommt das dritte St. Athenäum. Hier ist derweile etwas andres. Was werden Sie zu dieser Lucinde sagen? Uns ist das Gedicht im Lyceum eingefallen

was so anfängt: ‚Saphische Gedichte müssen wachsen oder gefunden werden' ꝛc. Ich halte noch zur Zeit diesen Roman nicht mehr für einen Roman als Jean Paul's Sachen, — mit denen ich es übrigens nicht vergleiche. Es ist weit phantastischer, als wir uns eingebildet haben. Sagen Sie mir, wie es Ihnen zusagt. Rein ist der Eindruck freilich nicht, wenn man dem Verfasser so nahe steht. Ich halte immer seine verschlossene Persönlichkeit mit dieser Unbändigkeit zusammen und sehe, wie die harte Schale aufbricht — mir kann ganz bange dabei werden, und wäre ich seine Geliebte gewesen, so hätte es nicht gedruckt werden dürfen. Dies alles ist indeß keine Verdammniß. Es giebt Dinge, die nicht zu verdammen, nicht zu tadeln, nicht wegzuwünschen, nicht zu ändern sind, und was Friedrich thut, gehört gemeiniglich dahin."

Novalis an Caroline Schlegel.

„Freiberg, 26. Februar 1799.

„Denken Sie Sich nur unsern prächtigen Kreis. Vor dem Jahr standen zwei noch so verwaist da. Einer schien auf glühendem Boden zu stehen. Er sah sich immer um und wer weiß, was ein hellgeschliffenes Auge oft über ihm bemerkt haben würde. Jetzt hebt ihn eine freundliche Gestalt wie eine Gabe von Oben, weihend und dankbar in die Höhe, und ein irdischer erquickender Schlaf hat seine Augen für eine andre Sonne wieder geschlossen. Also zurück im Lande der Träume und nun mit voller Seele bei Euch, treffliche Mitschüler (-schläfer).

„Jetzt kann erst rechte Freundschaft unter uns werden,

wie denn jede Gesellschaft nicht aus einzelnen Personen, sondern aus Familien besteht; nur Familien können Gesellschaften bilden, — der einzelne Mensch interessirt die Gesellschaft nur als Fragment, und in Beziehung auf seine Anlage zum Familiengliede. Gewiß wird Julie ganz für Sie und Alle passen.

„Aber ich bitte Sie um Verschwiegenheit. Noch weiß meine Familie Nichts, auch ihre Eltern wissen von mir Nichts. Ich muß durchaus der Erste sein, durch den mein Vater etwas erfährt. Thielemanns sind jetzt hier. Wir leben sehr vergnügt. Schade nur, daß mir jetzt keine Zeit zum ideenreichen Müßiggang bleibt und ich so selten mich sammeln und auf meinen innern Sprechorganen phantasiren kann. Ich fühle jedoch, daß diese Unterbrechung eine ruhige, weinreiche Gährung befördert, und ich nach geendigtem Lernen mit neuer gebildeter Kraft zur alten Poesie und Philosophie zurückkehren werde. Beide sind zur glücklichen Ehe unentbehrlich, und ohne sie muß jeder Umgang in Verdruß und Langeweile umschlagen.

„Rousseau hat die Weiblichkeit ausschließlich verstanden, seine Philosophieen sind aus einer nachdenkenden weiblichen Seele entstanden. Seine Apologie des Naturstandes gehört in die Frauenphilosophie: die Frau ist der eigentliche Naturmensch — die wahre Frau das Ideal des Naturmenschen, so wie der wahre Mann das Ideal des Kunstmenschen.

„Naturmensch und Kunstmensch sind die eigentlichen ursprünglichen Stände. Stände sind die Bestandtheile der Gesellschaft. Die Ehe ist die einfachste Gesellschaft, wie

der Hebel die einfachste Maschine. In der Ehe trifft man die beiden Stände. Das Kind ist in der Ehe, was der Künstler in der Gesellschaft ist — ein Nichtstand, der die innige Vereinigung — den wahren Genuß beider Stände befördert.

„Die große Ehe, der Staat, besteht aus einem weiblichen und männlichen Stand, die man halb richtig und halb unrichtig den ungebildeten und gebildeten Stand nennt. Die Frau des gebildeten Standes ist der Ungebildete. Leider ist bei uns der Ungebildete weit hinter dem Gebildeten zurückgeblieben — er ist zur Sklavin geworden. O! daß er wieder Frau würde.

„Nun zur Lucinde. Die erste Bekanntschaft ist gemacht. Ich theile Ihnen Spuren des ersten Eindrucks mit; Friedrich lebt und webt darin. Vielleicht giebt es nur wenig individuellere Bücher. Man sieht das Treiben seines Innern, wie das Spiel der chymischen Kräfte in einer Auflösung im Zuckerglase, deutlich und wunderbar vor sich. Tausend mannichfaltige, helldunkle Vorstellungen strömen herzu und man verliert sich in einem Schwindel, der aus dem denkenden Menschen einen bloßen Trieb, eine Naturkraft macht, uns in die wollüstige Existenz des Instinkts verwickelt. An romantischen Anklängen fehlt's nicht — indeß ist das Ganze und Einzelne noch nicht leicht und einfach und rein vom Schulstaub. Ich prophezeie mir wenig Gutes von der Aufnahme. Sollte dieser Roman nicht voreilig, wie vielleicht sein Milchbruder sein, ein wenig zu früh nach bürgerlichen Gesetzen das Licht der Welt erblicken? In zehn Jahren würde man die Bekenntnisse des Ungeschickten um des Autors willen, vielleicht mit Wärme und Nachsicht

aufnehmen. Jetzt ist alles noch unreif. Die Herzensergießungen des Jünglings darf der Mann, aber nicht der Jüngling zeigen. An den Ideen ist übrigens nichts auszusetzen, indeß manches am Ausdruck, der mir nicht selten dem Krates abgeborgt zu sein scheint. Nun aber ist das Postulat: ‚Sei cynisch!‘ noch nicht gäng und gebe — und selbst sehr innige Frauen dürften die schöne Athenienserin tadeln, daß sie den Markt zur Brautkammer nähme. Vergleichungen mit Heinse können nicht ausbleiben. . . . Viele werden sagen: Schlegel treibt es arg. Andre: da seht die Goethische Erziehungs-Anstalt, der Schüler über den Meister, aus Venedig ist Berlin geworden.

„In mir regt sich viel dafür und viel dagegen. Ich weiß, daß die Phantasie das geistig Thierischste am liebsten mag; ich weiß aber auch, wie sehr alle Phantasie wie ein Traum ist, der die Nacht, die Sinnlosigkeit und die Einsamkeit liebt.

„Der Traum und die Phantasie sind das eigenste Eigenthum; sie sind höchstens für zwei, aber nicht für mehrere Menschen. Man darf sich nicht dabei aufhalten, am wenigsten ihn verewigen. Nur seine Flüchtigkeit macht die Frechheit seines Daseins gut. Vielleicht gehört der Sinnenrausch zur Liebe wie der Schlaf zum Leben — der edelste Theil ist es nicht, und der rüstige Mensch wird immer lieber wachen als schlafen. Auch ich kann den Schlaf nicht vermeiden, aber ich freue mich doch des Wachens und wünschte heimlich immer zu wachen.

„Die Idealisirung der Vegetation hat mich vorzüglich interessirt. Merkwürdig verschieden hat auf uns beide die

höchste Liebe gewirkt. Bei mir war alles im Kirchenstyl oder im dorischen Tempelstyl componirt. Bei ihm ist alles korinthisch. Jetzt ist bei mir bürgerliche Baukunst. Ich bin dem Mittag so nahe, daß die Schatten die Größe der Gegenstände haben und also die Bildungen meiner Phantasie so ziemlich der wirklichen Welt entsprechen. So viel sehe ich, unsre ersten Romane werden himmelweit verschieden. Der meinige wird diesen Sommer wahrscheinlich in Teplitz oder in Karlsbad fertig. Indeß wenn ich sage, fertig, so meine ich den ersten Band; denn ich habe Lust, mein ganzes Leben an einen Roman zu wenden, der allein eine ganze Bibliothek ausmachen, vielleicht Lehrjahre einer Nation enthalten soll. Das Wort Lehrjahre ist indeß falsch — es drückt ein bestimmtes Wohin aus. Bei mir soll es aber Nichts als Uebergangsjahre vom Unendlichen zum Endlichen bedeuten.

„Ich hoffe damit zugleich meine historische und philosophische Sehnsucht zu befriedigen. Eine Reise nach Süden und Norden ist mir als Vorbereitung hierzu noch unentbehrlich. Norwegen und Schottland einerseits uud die griechischen Inseln wären die nächsten Erreichungspunkte dieses Zwecks."

Friedrich Schlegel an Novalis.

(Ohne Datum.)

„Habe ich nicht Hoffnung, daß Du mir wieder eine Masse Papiere schickst? — Ich werde nun bald wieder mit ganzem Eifer für das Athenäum arbeiten. —

„Daß Dich die Lucinde so interessirt hat, freut mich

ſehr. Auch gefällt mir das, was Du an Caroline darüber ſchriebſt, noch mehr aber Dein göttlicher Gedanke, den Staat als Ehe der gebildeten und der ungebildeten — künftig der bildenden und der gebildeten — Maſſen zu betrachten.

„Von meiner Religion ſollſt Du und alle Welt bald genug bekommen, nicht Bruchſtücke, ſondern Maſſen. Möchteſt Du doch bald wieder einen Glauben und Liebe offenbaren. — Weniges ehre ich ſo und wenig hat ſo auf mich gewirkt. Uebrigens fühle ich mich durch zwei Dinge unauflöslich an Dich gekettet. Das iſt die Religion und die Ehe.

„Ich ſtimme Dir bei, daß das Chriſtenthum eine Religion der Zukunft, wie die der Griechen eine der Vergangenheit — ſchon bei den Alten ſelbſt. — Aber iſt ſie nicht noch mehr eine Religion des **Todes**, wie die claſſiſche eine Religion des Lebens? Mir däucht, ich finde darüber herrliche Andeutungen in Deinen gedruckten Sachen, und was ich mich auch aus den Papieren erinnere.

„Es muß dies ungefähr auch Deine Meinung ſein. Wenn Du doch die [Ideen?] (unleſerliches Wort), die Du über das Chriſtenthum haſt, einmal in einem Brennpunkt ſammeln wollteſt! Vielleicht biſt Du der erſte Menſch in unſerm Zeitalter, der Kunſtſinn für den Tod hat. — Ich glaube, daß das Chriſtenthum ſich eben deswegen und weil Tod und Leben Beides ſind, ſich mit dem äußerſten Realismus behandeln ließe. Ich umarme Dich herzlich.

Friedrich Schlegel.“

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 31. Jänner 1800.

„Euer Fleiß und Eure Idee mit dem Athenäum ist mir lieb. Ich gebe Euch die Lieder gern in dies Stück der Versöhnung. Meinen Liedern gebt die Aufschrift ‚Probe eines neuen, geistlichen Gesangbuches'!

„Außerdem schicke ich auch noch ein langes Gedicht, vielleicht paßt es Euch zu Eurem Plan. Die Europa schickt mir wieder, ich habe eine andere Idee damit. Sie kann mit einigen Veränderungen zu einigen öffentlichen Reden kommen und mit diesen besonders gedruckt werden. Die Beredsamkeit muß auch gepflegt werden und der Stoff ist herrlich, z. B. Reden an Bonaparte, an die Fürsten, an's europäische Volk, für die Poesie, gegen die Moral, an das neue Jahrhundert.

„Das Neueste von mir ist ein bald fertiger Roman Heinrich von Ofterdingen.

„Wenn nicht Alles entgegen ist, so kommt er schon Ostern. Sobald ich fertig bin, erhältst Du ihn im Manuscript. Ich habe jetzt nichts im Kopfe als Romane und Lustspiele. Der Lehrling zu Saïs kommt nach der Vollendung des obigen Romans sogleich in Arbeit. Lieder füllen einzelne Nebenstunden aus, und die Reden sind für den Sommer zur Unterbrechung des Romantischen bestimmt. Zu einem geistlichen Journal sammle ich bis Michaelis Stoff. Ich bin mit Arbeiten überhäuft, da ich noch Theil an einem technischen Journal in Freiberg nehmen soll. Indeß bin ich heiter und rüstig, und habe keinen

andren Wunsch, als Julien bald zu besitzen und gesund zu sein, um meine Zeit so gut als möglich zu benutzen.“

An Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 5. April 1800.

„Ich habe mit Fleiß lange geschwiegen. Die ganze Zeit bin ich viel beschäftigt gewesen, und erst seit einigen Tagen habe ich den ersten Theil meines Romans zu Ende bringen können. Sobald er in's Reine geschrieben ist, welches ungefähr in acht Tagen geschehen sein wird, schicke ich ihn gleich zu Euch. Es sollte mich innig freuen, wenn Ihr an diesem ersten Versuch Gefallen fändet. Er wird gedruckt ohngefähr 20 bis 22 Bogen stark werden. Doch muß ich erst wissen, ob Ihr Euer Approbatur darunter setzt. Der Plan ist deutlich genug hingelegt, und der Stoff ein sehr günstiger. Die Wahl ist geglückt; über die Ausführung mag ich nichts sagen, weil man sich leicht in eine fehlerhafte Ansicht verlieren kann. Der vollständige Titel ist: ‚Heinrich von Ofterdingen. Ein Roman von Novalis. Erster Theil: Die Erwartung.‘

„Es sollte mir lieb sein, wenn Ihr Roman und Mährchen in einer glücklichen Mischung zu bemerken glaubtet, und der erste Theil auch eine noch innigere Mischung im zweiten prophezeihte. Der Roman soll allmählig in's Mährchen übergehen. Es sind auch einige Lieder darin, die ich Euch mit einiger Gewißheit schon vorlegen kann. Am neugierigsten bin ich auf Euer Urtheil am Schluß des ersten Theils.

„Warum haſt Du mir denn keine Gedichte geſchickt? Ich bin äußerſt begierig, etwas von Dir zu leſen. Tieck hat mir viel Wunderbares davon geſchrieben. Du würdeſt ſie mir aus Freundſchaft ſchicken, wenn Du wüßteſt, wie kümmerlich ich vom eignen Fette zehren muß. Außer mit meinem Bruder, den ich doch ſelten genug ſehe, kann ich mit Niemanden von meinen Lieblingsbeſchäftigungen ſprechen. Wilhelm's Urtheil über meine Sachen bitte ich mir ausdrücklich von dem Deinigen ſeparirt aus; Deines iſt allemal eigenthümlich, das ſeinige hiſtoriſch und allgemein; die Schwägerin hat ſich gewiß mit müßigem Anſchauen begnügt. Außer einer gemüthlichen Kritik darf man nichts von ihr erwarten. Mit mir nimmt's hoffentlich bald ein fröhliches Ende. Zu Johannis denke ich im Paradieſe zu ſein."

An Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 18. Juni 1800.

„Heute nur in Eile, daß Ihr mir herzlich willkommen ſeid, den Freitag oder Sonnabend; beſonders da ich jetzt zu Hauſe ſein kann, und ſpäterhin wieder verreiſe. Deinen Tadel fühle ich völlig. Dieſe Ungeſchicklichkeit in Uebergängen, die Schwerfälligkeit in der Behandlung des wandelnden und belebten Lebens iſt meine Hauptſchwierigkeit. Geſchmeidige Proſa iſt ein frommer Wunſch. Der zweite Theil wird der Commentar des erſten. Die Antipathie gegen Licht und Schatten, die Sehnſucht nach klarem, heißen, durchdringenden Aether, das Unbekannt-Heilige, die Veſta in Sophien, die Vermiſchung des Romantiſchen aller Zeiten, der petrificirende und petrificirte Verſtand,

Arctur, der Zufall, der Geiſt des Lebens, einzelne Züge blos als Arabesken — ſo betrachte nun mein Mährchen. Der zweite Theil wird ſchon in der Form weit poetiſcher als der erſte. Die Poeſie iſt nun geboren."

Novalis an Friedrich Schlegel.

(Ohne Datum.)

„Fichte iſt der gefährlichſte unter allen Denkern, die ich kenne. Er zaubert einen in ſeinem Kreiſe feſt. Keiner wird wie er mißverſtanden und gehaßt werden. Du biſt erwählt, gegen Fichte's Magie den aufſtrebenden Selbſtdenker zu ſchützen. Ich habe es in der Erfahrung, wie ſauer dieſes Verſtändniß wird. Manchen Wink, manchen Fingerzeig, um ſich in dieſem furchtbaren Gewinde von Abſtractionen zurechtzufinden, verdanke ich lediglich Dir und der mir vorſchwebenden Idee Deines freien, kritiſchen Geiſtes."

Viertes Kapitel.

„Wir werden die Welt verſtehen, wenn wir uns ſelbſt verſtehen, weil wir und ſie integrante Hälften ſind. Gotteskinder, göttliche Keime ſind wir. Einſt werden wir ſein, was unſer Vater iſt.“

Novalis.

Ehe wir Novalis auf ſeinem kurzen Lebensgang zu ſeinem frühen Grabe begleiten, iſt es nöthig, eine über ihn ſpäter aufgebrachte Sage zu widerlegen; die nämlich: Novalis ſei katholiſch geworden. Viele Menſchen glauben ſie; Andere wiſſen nicht, ob ſie Dichtung oder Wahrheit iſt, und die Meiſten nehmen wohl an, daß Novalis, wenn er auch nicht äußerlich zur katholiſchen Kirche übergetreten ſei, doch innerlich die Anſichten der römiſchen Katholiken getheilt habe und im Herzen eigentlich ein ſolcher geweſen ſei.

Wie iſt nun aber dieſe Sage entſtanden, da doch Novalis nie dergleichen Gedanken gehegt hat?

Leider müſſen wir ſagen, ſeine beiden Freunde L. Tieck und F. Schlegel ſind Schuld daran. Erſterer durch ſeine oberflächliche, unkritiſche Art, die Schriften des Freundes herauszugeben; letzterer, nachdem er ſelbſt römiſch-katholiſch geworden, durch den Wunſch, in Novalis der römiſchen Kirche einen werthvollen Convertiten zu verſchaffen.

Dr. Raich*), der den ganzen Briefwechsel von Novalis mit Schlegels herausgegeben, nennt diesen Ausdruck eine unbegründete Insinuation gegen Schlegel. Er sagt S. 150: „Nicht um der römischen Kirche einen werthvollen Convertiten zu verschaffen (solche jämmerliche Seelenfängerei ist Schlegels Charakter vollkommen fremd), sondern aus naheliegenden Gründen hat er diese Schrift, ‚Europa oder die Christenheit', diesen Ruf der Seele nach Frieden und Eintracht, nicht länger der Oeffentlichkeit vorenthalten wollen."

Und S. 150 unten und S. 151 fährt Dr. Raich weiter fort:

„Schlegel hatte sich mehr und mehr dem Christenthum genähert und im Jahr 1808 in Köln das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. Was konnte für Schlegel erwünschter sein, als seinen liebsten Freund Novalis gleichsam als Eclaireur auszusenden und in der Schrift ‚Die Christenheit' jene Saiten anklingen zu lassen, deren volle Accorde er schon seit 1806 in seinem Innern ertönen hörte? Ein derartiges, persönliches, vollkommen berechtigtes Interesse mochte Schlegel nebenbei wohl auch mit verfolgt haben."

Betrachten wir die Thatsachen schärfer. Just, der Novalis eigentlich von allen seinen Freunden am genauesten kannte, schreibt in Bezug auf seine geistlichen Lieder, nachdem sie in der ersten, von Tieck veröffentlichten Ausgabe der Nachlassenschaft bekannt geworden waren: „Seit So-

*) „Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich." Mainz, bei Franz Kirchheim, 1880.

phiens Tode hatte er eine Vorliebe für Lavater's und Zinzendorf's Schriften, katholische Erbauungsschriften, ja selbst für Jacob Böhme's Werke gewonnen. Hieraus wird man es erklärlich und verzeihlich finden, daß in seinen geistlichen Liedern Stellen vorkommen, die man von dem aufgeklärten Denker nicht erwartet hätte. Seit Sophiens Tode ward ihm der Glaube an Gott und Unsterblichkeit zum Bedürfniß. Zu diesem gesellte sich nachher der Glaube an Jesum, und nun erlaubte ihm seine Phantasie und sein ästhetischer Sinn einen andächtigen Seitenblick auf Maria."

Wir fragen nun: Was veranlaßte Just dazu, gewissermaßen eine Entschuldigung der geistlichen Lieder seines Freundes zu liefern?

Einmal müssen wir allerdings auf die rationalistische Strömung in der damaligen protestantischen Kirche Rücksicht nehmen, welcher der Glaube an Jesum, den Sohn des lebendigen Gottes und den Heiland der Welt, den diese Lieder bekennen, abhanden gekommen war. Aber dies ist doch nicht das, was Just eigentlich meint und was ihn selbst augenscheinlich frappirt hat. Sondern es sind die beiden Lieder an die Maria, welchen wir unter den geistlichen Liedern begegnen.

Just ist sichtlich nie auf den Gedanken gekommen, in Novalis einen römischen Katholiken zu sehen. Die Ansicht seines Freundes von dem römischen Papstthum hat er aus seiner Freude am Paradoxen erklärt und auf eine Linie mit seiner Vertheidigung des Robespierre'schen Schreckenssystem gesetzt. Er sagt in dem kurzen Lebensabriß Friedrich's, S. 13:

„Drei Dinge waren es, für die Novalis damals und

wie ich glaube bis an ſeinen Tod Vorliebe hatte: Conſequenz im Denken und Handeln, äſthetiſche Schönheit und Wiſſenſchaft. Der Vorzug, den er der erſteren gab, verführte ihn ſo, daß er z. B. dem Robespierre'ſchen Schreckensſyſtem, das er um ſeiner Abſcheulichkeit willen haßte, doch um der Conſequenz willen eine Lobrede halten konnte. So gab er einſt in ſeinem letzten Lebensjahre einem katholiſchen Freunde, der mit ihm bei mir war, einen Seelenſchmaus, indem er die Conſequenz der römiſchen Hierarchie ſchilderte, eine Geſchichte des Papſtthums hineinflocht, und ſo der Paneghriker der päpſtlichen Alleinherrſchaft wurde. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz geſagt, ſo gab er ihn nicht auf, und machte dann wohl auch den Sophiſten."

Juſt iſt ohne Zweifel durch die erſte Ausgabe von Novalis' Schriften höchſt überraſcht worden. Es war dieß durch Tieck verſchuldet, welcher in dieſe Ausgabe die beiden Lieder an die Maria aufgenommen hat, die Novalis nicht als geiſtliche Lieder, ſondern als einzulegende Dichtungen zu dem zweiten Theile des Heinrich von Ofterdingen concipirt hat.

Daß ſich Juſt wunderte, war natürlich; und man ſieht, er giebt ſich die größte Mühe, ſich ſelbſt die Sache zu erklären. Tieck aber, der die Handſchriften beſaß, und zwar um ſie herauszugeben, hätte wohl die Verpflichtung gehabt, ſorgfältiger und kritiſcher zu verfahren. Er hat ſich doch gehütet, das Lied aus dem erſten Theile des Ofterdingen: „Das Grab ſteht unter wilden Heiden, das Grab, darin der Heiland lag", als geiſtliches Lied aufzuführen, und er

hätte genau daſſelbe Recht dazu gehabt; denn ebenſo wie dies Lied die Stimmung der Kreuzfahrer ſchildern ſoll, ſo ſchildern die Marienlieder die Stimmung der zu Loretto anbetenden Pilger.

Auf einem einzelnen Blatte, auf welchem der Plan des zweiten Theiles von Heinrich von Oſterdingen in großen Zügen verzeichnet iſt, heißt es:

„Heinrich kommt nach Italien, das von Kriegen zerrüttet wird; er ſieht ſich als Feldherrn an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges ſpielen in poetiſchen Farben. Ein großer Krieg wie ein Zweikampf, durchaus edel, human. Kriegslieder. In Piſa findet Heinrich den Sohn Kaiſer Friedrich's II. Er wird ſein vertrauter Freund. Auch nach Loretto kommt er. **Marienlieder.**"

Statt dieſer deutlichen Erklärung, die ſich auf dem einzelnen Blatt von Novalis' Hand findet, iſt dieſe Stelle in der erſten Ausgabe der Schriften folgendermaßen geändert: „Auch nach Loretto kommt er. Mehrere Lieder ſollten hier folgen."

Novalis hat laut eines Briefes an Friedrich Schlegel vom 20. Januar 1800 ſeine geiſtlichen Lieder an denſelben zur Herausgabe im Athenäum geſchickt; es ſind die folgenden:

1) „Was wär' ich ohne Dich geweſen."
2) „Fern im Oſten wird es helle."
3) „Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer."
4) „Unter tauſend frohen Stunden."
5) „Wenn ich ihn nur habe."
6) „Wenn alle untreu werden."

7) Hymne: „Wenige wiſſen das Geheimniß der Liebe.“

Die Marienlieder fehlen alſo.

Vermuthlich aber war das Athenäum ſchon im Druck, denn in dem Jahrgang 1800 finden ſie ſich nicht, wohl aber in dem Muſenalmanach, der zum neuen Jahr 1802 erſchienen und jedenfalls in den letzten Monaten von 1801 gedruckt worden iſt.

Die erſte Ausgabe der Schriften von Novalis iſt gegen das Ende des Jahres 1802 erſchienen.

Tieck hat nun die oben angeführte Stelle des einzelnen Blattes wahrſcheinlich nicht ſelbſt geändert — denn er hatte kein Intereſſe dabei, Novalis als römiſchen Katholiken zu proclamiren —; er hat die ganze Sache, das Numeriren der Marienlieder, als zu den geiſtlichen Liedern gehörig, und die Veränderung jener Stelle des einzelnen Blattes dem Bruder des Dichters, Carl von Hardenberg, überlaſſen; und dieſer hatte das lebhafteſte Intereſſe, Novalis als Katholiken darzuſtellen, denn er ſelbſt war im Sommer 1802 in Karlsbad durch einen römiſchen Geiſtlichen der katholiſchen Kirche gewonnen worden.

Wenn man die Fragmente des zweiten Theils des Ofterdingen genau nachlieſt, ſo wird jedem Unbefangenen einleuchten, daß das Lied Nr. 14: „Wer einmal, Mutter, Dich erblickt“ vollſtändig paßt als weitere Fortſetzung des Liedes, das der Pilger ſingt: „Liebeszähren, Liebesflammen“ und des darauf folgenden Geſprächs mit dem Mädchen:

„Sind Deine heiligen Capellen
Nicht meines Lebens Ruheſtellen?“

Paſſen dieſe Strophen nicht vortrefflich nach Loretto, dieſem altberühmten Marienwallfahrtsort? Und nicht ebenſo das andere, unter Nr. 15 der geiſtlichen Lieder ſtehende: „Ich ſehe Dich in tauſend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt"?

Klingen dieſe Lieder nicht in dem Munde eines Dichters, der aus dem Mittelalter zu uns ſprechen ſoll, harmoniſcher als in dem eines Dichters unſerer Zeit, eines Philoſophen und evangeliſchen Chriſten?

Ganz ähnlich verhält es ſich mit dem Aufſatz „Europa oder die Chriſtenheit", den Schlegel ſpäter benutzt hat, um die Katholicität des Dichters noch mehr zu beweiſen.

In den erſten drei Ausgaben iſt dieſer Aufſatz als Schluß der Fragmente und eben auch nur fragmentariſch gegeben; jedoch fehlt in der That nur wenig von dem, was Schlegel bei der vierten Ausgabe als zuſammenhängenden Aufſatz giebt; er aber hat, treu der Tendenz, die er verfolgte, den ſignificanten Schluß, der gerade den Schlüſſel zu der ganzen Gedankenreihe in dieſem Aufſatz giebt, hinweggelaſſen. Die Entſtehung des Aufſatzes fällt in das Jahr 1799, und Tieck giebt in der Vorrede zu der fünften Ausgabe, S. XXXV, Folgendes an:

„Novalis kam im Jahr 1799 nach Jena, um uns (A. W. Schlegel, Friedrich Schlegel und mir) dieſen Aufſatz vorzuleſen. Wenn ich nicht irre, ſo war auch Schelling zugegen. Die ‚Fragmente' und ‚Blüthenſtaub' waren bereits im Athenäum erſchienen, die ‚Lehrlinge von Saïs' waren ſchon ausgearbeitet.

„Wir erwarteten daher, etwas Bedeutendes zu hören,

und die Herausgeber des Athenäums waren entschlossen, diesen Aufsatz aufzunehmen. Da wir uns, als vertrauten Freunden, gegenseitig ein offenes, unbefangenes Urtheil zugestanden, wie man es vielleicht selten unter Autoren findet, so ward nach geendigter Lesung dieser Aufsatz einstimmig verworfen und beschlossen, daß er nicht durch den Druck bekannt gemacht werden solle.

„Wir fanden die historische Ansicht ungenügend, die Folgerungen zu willkürlich, und die ganze Abhandlung so schwach, daß sehr leicht die Blößen von jedem Kundigen entdeckt werden konnten. Einzelne schöne Stellen, tiefsinnige Worte, traten glänzend hervor, und diese bedeutsamen Winke und Reden haben wir Herausgeber der Schriften schon in der ersten Ausgabe unter die Fragmente gestellt.

„Novalis war viel zu edel und frei gesinnt, um sich durch dies Urtheil seiner Freunde verletzt zu fühlen. Philosophie und Naturwissenschaft waren vorzüglich die Gegenstände seines Studiums gewesen, die Geschichte war ihm mehr fremd geblieben; und wenn der geistige Blick auch hie und da scharf sah und seine Wahrnehmung Merkwürdiges aussagen konnte, so war er auf diesem Felde doch mehr ein Ahnender als ein Wissender.

„Ueber diese Gegenstände hatte nach Jahren mein Gehülfe bei der Herausgabe der Schriften unseres Freundes, Friedrich Schlegel, seine Ansichten sehr geändert. Carl von Hardenberg, ein Bruder, um einige Jahre jünger als Novalis, ein begeisterter junger Mann, dem aber das Genie wie die gemäßigte Kraft des verstorbenen Bruders nicht zu Theil geworden, war zur katholischen Kirche übergetreten.

Er hatte unter den Papieren seines Bruders diesen zurückgelegten Aufsatz gefunden, und schon vor vielen Jahren äußerte er mir die Meinung, man müsse diese Schrift dem Publikum übergeben. Ich widersprach mit den alten, nicht veralteten Gründen.

„Nach Carl von Hardenberg's Tode erhielt Friedrich Schlegel mit anderen Papieren diese Abhandlung, und nach langer Zeit, 1826, vermochte er den Verleger, welcher die näheren Umstände nicht kannte, diese Schrift so in diese letzte Ausgabe aufzunehmen. Weil man meines Widerspruchs gewiß war, ersah ich erst aus dem vollendeten Druck, daß dieser vor siebenundzwanzig Jahren verworfene Baustein nun zum Eckſteine dienen sollte."

Aber Tieck hätte Schlegel noch ganz anders und schlagender widerlegen können, als er es in dem weiteren Verlauf der Vorrede thut, wenn er in der ersten Ausgabe genauer nachgesehen hätte, welche Stelle in jenem Aufsatz Schlegel mit großem Geschicke weggelassen hat.

In der ersten Ausgabe nämlich heißt es: „Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine Freude an der Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

„Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andren Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken.

„Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet, das alte Papstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweiten Male eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und **einer neuen dauerhafteren Kirche Platz machen?**

„Die andren Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen."

In der fünften Ausgabe hat Schlegel diese Stelle angeführt bis zu den Worten: „Seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung."

Die folgenden beiden Sätze läßt er einfach fehlen, und fährt dann fort:

„Die andren Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen."

Die Absicht ist klar und auch mit Geschick ausgeführt.

Daß Tieck in den ersten Ausgaben in jeder Hinsicht richtig mit diesem Aufsatz verfuhr, vor allem in Novalis' eignem Sinne, erhellt aus dem S. 209 angeführten Briefe von Novalis an Schlegel vom 31. Januar 1800: „Die Europa schicke mir doch wieder, ich habe eine andre Idee damit. Sie kann mit einigen Veränderungen zu einigen öffentlichen Reden kommen, und mit diesen besonders gedruckt werden. Die Beredtsamkeit muß auch gepflegt werden und der Stoff ist herrlich, z. B. Reden an Bonaparte, an die Fürsten, an's europäische Volk, für die Poesie, gegen die Moral, an das neue Jahrhundert."

Dieser Brief beweist schlagend, daß „Europa oder die

Christenheit" nichts Andres war als eine historische Studie, wie sich so vielfache Studien bei ihm finden, mit der ausgesprochenen Absicht, sich selbst über irgend einen Gegenstand klar zu werden; keineswegs eine Art Glaubensbekenntniß; und wahrscheinlich hat Novalis gerade bei dieser Studie seine Vorliebe für Consequenz im Handeln zu der ungewöhnlich glänzenden Schilderung der katholischen Kirche bewogen. Er ist eine viel zu selbstständige, den Grund aller Dinge erforschende Natur, als daß er sich unter die katholischen Satzungen so ohne weiteres gebeugt hätte; auch ist bei ihm nie und zu keiner Zeit ein Zweifel an seiner Seligkeit oder eine derartige religiöse Aengstlichkeit zu spüren. Und aus diesen zwei Classen von Menschen sammelt ja meist die katholische Kirche ihre Convertiten: aus den Geistesträgen, denen es bequem ist, daß die Kirche für sie Alles thut, sogar das Denken, und aus den Aengstlichen, denen die Sicherheit, mit der die katholische Kirche für die Seligkeit ihrer Glieder einsteht, ohne daß der Einzelne gerade große Selbstverleugnung oder Ueberwindung seines eignen Naturells nöthig hat, imponirt und Garantieen bietet.

Wie hängt es nun aber zusammen, daß Schlegel, obgleich er selbst schon 1807 zur katholischen Kirche übertrat, erst im Jahre 1826 die „Europa" hat abdrucken lassen, um diesen Aufsatz als den Beweis von Novalis' Katholicismus hinzustellen, da er doch noch im Jahre 1812 in seinen literarischen Vorlesungen in Wien Novalis keineswegs zu den Gläubigen zählt? Ein Beweis also, daß er bei dessen Leben nie auf diesen Gedanken gekommen sein kann.

In „Friedrich Schlegel, Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur, gehalten in Wien 1812", sagt er:

„Eine solche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen entschieden stattgefunden. Sollte ich ein Beispiel anführen, das statt vieler gelten kann, so würde ich meinen verewigten Freund Novalis nennen. Nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerst betreten und zur festen Bahn für Andre geebnet hätte, sondern weil seine hinterlassenen Gedanken, Bruchstücke und Dichtungen des guten Samens viel enthalten, und verschwenderisch nach den verschiedensten Richtungen umherstreuen, die doch alle hinführen zu dem einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß.

„In einfacher Würde, mit der schönsten Klarheit hat **Stolberg** die Herrlichkeit seines Glaubens entfaltet.

„Es sind noch manche ehrenwerthe Männer in gleicher Weise als Verkündiger, Zeugen und Kämpfer der Wahrheit aufgetreten, wenn auch nicht jeder eine Geistesfülle besitzt, auf dem Wege der Philosophie wie Hardenberg, oder eine solche Festigkeit und Klarheit des Glaubens auf dem Wege der Religion mit der Gabe der würdevollen Darstellung wie Stolberg."

Die Antwort auf Dr. Raich's Einwendung S. 149: „Schlegel habe schon 1806 die ‚Europa' gedruckt zu sehen gewünscht", folgt hier; allein der ultramontane Katholik wird sie nicht gelten lassen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß im Anfang dieses Jahrhunderts eine ganz andere, nicht so hierarchisch-politische Strömung in der katholischen Kirche Statt hatte, wie später und jetzt; daß damals eine gegenseitige Berührung im tiefsten christlichen Grunde unter den ernsten Christen beider Confessionen möglich war. Männern wie Sailer, Overberg, Fürstenberg, Wessenberg konnte jeder evangelische Christ aufrichtig die Hand reichen; es war damals, nach Aufhebung des Jesuitenordens und in Folge der Josephinischen Gesetzgebung in der katholischen Kirche eine schöne, wahrhaft evangelische Zeit angebrochen. Wären Wessenberg's Reformen, die er anstrebte, allgemein geworden, so hätte sich eine deutsche, nationale Kirche bilden können. Aber durch den beklagenswerthen Mißgriff, daß gerade die nichtkatholischen Mächte die weltliche Macht des Papstes wiederherstellten und bei dem Wiener Congreß diese unglückselige Politik verfolgten, hat die jesuitische Richtung in der katholischen Kirche wieder die Oberhand gewonnen, umsomehr nachdem der Orden selbst 1814 wiederhergestellt ward.

Seitdem ist der Ultramontanismus heraufgewachsen und hat mit großer Klugheit auch im Allereinzelsten und Kleinsten Bausteine zu seinem Werk zusammentragen. So auch Friedrich Schlegel, indem er Novalis als den Vertheidiger der römisch-katholischen Hierarchie, als den poetischen Verkündiger des Marienbienstes proclamirte.

Aber noch einmal sei es wiederholt: die erste Schuld an dieser Täuschung des Publikums trägt Tieck durch seine unkritische Herausgabe der nachgelassenen Schriften des Dichters.

Hier komme ich nochmals auf den Briefwechsel von Novalis mit den Schlegels zurück.

Dr. Raich sagt S. 153: „Die Nachlese habe etwas schüchtern, nicht mit Worten, sondern nur mit Fettdruck insinuirt: Hardenberg habe unter der neuen, dauerhafteren Kirche eine ganz andre Kirche verstanden, als die römisch-katholische."

Sowohl Carlyle, wie Haym sprechen diese Ansicht als die Meinung Hardenbergs aus. Es ist also keine so unbegründete und, wie Raich andeutet, bis dahin ganz unerhörte Ansicht. — Auch soll die Andeutung der Nachlese keine schüchterne sein, sondern die feste Ueberzeugung von der dereinstigen Entwicklung einer solchen neuen und wahrhaft allgemeinen Kirche aussprechen, in der dann alle lebendigen Glieder der verschiedenen Confessionen sich zusammenfinden werden, und zwar wird diese neue Kirche sich aus der evangelischen entwickeln. Diese unsre evangelische Kirche ist eben noch nicht vollendet; mag sie schwach, arm und äußerlich gering erscheinen, gegenüber der glänzenden, kunstvoll gegliederten römischen Kirche, sie hat ein Moment, das vorwärts auf eine ferne Zukunft weist.

Für die siegreiche Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden ist doch jedenfalls das Pfingstfest und die Ausgießung des heiligen Geistes das prophetische Vorbild. Was aber ist dabei das Charakteristische? „Sie verkündigten, je nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen." Und was ergreift die Hörer so erschütternd? „Wir hören sie mit unsrer Zunge die großen Thaten Gottes verkündigen!"

Der oberste Grundsatz der evangelischen Kirche ist die Verkündigung in der Sprache der Hörer. Die Tausende von Bibel-Uebersetzungen in alle möglichen Sprachen und Dialekte geben davon Zeugniß.

Am Schluß der „Europa" hat auch Novalis dafür gesorgt, daß die römisch-katholische Kirche unserm Auge entrückt wird, wenn er sagt: „Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche, ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Ueberirdischen durstigen Seelen in ihren Schooß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.

„Sie muß das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießen. — Keiner wird dann mehr protestiren gegen christlichen oder weltlichen Zwang, denn das Wesen der Kirche wird echte Freiheit sein, und alle nöthigen Reformen werden unter der Leitung derselben (der Freiheit) als friedliche und förmliche Prozeße betrieben werden.

„Wann und wann eher? darnach ist nicht zu fragen. Nur Geduld, sie wird, sie muß kommen, die Zeit des ewigen Friedens."

Unter der Freiheit der Kirche hat Novalis nicht die modernen liberalen und ultramontanen Begriffe von heutzutage gemeint, die kannte man zu der Zeit noch nicht, sondern das Bibelwort hofft er auf Erden zur Wahrheit werden zu sehen. „Ich will mein Gesetz in ihren Sinn und in ihr Herz meine Gebote schreiben."

Fünftes Kapitel.

„Welten bauen genügt nicht dem tiefer langenden Sinn,
Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden Geist."
Novalis.

Wir haben den äußeren Lebensgang von Friedrich von Hardenberg da abgebrochen, wo der Wendepunkt seines Lebens eintrat, bei dem Tode Sophiens. Er machte damals mehrere kleine Reisen, theils allein, theils mit seiner Mutter und Schwester; lebte im väterlichen Hause, bei Freunden, namentlich in Tennstedt, und in Artern und Dürrenberg; so trat nach und nach eine größere Ruhe wieder bei ihm ein. Seine Studien erstreckten sich jetzt vorzugsweise auf Arzneiwissenschaft und Bergwerkskunde. Mit Ersterer hatte er sich seit Sophiens Erkrankung lebhaft beschäftigt. Letztere trat jetzt wieder in den Vordergrund, denn die Wünsche seines Vaters, die Liebe zu seinen Geschwistern, für die er, als ältester Bruder, einst mit zu sorgen sich verpflichtet fühlte, bestimmten ihn, bei dem Bergfach, als seinem Berufe, zu bleiben, und zum Schluß der Vorbereitung auf denselben im Winter 1797—1798 nach

Freiberg zu gehen, um dort unter Werner und Charpentier Geologie und Bergbau wissenschaftlich zu studieren. Der geniale Werner ward sein Lehrer, und Novalis begann wieder mit Lust und Liebe zu arbeiten.

So war das Jahr vergangen, in dem er zu sterben geglaubt hatte. Daß dieser Gedanke, ja die ganze Stimmung eine Art Gemüthskrankheit war, ist schon oben ausgeführt, und das ernste wissenschaftliche Arbeiten war das beste Heilmittel.

Hier in Freiberg lernte er Julie, die jüngste Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, kennen und verlobte sich in den letzten Wochen des Jahres 1798 mit ihr.

Wenn wir Aeußerungen von Novalis über die Ehe und besonders seine Ansicht über das Familienleben zusammenstellen, so kann es uns nicht überraschen, daß er, nachdem sein Gemüth sich wieder hergestellt, an eine zweite Verlobung dachte. So, wenn er sagt: „Nur ein Ehepaar kommt dem Staate gegenüber in Betracht; der einzelne Mensch ist nur als Fragment, insofern als er bestimmt ist, als Paar in der Zukunft aufzutreten, von Interesse.“ „Nur Familien können rechte Gesellschaften bilden.“ „Die Ehe ist für die Politik, was der Hebel für die Maschinenlehre.“ „Der Staat besteht nicht aus einzelnen Menschen, sondern aus Paaren.“ „Die Stände der Ehe sind die Stände des Staats. Mann und Frau.“ Und wenn er schon im Jahre 1793 an seine Mutter schreibt: „Der Sinn für Familienglück, der in mir so kräftig und lebendig ist, wird auf das Schicksal meines Lebens einen wohlthätigen Einfluß haben. Ich hab' ihn von Euch, diesen

Sinn, der jetzt schon in mir oft leidenschaftlich wird. Die Familie ist mir noch näher wie der Staat! Freilich muß ich ein thätiger Bürger sein, um eine Familie an mich knüpfen zu können. Nur durch meine Familie bin ich unmittelbar an mein Vaterland geknüpft. O, ich fühle sie ganz, die Süßigkeit des Berufs, Haupt und Stütze einer Familie zu sein. Es ganz zu sein, erfordert unendliche Talente, Kraft des Geistes, Sinnenkraft, Selbstverleugnung, eine Fülle des Herzens und eine unbeschreibliche Bestimmtheit des Charakters." Es erscheint uns durchsichtig, daß, wenn er überall weiter leben und wirken wollte, nur ein zufriedenes häusliches Leben die erste Bedingung für ihn war.

Er lernte Julie in einem Kreise kennen, der hohen Werth auf geistige Bildung legte. Ihre große Schönheit berührte seine dichterische Phantasie auf angenehme Weise, ihr Antheil an seiner Schwermuth und Trauer that ihm wohl. Auch Herrn von Bergers Wort vom Jahre 1793 traf hier wieder zu: Ein schöner Zug machte ihm die ganze Persönlichkeit sympathisch. Er sagt es selbst: die hingebende Pflege, die sie während einer schweren Krankheit ihrem Vater widmete, erweckte sein Interesse. Auch war bei ihr dasselbe der Fall, was ihm bei den Kühn'schen Schwestern so reizend erschien: sie war im Hause und der Wirthschaft wohl bewandert und sehr tüchtig. Es war bei ihm eine ruhige, leidenschaftslose Neigung, wie es unverkennbar aus dem folgenden Briefe an Juliens Schwager, Reinhard, und aus dem spätern Briefe an einen Ungenannten hervorleuchtet.

Novalis an den Hofprediger Reinhard zu Dresden.

(Er theilt ihm seine Neigung für Julie mit.)

„Aus dem Winter 1799.

„So ernsthaft ich auch seit mehreren Jahren bemüht war, mich des Beifalls rechtlicher Männer werth zu machen, so hat doch die Hoffnung, Julien zu besitzen, meiner Seele einen neuen Schwung gegeben, und ein lebhaftes Streben in mir veranlaßt, diesem vortrefflichen Mädchen einen braven Mann in mir zu verschaffen.

„Meine bürgerliche Thätigkeit, die durch einige höchst schmerzhafte Begebenheiten sehr geschwächt worden war, und sich ganz in eine Thätigkeit verwandelt hatte, die sich auf Dinge einer andren Welt bezog, erwachte von diesem glücklichen Zeitpunkt ab mit neuer Stärke, und ich fühle mich auf das Kräftigste bestimmt, für dies neue Verhältniß alles andre aufzuopfern und seine Erhaltung und Ausbildung zu dem ausschließlichen Zweck meines Lebens zu machen. Ich habe Julien nicht verhehlt, daß unsrer Verbindung noch Schwierigkeiten entgegenstehen, die hauptsächlichsten für jetzt Mangel an Auskommen. Ich habe jetzt Aussicht auf eine definitive Anstellung, und diese Angelegenheit würde viel rascher fortschreiten, könnte ich dem Geheimen Finanzrath Wagner, einem Freunde von mir und Charpentiers, Mittheilungen machen. Das darf jedoch nicht eher geschehen, bis mein Vater um meine Absichten auf Juliens Hand weiß. Aber diese Eröffnung verschiebe ich aus mehreren Gründen gern bis zur Gewißheit meiner Anstellung. Ich erspare meinem ohnedies ängstlichen Vater Sorgen damit

und finde ihn dann, wenn er mich versorgt weiß, in einer Stimmung, die mir die Vorlegung und Genehmigung meines Planes um vieles erleichtert."

Mutter und Geschwister wußten schon längst um die Verlobung; aber die Einwilligung des Vaters erfolgte erst viel später, so daß der erste, so zu sagen officielle Brief Juliens an die Mutter vom 25. Mai 1800 datirt, während der Gedanke der Verbindung schon im Herbst 1798 erwacht war.

Jener Brief an die Mutter ist in einer schönen Handschrift klar und fließend geschrieben und zeigt schon dadurch, daß Julie eine andere Persönlichkeit als Sophie war. Indeß ist es eine schon oft gemachte Wahrnehmung, daß in den meisten Fällen die zweite Liebe, noch mehr die zweite Frau, eine völlig andere als die erste ist, auch dann, wenn nur Neigung, nicht äußere Rücksicht, die Wahl entschieden hat. Liegt es darin, daß bei den wenigsten Männern die Neigungen im ganzen Leben sich wenigstens in großen Zügen gleich bleiben, — oder liegt es in dem unbewußten Streben, die Mängel der ersten Frau auszugleichen? Bei Novalis ist die Wahl eine so verschiedene, daß man sagen kann: zwei so ungleiche Wesen konnte derselbe Mann lieben, denn sie störten sich gegenseitig nicht; was die Eine besaß, davon hatte die Andre keine Spur; hätte man die edlen Eigenschaften Beider in Eins verschmelzen können, so würde ein sehr bedeutendes Ganze aus ihnen geworden sein.

Aber noch ehe die Verlobung geschah, zwang seine schwankende Gesundheit Novalis, im Sommer 1798 nach

Teplitz zu gehen. Im nächstfolgenden Sommer war der Vater mit zweien seiner Töchter ebenfalls in Teplitz. Dort lernten sie die Familie von Rechenberg kennen; der junge Rechenberg bewarb sich um Karoline von Hardenberg's Hand, und am 11. November 1799 wurde die Hochzeit in Schlöben gefeiert.

Ein Brief von Novalis entwirft ein lebendiges Bild von dieser seiner geliebtesten Schwester.

Friedrich von Hardenberg an F. von Rechenberg.

„6. August 1799.

„Ihr Brief, theurer Freund, hat meine Freude über die Begebenheiten in Teplitz zu einem dauernden Besitz meines Lebens gemacht. Unsere flüchtige Bekanntschaft und der nachherige Briefwechsel hatte mir längst warme Achtung für Sie eingeflößt. Letzthin war ich in Jena und besuchte Ihren Freund Kern. Das Gespräch fiel auf Sie und Ihren vieljährigen Kummer. Unwillkürlich stand Ihr Bild vor mir und blitzschnell flog es durch meine Seele: das wär' ein Mann für Karoline. Es war im Augenblick vergessen, und nun denken Sie meine Ueberraschung, als ich nach Hause kam — treff' ich meine Mutter im Thore und sie erzählt mir den Inhalt der angekommenen Teplitzer Briefe. Es ist wirklich seltsam, wie unbegreiflich tief der erste Eindruck oft geschöpft ist, und welche Verbindungen oft unsere Seele zufällig damit macht. Ihr Brief ist ein schöner Beweis, wie glücklich mein Gemüth für meine Schwester wählte. Und daß auch Sie gefunden haben, was Sie suchten, sagt mir die Erinnerung meines Lebens, in

welcher meine Schweſter überall als ein wohlthätiges Weſen hervortritt. Ich bin ihr Vieles ſchuldig. Als Kind ſchon hat ſie mich beſeelt. Ihr freundliches, verſtändiges Weſen hat mich von Jugend an als Muſter umſchwebt, und die wenigſten von meinen Bekannten hielten die Probe einer Vergleichung aus. In den traurigſten und hoffnungvollſten Stunden iſt ſie meine treue Theilnehmerin und Gefährtin geweſen. In Krankheiten hat ſie mich gepflegt und gewartet und manche meiner Thorheiten liebevoll getragen, und oft haben ſie ihr Thränen gekoſtet. Sie erhalten ihr Herz ſo friſch, als es aus den Händen der Natur kommt. Liebe und Religion werden Ihr Haus zur ſichern Freiſtatt in den Stürmen der Welt, zum Aufenthalt des Friedens und der Eintracht machen."

In Friedrichs Tagebuch findet ſich eine Notiz über die Hochzeit dieſer ſo geliebten Schweſter:

„Viele Tage gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen. Nur wenige bleiben als feſte Punkte des Lebens ſtehen. Keiner verdient wohl feſter gehalten zu werden, als der Hochzeitstag. Wir feiern heute einen ſolchen Tag. Die Aelteſte führt auch hier, wie billig, den Reigen. Die meiſten Hochzeitstage werden Tage der trüben Erinnerung, — dieſer wird es nicht ſein. Der Tag ſei uns Allen ein Tag des feſteren Bundes, ein echter Familientag. Der Kranz ſoll ihr bleiben, jetzt ſoll er erſt blühen."

Durch Juſt und durch Carlowitz, den ſpätern Bundestags-Geſandten und ſächſiſchen Cultusminiſter, wurden No-

valis die politiſchen Verhältniſſe nahe gebracht und der Wunſch ausgeſprochen, in die ſächſiſche Ständeverſammlung einzutreten.

Juſt an Novalis.

„Tennſtedt, den 16. November 1798.

„Sie ſind geſund, heiter, rüſtig. Das freut mich herzlich. Sie werden eine Menge Honig eintragen und, ſo fremdartig auch die Gewächſe ſind, an denen ſie ihn einſaugen, ihn dennoch ſo verarbeiten, daß er ein gleichartiges gutes Product werde.

„Von Freiberg aus werden Sie, hoffe ich, mannichmal den Landtag beſuchen, welcher Ihnen in politiſcher und phyſiologiſcher Hinſicht, auch um ſeiner Carricaturen willen, ein angenehmes Schauſpiel bieten wird."

Carlowitz an Novalis.

„Dresden, 20. Januar 1799.

„Es ſind viele Gründe, warum ich nicht geſchrieben, darunter Familienangelegenheiten, die leider jetzt ſchlecht genug ſtehen, zu beſorgen, oder das Räthſel der ſächſiſchen Verfaſſung zu ergründen, die wie der Mantel der chriſtlichen Liebe, alle Dummheiten in ſich faßt, und jetzt das mächtige Banner der Ignoranz, der Brutalität und des Egoismus geworden iſt. Ich ſchicke Dir den Todtenkopf, er gehörte einem cidevant Bedienten meines Bruders, der mitten in Dresden beim Spiel ermordet wurde, und den ſeine Mörder, zur Vermeidung juriſtiſcher Weitläufigkeiten,

aufhingen. Ich kannte den armen Kerl und glaube, daß seine traurigen Reste dem Vizekanzler lehrreicher als Dir sein würden.

„Du glaubst nicht, wie groß die Thorheit und der Unverstand der sächsischen Stände ist. Graf Dottleben hatte eine Schrift in der Tasche, in der er auf Abschaffung der Taufe, des Abendmahls, der Trauung u. s. w. antrug. Er wurde mit Beziehung auf die symbolischen Bücher und die sich darauf gründenden Pacta religionis höflichst ersucht, sie in der Tasche zu behalten. Der Domherr Holleufer, Scholasticus von Merseburg, wünschte die Aufhebung aller Anstalten, wo Schulmänner gebildet werden, weil dergleichen Kerls doch nichts lernten und auch nichts zu wissen brauchten. Herr von Wietersheim bittet um Schiffbarmachung aller Flüsse in Sachsen, damit die Beschwerden über die Magazinfuhren erledigt werden möchten. Graf Honnov will die Wittwen und Waisen der Steuerofficianten verhungern lassen, weil sie sonst dem Staate zur Last fallen könnten! Komm nur auf einen Tag zu mir, ich will Dich in den Rittersaal führen, und Du wirst dort mehr lernen, als Du wissen willst. Neugierig bin ich, welchen Eindruck es auf Dich machen wird, wenn Du die vornehmsten Glieder unsres Landes, mit der Chokoladentasse in der Hand, wie aristokratische Sansculotten sprechen hörst. Wäre Rousseau auf den sächsischen Landtagen erschienen, er hätte gewiß nicht gesagt, daß die Majorität die Minorität nicht bloß an der Zahl, sondern auch an Verstande übertrifft.“

Carlowitz an Novalis.

„Dresden, 10. Februar 1799.

„Dein Bild von den Ständen ist leider sehr wahr, aber der Entschluß, nie auf dem Landtage zu erscheinen, ist nicht patriotisch. Jeder thut für die gute Sache was er kann, und gerade Du würdest viel können. Du bist der einzige mir bekannte Mensch, dem ich zutraue, daß er eine ganze Generation erheben und die verhaßte Stimme des Egoismus, der Dummheit und der Brutalität unterdrücken könnte; Du allein würdest uns von der Verachtung retten, die wir verdienen. Glaube nicht, daß meine Neigung zu Dir, die weder Dankbarkeit allein veranlaßt, noch das Wort Freundschaft in ihrem Umfang ausdrückt, mich zum Uebertriebenen fortreißt. Ich habe mehr Selbstständigkeit als viele von den Andren, und doch fühle ich meine unbedingte Abhängigkeit von Dir: ich weiß gewiß, daß auch dem Schwarm geborener Sclaven Deine Ueberlegenheit fühlbar sein müßte, die sich jetzt von einem Münchhausen, Planitz, Werthern am Narrenseile führen lassen. Sie machen die Mehrheit unter uns aus und würden sich gewiß unter einem würdigeren Chef mit eben der Bereitwilligkeit zum Guten lenken lassen, mit der sie sich jetzt zu kleinlichen, entehrenden Zwecken hingeben. Nur Du könntest die Scheidewand zwischen den Guten und Bösen bei uns vernichten und das Band wieder knüpfen, das man muthwillig zerrissen hat, um uns Alle der allgemeinen Verachtung und vielleicht künftig der Verantwortung bloszustellen. Ich wollte gern Alles darum geben, wenn Du unter uns wärst,

denn der Schmerz, daß auch ich, beim beſten Willen, von der Welt und, bei der heftigſten Widerſetzlichkeit, an meiner Ehre leiden muß, iſt unerträglich. Ich habe ſchon viel Verdruß gehabt, man tadelt mich um meiner eingebildeten Anhänglichkeit an den Hof, eben weil der Sansculottismus unſrer ritterſchaftlichen Despoten nicht meine Sache iſt. Es iſt intereſſant zu bemerken, wie unbedeutend die Gründe ſind, die den elenden Parteizwiſt unter uns veranlaßt haben. Sie liegen in dem Kopfe eines einzelnen Thoren, Münchhauſens! Der Satz: ‚Wer nicht für uns iſt, iſt wider uns‘, gilt allgemein. Jeder Menſch iſt alſo, er ſei ſo dumm wie er wolle, ein kluger, politiſch denkender Menſch. Jeder, der ſein Urtheil nicht von der Hand eines erbärmlichen Menſchen erbetteln will, iſt ein Dummkopf, oder ein Schranz. So ſiehſt Du alſo hier Genies, die ich nicht zum Reitknecht haben möchte, und Creaturen des Hofs, die den Hof nie anders zu ſehen bekommen, als wenn ſie gebeten werden. Ich fühle mich ſehr geehrt, daß man mich unter die letzte Claſſe geſetzt hat. Schulenburg von Kirchſcheidungen, mein Bruder und Deine übrigen Freunde ſind gleicher Meinung. Wir formiren zwar eine Oppoſition und gewinnen jetzt täglich mehr an Anſehen, aber wir können doch nur das Böſe verhindern, ohne deshalb das Gute zu befördern.“

Dieſe Briefe zeigen durchſcheinend, daß in Sachſen die ſtändiſche Inſtitution aus innern Gründen ihrem Ende zueilte; daß aber Hardenberg die Ermahnungen ſeiner Freunde ſo unbeachtet ließ, iſt begreiflich. Es finden ſich von ihm

Aeußerungen über politische Verhältnisse, die wie Lichtblitze beweisen, daß er sich viel mit historischen Problemen und Gedanken trug; so unter andern folgende:

„Der Deutsche ist lange das Hänschen im Hause gewesen! Er dürfte aber wohl bald der Herr aller Herren werden. Es geht ihm wie manchen Kindern, die für dumm gehalten werden, und die dann groß und klug werden, wenn alle ihre früh-klugen Geschwister längst vermodert sind, und sie allein Herr im Hause geworden sind.

„Verdanken die Menschen dem Adel nichts? sind sie reif genug, den Adel zu entbehren?

„Der Staat wird bei uns zu wenig verkündigt. Es sollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt sind die meisten Staatsgenossen auf einem sehr gemeinen, dem Feindlichen sehr nahe kommenden Fuß mit ihm.

„Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegentheil sein. Sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig und nicht absolut schwach, — nicht zum trägsten, sondern zum thätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern vermehrt seine Mühseligkeiten vielmehr in's Unendliche, freilich nicht ohne seine Kraft in's Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfassendsten Thätigkeit."

Es ist natürlich, daß ein Mann in dessen Innern ein solches Bild des Staatslebens sich erzeugt hatte, gar nicht auf den Gedanken einging, in den engen, verkümmerten sächsischen Verfassungs-Verhältnissen eine thätige Rolle zu

übernehmen. Seine ganze Natur strebte nach großen umfassenden Ideen, deshalb gleiten auch Carlowitz' Ermahnungen an ihm ab. Um so bewundrungswürdiger erscheint uns dafür die gewissenhafte Treue in seinem eigentlichen Amt und Beruf; da ist er keineswegs ein Phantast, der flüchtig über alles Reale hinweggeht, sondern ein ernster, genauer Arbeiter.

Im Winter 1799 waren Differenzen bei dem Directorium der Salinen eingetreten. Dasselbe bestand aus dem Director von Hardenberg, den Bergräthen Senf und Heune, und noch aus ein paar Subaltern-Beamten.

Eine von Dresden zur Untersuchung dieser Streitigkeiten nach Weißenfels geschickte Commission entschied zu Gunsten des Directors und vermittelte die Anstellung Friedrich's als Salinen-Assessor und juristischen Beirath.

Aus einem auf diese Verhältnisse bezüglichen Promemoria von Novalis' Hand ziehe ich einige Stellen aus, die ein helles Licht über beide Männer und ihre Differenzen werfen, und namentlich auf das Sein und Wesen des Salinendirectors in seinem öffentlichen Leben und amtlichen Wirken. Zugleich ein vollgültiges Zeugniß, wie trotz aller Verschiedenheit in einzelnen Dingen der Sohn mit ehrfurchtsvoller Liebe zu dem Vater aufschaute.

„Memorandum.

„Trotz aller Verschiedenheit der Charaktere der bisherigen Directorial-Mitglieder ist es bis jetzt in Bezug auf die Geschäfte unerachtet aller Meinungsverschiedenheiten nie zu einer eigentlichen Dissonanz gekommen. Im Gegentheil

ſcheint die Unähnlichkeit des Directors und des Herrn Bergrath Senf, die Vorliebe des Letzteren zu Neuerungen, zu heftigen Maaßregeln des Angriffs und Widerſtandes, ſein Widerwille gegen Rechnungsſubtilitäten und ſtrenge Oeconomie, ſeine allzu große Nachgiebigkeit gegen geſchickte, aber indisciplinirte Subjecte und die beſtändige Oppoſition des Erſtern gegen neue Vorſchläge, ſeine Zögerung und Bedachtſamkeit bei Communicationen, Entſchließungen und Berichten, ſeine ängſtliche Achtſamkeit auf Genauigkeit im Rechnungsweſen und Haushalt, ſeine asketiſche Strenge und Mißtrauen gegen die Subalternen, eine ſehr vortheilhafte Verbindung zu ſein, die durch die gemäßigte Temperatur des Herrn Bergrath Heune dem herrſchaftlichen Intereſſe und dem Einverſtändniß noch günſtiger wird.

„Ich weiß nicht, ob ſich der Herr Bergrath Senf, bei einem unpartheiiſchen Ueberblick ſeiner Verhältniſſe mit dem Director über Mangel an Zutrauen ſelbſt bis in die neueſten Zeiten, mit Grund beklagen darf. Eine unbedingte Nachgiebigkeit kann der Herr Bergrath unmöglich von dem Charakter des Directors und einem männlichen treuen Diener nach ſeinen eignen Grundſätzen verlangen, und eine langſamere Ueberzeugungsfähigkeit und eine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit nicht mit einem abſichtlichen Hinderungsbeſtreben vermengen, welches letztere nach ſo vielfachen Erfahrungen er gar nicht beim Director vermuthen kann.

„Aus eigner Erfahrung kann ich bezeugen, daß ich einen Einfluß von Privat-Mißverſtändniſſen und Differenzen auf die Freiheit des Herrn Bergrath Senf, ſeine Ideen

zu realisiren, insofern sie nicht unbearbeitet und unbewiesen waren, nicht im Stande gewesen bin zu bemerken.

Friedrich von Hardenberg."

An einen der Herrn dieser Commission ist einer der beiden folgenden Briefe gerichtet. Die Namen fehlen bei beiden Entwürfen.

Novalis an einen Ungenannten.

„Ich komme nun zum Schluß Ihres Briefes, der mich zu einer offenen Mittheilung meiner Privatverhältnisse auffordert.

„Ihre freundschaftliche Güte muntert mich auf, Sie mit der Geschichte meiner letzten Jahre bekannt zu machen. Ihr freundschaftliches Interesse an meiner Personalität läßt Sie diesen Beweis meines gänzlichen Zutrauens gewiß gütig aufnehmen, und es würde mich unendlich freuen, wenn Ihr Herz meinen Handlungen beifällig wäre.

„Mein Onkel, der im deutschen Orden ist, hatte von Kind auf mir vorzüglich seine Gnade angedeihen lassen und eine besondere Sorgfalt für meine Erziehung getragen. Mein Vater stand von Jugend auf in der innigsten Verbindung mit diesem, in aller Absicht vortrefflichen Manne. Seine Verhältnisse zu ihm waren aber immer mehr die Verhältnisse eines Sohnes zum Vater, als die eines Bruders zum andern. Meines Onkels Charakter ist unerschütterliche Rechtschaffenheit und die strengste Anhänglichkeit an seine Grundsätze. Sein Verstand hat die Cultur eines alten Weltmannes, aber auch dessen Eingeschränktheit.

Von jeher verzog ihn das Glück, Dürftigkeit fühlte er nie, und mithin lernte er nie die Erträglichkeit der Einschränkung auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse und die Entschädigungen des Herzens und Geistes für tausend Bequemlichkeiten des Weltlebens kennen. In der großen Welt wuchs er auf und lebte unaufhörlich in ihren Kreisen. Ohne Phantasie und gewöhnt, die Bedürfnisse des Herzens aus dem Gesichtspunkte der Klugheit zu beurtheilen und den Ansprüchen des äußeren Ansehens und Glanzes unterzuordnen, verlor er im Laufe seines Lebens den Sinn für ihre Forderungen, und opferte selbst seiner Meinung und seiner Familie seine Neigungen.

„Er gab mir von Jugend auf Gelegenheit, meine Eitelkeit zu befriedigen, und versprach sich von meiner Lebhaftigkeit einen glänzenden Erfolg. Er schmeichelte mir mit den angenehmsten Hoffnungen, eine Rolle in der Welt zu spielen, und gewiß hätte er mich auf einer solchen Laufbahn auf das Wärmste unterstützt.

„So ergeben mein Vater übrigens meinem Oheim war, und so ähnlich in manchen Gesinnungen, so wich er doch in diesem Stück sehr von ihm ab und brachte uns durch Beispiele und Reden eine Verachtung des äußeren Glanzes bei. Er ermahnte uns zum Fleiß, zur Genügsamkeit, und äußerte seine Freude, wenn wir unseren Herzen folgten, ohne Rücksicht auf die Meinung der Welt zu nehmen. Er pries uns das Glück einer stillen, häuslichen Lage und bat uns oft, nie aus Rücksichten des Interesses und der Ambition zu handeln und zu wählen. Mein Oheim hing an den Vorzügen des Standes und der Geburt; mein

Vater lächelte über Beides. Ich ging auf Akademieen, von den eitlen Hoffnungen meines Oheims voll und entzündet von dem Verlangen, die große Welt zu betreten. Eine reiche Parthie, hofft' ich, sollte mir den Weg zu diesem Eldorado bahnen, und ich glaubte ein tiefes Studium der Jurisprudenz nicht eben nöthig zu haben. Zum Glück hatte ich von frühen Zeiten an einen unüberwindlichen Hang zu den schönen Wissenschaften bekommen, und dieser hatte schon manche Collision mit meiner Weltlust gehabt.

„Mein Onkel hatte mir schon oft vergebens das Ridicule eines Schöngeistes gezeigt, und wenn ich auch im Gefühl dieser Lächerlichkeit mich wohl hütete, meine Vorliebe blicken zu lassen, so konnte ich doch im Stillen nicht unterlassen, diese reizenden Beschäftigungen zu verfolgen.

„In Jena kam ich in genaue Bekanntschaft mit ausgezeichneten Gelehrten, und die Liebe zu den Musen gewann, je mehr mich die Mode der damaligen Demokratie abtrünnig von dem alten aristokratischen Glauben machte. Die Philosophie wurde mir interessant, ich war aber viel zu flüchtig, um es weiter als zu einer Geläufigkeit der philosophischen Sprache zu bringen. Ich kam nach Leipzig und gerieth dort in reizende Gesellschaften, die mich wieder zurück zu den ehemaligen Ansichten und Wünschen führten und meine Eitelkeit wieder lebhaft rege machten. Zuerst erwachte dort mein Herz, und eine lebhafte Leidenschaft für ein Mädchen, die Sie wohl kannten, die jetzige Madame Jourdans in Berlin, ließ mich auf einmal einen Mittelweg ergreifen, nämlich den Soldatenstand. Die Vorurtheile der Welt waren mir hier zu dieser Parthie weniger hinderlich

und doch konnte ich ein freies poetiſches Leben führen. Jetzt zerfiel ich mit meinem Onkel zuerſt; meine Geliebte entfernte ſich von mir, nachdem ich ſchon entſcheidende Schritte zur Veränderung meiner Lage gethan, und meine Eltern wandten alle Mittel an, meinen Entſchluß umzuſtimmen. Es gelang ihnen auch, und ich wurde gewiſſermaßen gezwungen, nach Wittenberg zu gehen und zur Jurisprudenz zurückzukehren. Mein Mißgeſchick weckte meine Ambition, und mein Glück führte mir vortreffliche Lehrer zu, ſo daß in fünfviertel Jahren das Verſäumte nachgeholt und ich examinirt war. Dieſem Zeitraume danke ich die Fähigkeit, mit unangenehmen und mühſamen Gegenſtänden mich anhaltend beſchäftigen zu können. Mein Onkel war mittlerweile mit mir ausgeſöhnt, und dachte auf Erneuerung ſeiner alten Projecte. Der Miniſter Hardenberg wollte ſich meiner annehmen, und ich ſah mich endlich dem ehemaligen Ziele, einer Laufbahn in der großen Welt, nahe. Die Zwiſchenzeit bis zu näheren Nachrichten vom Miniſter glaubte mein Vater mir durch Uebung in ſchriftlichen Arbeiten in einem Amte nützlich zu machen, ich kam nach Tennſtedt. Ich war noch nicht lange in Tennſtedt geweſen, als ich die Bekanntſchaft des unvergeßlichen Mädchens machte, der ich meinen Charakter zu verdanken habe. Nun war die Zeit der Thorheiten und Frivolitäten vorüber, und ich ſah mich beim Eintritt in das männliche Leben von der edelſten Geſtalt begrüßt und auf ewig gefeſſelt. So lange ich in Tennſtedt war und den Unterricht meines Freundes Juſt genoß und mit allem Eifer dem Studium der ſächſiſchen Rechte und Verfaſſung oblag, und meine Nebenſtunden alten Lieblings-

ideen und einer mühsamen Untersuchung der Fichte'schen Philosophie widmete, erfuhr mein Vater von meinen Verhältnissen nichts. Jener Plan mit dem Minister wurde indessen aufgegeben. Mein Vater wünschte mich bei sich zu behalten und wollte seinen Verwandten keine Verbindlichkeit schuldig sein. Ich willigte gern ein, weil ich einsah, daß ich den Besitz meiner Geliebten am leichtesten in der Nähe meines Vaters und durch Annahme seines Planes, mich zum Salinisten zu bilden, erlangen würde. Mein Vater war zwar anfänglich nicht mit meiner Verbindung zufrieden, indeß sein Herz nahm keinen Anstoß an ihrer Familie und an ihrem Mangel an Vermögen. Er erkannte meine vortheilhafte Veränderung durch sie und nahm den zärtlichsten Antheil an ihr, als er sie kennen lernte. Sie wurde tödtlich krank. In den letzten Monaten ihres Lebens wurde mein Onkel mit dieser Verbindung bekannt, kündigte mir alle Freundschaft auf, zürnte mit meinem Vater und regte diesen selbst wieder gegen mich auf. Meine Noth war unbeschreiblich, — ein entsetzliches Vierteljahr verging, während mein Onkel in Weißenfels blieb und uns Allen, besonders mir, das Leben verbitterte und die Besuche bei meiner armen Geliebten erschwerte.

„Noch während der Anwesenheit meines Oheims ward sie diesem Leben entrissen, und in kurzer Zeit folgte ihr mein Bruder Erasmus. Der tiefe Schmerz meines Vaters, mein bodenloses Elend, die Thränen meiner Familie und der Gedanke an die Rolle, die er in diesen Tagen gespielt, mochten meinen Onkel tief erschüttert haben. Mein Unwille gegen ihn ist längst erloschen. Jede gehässige Empfindung

verſchwand mit der Blüthe meines Lebens, und jene heilige Aſche wird ewig die Gluth meines Herzens und meine Sehnſucht nach Frieden und Liebe erhalten. Seitdem iſt jedoch mein Onkel gänzlich von mir getrennt. Was nun folgte in meiner äußeren Lage und in Rückſicht meiner Thätigkeit, das wiſſen Sie ſchon; aber noch war Ihnen eine Begebenheit nicht bekannt, die den Sommer meines Lebens erheitert, meiner Thätigkeit eine neue Gewähr ſchafft und meine Grundſätze durch haltbare äußere Verhältniſſe unabänderlich befeſtigt hat.

„Sie können Sich gewiß leicht die Leere meines Herzens vorſtellen, das drei Jahr in der ſüßeſten Verbindung gelebt, und den Widerwillen gegen eine Geſchäftigkeit und Lage, die jenes Verhältniß nothwendig gemacht hatte, und das nun aufgelöſt war. Durch Thielmann's Freundſchaft ward ich mit dem Charpentier'ſchen Hauſe näher bekannt. Ich hatte noch oft Anwandlungen von tiefer Trauer und Aengſtlichkeit, die mir jede herzliche Theilnahme, jede milde ſtille Geſelligkeit unendlich wünſchenswerth machten. Ich glaubte nicht lange mehr zu leben, und ſchloß mich daher an freundliche Menſchen mit doppelter Innigkeit an. Sie kennen Julie Charpentier, und es wird Sie gewiß nicht wundern, daß das ſanfte beſcheidene Weſen dieſes liebenswürdigen Mädchens mich bald in meiner Stimmung anziehen und mir Zutrauen zu ihr einflößen mußte. Sie ward mir nach und nach unentbehrlich, ohne daß ich ahnte, daß ich mit ihr in ſichere Verhältniſſe treten ſollte. Die Krankheit ihres Vaters zeigte mir die glänzende Seite ihres Herzens in vollem Lichte. Die zärtliche Sorgfalt, die vielen

Nachtwachen ſchadeten ihrer eigenen Geſundheit; im Sommer 1798 ward ſie ſelbſt von einem fürchterlichen Uebel, dem Geſichtsſchmerz, befallen. Ich ward nach einem neuen Verluſte, einer alten Freundin, der Erzieherin meiner Sophie, ſelbſt krank und mußte nach Teplitz, und fand ſie nach meiner Zurückkunft in dieſem peinlichen Zuſtande. Jetzt erſt fiel mir der Gedanke, ihr mein Leben zu widmen, lebhaft ein. Ich ſah, daß ohne eine liebende Gehülfin das Leben und jede Theilnahme an weltlichen Angelegenheiten mir eine drückende Laſt ſein und bleiben würde. Juliens ganze Lage ſtellte ſich mir lebhaft vor Augen; ich wußte, daß ich eine treuere, zuverläſſigere und zärtlichere Gefährtin nie finden könnte, fühlte, daß eine beſchränkte, meinen Fleiß aufregendere Lage mir vortheilhaft ſein und kein Mädchen mir dieſelbe leichter ertragen helfen würde; war überzeugt, daß ich ihretwillen keine Aufopferung ſcheuen und ihr vielleicht durch meinen Entſchluß eine unangenehme Zukunft ſparen würde. Alte Verbindlichkeiten glaubte ich durch Uebernahme derſelben Beſchwerniſſe abtragen zu können; ich ſah die ehemaligen Schwierigkeiten, aber auch die veränderten Umſtände; ich verließ mich auf Fleiß und gütige Vorſehung, und bot Julien meine Hand an. Gleich anfänglich war ich willens, meinen Vater zum erſten Vertrauten und Rathgeber zu machen. Ich kannte ſeine mir günſtigen Grundſätze, wußte, daß ihn Offenheit unendlich rührt, und verließ mich auf die gänzliche Entfernung des Onkels von mir, der jetzt wohl nicht mehr den alten Antheil an ſeinem fremd gewordenen Neffen nehmen würde. So wenig mir dieſer Plan gelang, indem mein Vater zu

früh etwas erfuhr und durch Zufälle meine Mutter und Geschwister früher unterrichtet wurden, so freundlich bewies sich mir das Schicksal durch die Erwerbung von Werner's Freundschaft und der Ihrigen.

„So einverstanden nun meine Mutter und Geschwister mit mir sind, und so gütig Juliens Eltern mir den Umgang mit ihr erlaubten, wenn ich gleich keine feierlichen Schritte bei ihnen that, und sie nur durch Julie umständlich mit meinen Hoffnungen und Plänen unterrichtete, so war doch mein Vater besonders ungehalten und unzufrieden mit meinem Schritt und nöthigte mich zu völligem Stillschweigen. Jetzt scheint er seine Gesinnungen geändert zu haben, und ich hoffe bald mich seiner Einwilligung erfreuen zu können. Ich ehre seine Bedenklichkeiten, die allein aus seinem väterlichen Wohlwollen entspringen. Er sieht sich unvermögend, mich beträchtlich zu unterstützen und traut mir nicht zu, mich in die eingeschränkte Lage finden zu können, die in den ersten Jahren mir bevorsteht. Er fürchtet, mich in Verlegenheit gerathen zu sehen, und dies hält ihn zurück. Er hätte völlig Recht, wenn Julie nicht ein Mädchen wäre, die aus Liebe zu mir gern jede Unbequemlichkeit einer beschränkten Lage übernimmt, und wenn ich kostspielige Bedürfnisse hätte. Veränderungen in meiner Familie können meines Vaters Lage vielleicht bald verbessern, und sollte ich ja einige Schulden machen müssen, so setzt mich mein künftiges Vermögen in den Stand, sie leicht wieder zu bezahlen. Ich will nicht besser als viele rechtliche und brave Menschen leben, ich habe mich mit Preisen und Bedürfnissen genau bekannt gemacht, und kann, was

ich Ihnen ganz allein vertraue, meine Nebenstunden zu einträglichen literarischen Arbeiten benutzen. Einst lohnt mir für tausend Mühseligkeiten ein erhebendes Bewußtsein, Juliens Liebe und Dank, und der Beifall meiner trefflichen Freunde. Ich weiß, daß auch mein Freund Werner Julien innig schätzt und sich meiner Wahl herzlich freuen wird."

Aus einem Brief von Novalis an einen Ungenannten.

„Die frohen Erwartungen, die mein unvergeßlicher Lehrer Werner mir von Ihrer Bekanntschaft erregte, sind in vollem Maaße erfüllt. Ich kann Ihnen nun selbst den lebhaftesten Dank für mich und meine ganze Familie sagen, da Ihre Dazwischenkunft meinen Vater wieder von Neuem belebt, ihm eine heitre Zukunft vorbereitet und die Aussichten für die Dauer seiner Gesundheit gewiß erweitert hat. Sie haben selbst gesehen, wie er durch die Dienstangelegenheiten der letzten Zeit niedergedrückt und ermüdet war, und wie ermuthigt sein alter Diensteifer wieder bei der Hoffnung erwachte, in seinem Referenten künftig einen sachverständigen, freundschaftlich gesinnten Mann zu besitzen.

„Meinem Freunde, dem Kreisamtmann Just, habe ich außer meinem Vater beinahe das Meiste zu verdanken. Durch ihn habe ich die erste Bildung zum Staatsdiener erhalten, und durch ihn bin ich zuerst an mein Vaterland gefesselt worden.

„Der Wunsch meines Vaters und die Rücksicht auf ein damaliges sehr glückliches Verhältniß riß mich in meine jetzige Laufbahn, für die mich vorher weder Studium noch Neigung bestimmt hatten. Jenes Verhältniß, welches un-

beschreiblich wohlthätig auf meinen Charakter und meine Thätigkeit gewirkt hatte, hörte plötzlich auf, und ich befand mich in dem ungewissesten Zustande. Eine alte Idee von Unabhängigkeit und Liebe zu einigen Wissenschaften fing nun an herrschend zu werden. Ich bat in jener Ungewißheit meinen Vater um die Erlaubniß, Freiberg besuchen zu dürfen, und ging in der That nicht mit der Absicht auf eine praktische Anstellung dorthin ab. Mancherlei günstige Umstände haben mich dort wieder mit Muth, mit Fleiß für fremde Zwecke und mit Anhänglichkeit an unsere sächsische Verfassung erfüllt, und die Bekanntschaft mit Werner hat eine neue Lebhaftigkeit und Richtung meiner Thätigkeit zur Folge gehabt. Wernern verdanke ich lediglich die Möglichkeit, mit gutem Gewissen mich jetzt zu einer praktischen, technischen Stellung melden zu können. Meinen Eifer glaube ich verbürgen zu dürfen. Mancherlei Pflichten werden ihn nie erkalten lassen und meine Neigungen ihn vermehren helfen. Meine Kenntnisse sind zwar noch unvollständig und roh, indeß glaube ich doch jetzt mehr von der Kunst zu verstehen, Kenntnisse schnell und richtig zu erwerben, zu ordnen und zu gebrauchen. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich mehrere Jahre noch mit meinem Vater leben, ihm helfen und doch auch ohne die mir unmögliche Ressource, eine Heirath nach Gelde, ihm nicht beschwerlich fallen dürfte."

Einen großen Theil des Winters 1799—1800 verlebte Novalis auf der Saline Artern; dort war er ein aufmerksamer, nicht unthätiger Beobachter. Manche Stunde

verweilte er dort in der Saline, anscheinend unbeschäftigt und doch arbeitete sein Geist eben damals an der Möglichkeit einer ausführbaren Verbesserung. Er sammelte unter andern meteorologische Beobachtungen, um die Gradirung der Soole auf eine höhere Stufe zu leiten; ebenso studirte er die Fabrikation des Sonnensalzes technisch, chemisch und kameralistisch. Man darf nicht fragen, was er in diesem Fach schließlich Großes geleistet hat. Ein Vorgesetzter von ihm, der Bergrath Heune, sagte nach seinem Tode gerade in dieser Beziehung von ihm das Wort: „O Sie wissen nicht, was wir an ihm verloren haben!“

Hier folgen einige Briefe über seine geologischen und bergmännischen Studien.

Brief aus Artern von Fritz.

„Ich habe mich diese Zeit über mit dem Erdkohlenwesen bekannt zu machen gesucht. Mein Vater hat mich die Etats auf künftiges Jahr fertigen lassen, und hier werde ich den für die Saline Artern ausarbeiten. Der mir aufgetragene rückständige Bericht über die Erdkohlenlager in diesem Theile von Sachsen erfordert, um ihn so vollständig und gründlich als möglich zu machen, noch viel Zeitaufwand. Es sind noch eine Menge Reisen nöthig, um den geognostischen Theil zu vollenden. Diese Untersuchung hat mich die Unvollständigkeit der bisherigen Beobachtungen der Flötz- und aufgeschwemmten Gebirge recht lebhaft fühlen lassen. Der Geognost, durch Werner's großen systematischen Geist erregt, hat ein mühsames und weitläufiges Geschäft. Die Rücksichten sind so mannigfaltig und der Blick auf's

Ganze ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Der Mangel an richtigen Situationskarten ist ein großes Hinderniß. Scheinbare Unregelmäßigkeiten hemmen die glückliche Entwicklung der geognostischen Geschichte aus großen, einfachen Thatsachen. Ueberall stößt man auf neues, unangebautes Feld und dunkle Stellen. Besonders merklich wird die Unmöglichkeit, ein einzelnes Stück der Erdoberfläche richtig zu bestimmen. Die Urkunden dieser alten Naturgeschichte sind voller Interpolationen und unleserlicher Stellen. Ueberdem fehlen uns höchst wichtige Kapitel aus der Grammatik dieser Sprache der allgemeinen Physik, und selbst Werner's kühn entworfenes Alphabet und Syntax scheint noch große Lücken zu haben. Belohnend sind die Anstrengungen und der Fleiß der Geologen allerdings; jede Reise trägt Früchte, die Ansicht von Karten und Kabinetten vermehrt den Vorrath geognostischer Kenntnisse, und die Größe und Mannigfaltigkeit der Gegenstände regt unsere Wißbegierde und Phantasie mit nicht geringer Kraft an.

„Ich bin Wernern auch für diese Erhöhung meines Lebensgenusses den innigsten Dank schuldig, wenn ich nicht auch jeden Tag Gelegenheit hätte, seinen divinatorischen Blick zu bewundern.

„Wie wichtig würde mir eine Reise in seiner Gesellschaft durch Thüringen sein. Die neueren Formationen hat er noch nicht so reichlich ausgestattet und er würde gewiß hier die herrlichsten Entdeckungen machen. Die Urgebirge haben wohl auf den ersten Blick etwas Anziehenderes. Allein die Flötzgebirge sind dem Geognosten beinahe wichtiger, da hier die Natur mannigfaltiger und deutlicher gearbeitet

hat und sie noch nicht lange aufgestanden ist, ja wohl gar noch bei ihrer Arbeit überrascht werden kann.

„Wie wichtig übrigens neuere chemische und physikalische Entdeckungen der Geognosie werden können, davon habe ich noch einen merkwürdigen Beweis zu finden geglaubt. Einen Beweis, der auf's Neue Werner's divinatorischen Sinn bestätigt. Ich war bei dem Physiker Ritter in Jena, von dem ich Sie schon einmal unterhielt. Er erzählte mir unter anderm von höchst merkwürdigen Versuchen, die der französische Chemiker Guyton über die Verbrennung des Diamants angestellt und in einer eignen Abhandlung beschrieben habe, und glaubte in ihnen Indicationen zu einer neuen Betrachtung der Kieselerde zu finden. Indicationen, die vermuthen ließen, daß die Kieselerde nichts als verbrannter Diamant und also ein Kohlenoxyd sei, wenigstens möchten die Kieselgattungen wohl einen sehr beträchtlichen Antheil Kohlenstoff enthalten. Sollte sich dies bestätigen, so ginge ein neues Licht in der Geognosie auf, eine Menge Phänomene, z. B. der empyreumatische Geruch des Bergkrystalls, die animalische Kohlenerde würden einer Erklärung zugänglich, und die Formationen des Kohlenstoffs, die Entstehung der Steinkohlen und ihre geognostischen Verwandtschaften erschienen von einer neuen Seite. — Werner's hartnäckige Beibehaltung des Diamants unter dem Kieselgeschlecht wäre gerechtfertigt."

Ein andrer Brief über eine Salinenangelegenheit wird hier eingefügt, um die wohlwollende Gesinnung zu zeichnen, die der Dichter fremden, ihm unbekannten Personen ent-

gegenbrachte. Der dritte kurze Brief an einen Ungenannten beweist zur Genüge, wie sehr er sich in seinen letzten Jahren dem realen Leben zugewendet, und der reinen Speculation und dem übermäßigen Hervortreten der Phantasie sich abgewandt hatte.

„Tennstedt, 4. Mai 1800.

„Nachdem ich Endesunterzeichneter, der Aufforderung des Herrn Kreisamtmann Just gemäß, mich vor einigen Tagen in Tennstedt eingefunden hatte, so gab der Herr Kreisamtmann dem Herrn Hauptmann von Witzleben zu Hohenebra Nachricht, daß wir ihn besuchen und sein neu angelegtes Alaunwerk zu besehen wünschten, worauf Letzterer zwar seine Bereitwilligkeit uns zu empfangen bezeugte, aber uns im Voraus von dem schlechten Zustand seines Werks, und daß da jetzt nichts zu sehen sei, benachrichtigte. Wir aber ließen uns nicht abhalten und fuhren am 1. Mai nach Hohenebra. H. v. W. schien sein Gesuch bei einer hohen Behörde für vergessen zu halten und sich anderwärts mit seinen Vorschlägen hinwenden zu wollen: Der Herr Kreisamtmann forderte ihn zu einer nähern Erklärung auf und ich suchte ihn zu einem Gespräch über seine Projecte zu veranlassen, um zu erfahren, inwiefern er durch seine Kenntnisse und Einsichten Gelegenheit gäbe, einen vortheilhaften Schluß auf seine Ideen zu ziehen, oder nicht. Wiewohl er nun anfänglich nicht Lust bezeugte, sich über technische Gegenstände einzulassen, so ward er doch nachgerade offen genug und zeigte allerdings eine ziemlich gründliche Bekanntschaft mit der praktischen Scheidekunst. War er

auch gleich mit der neuern Theorie weniger vertraut, so schienen ihm doch die Grundsätze aller Verwandtschaften und der mancherlei Zweige der technischen Chemie völlig bekannt zu sein.

„Von jeher hatte sich sein Geist mit chemischen Speculationen beschäftigt, indeß mochten seine äußern Umstände nicht dabei gewonnen, jedoch die traurigen Erfahrungen seines ziemlich langen Lebens ihm nichts von seinem Muth und seinen Hoffnungen benommen haben. Er gestand freimüthig das Fehlschlagen mehrerer Projecte, indeß ließ sich vermuthen, daß die Schuld weniger an der Richtigkeit der Ideen als an der mangelhaften Ausführung gelegen hatte, denn zum merkantilischen, technischen und administrativen Fache verrieth er wenig Anlage. Sein erpachtetes Alaunwerk gab hiervon den deutlichsten Beweis. Er war in die Pacht getreten, ohne die Beschaffenheit des völlig ruinirten Werks zu kennen. Die Lage desselben auf einer großen völlig wasserarmen Höhe war schon beschwerlich genug, aber das Alaunschieferflötz selbst war erschöpft und nichts mehr darauf auszurichten. Letzteres ist nur aus seiner Erzählung zu schließen, da der Bau selbst verbrochen und nicht mehr in fahrbarem Zustand war. Mangel an Geld und bergmännischer Einsicht hatte ihm jeden weitern Versuch unmöglich gemacht. Es ist mir wahrscheinlich, daß dieß Flötz nur ein kleines abgesondertes Lager auf dem neuern Gipsgebirge constituirt hatte. Die vorgezeigten Schiefern schienen an einigen nicht verwitterten Stellen sehr der Steinkohle zu ähneln. Sie waren stark mit Vitriol und Alaun beschlagen und hatten 1½ Jahr gelegen. . . . Uebrigens

war er mit der Alaunfabrikation genau bekannt und äußerte recht richtige Ideen. Seine Hauptverbesserung gründet sich auf eine Benutzung der freien Schwefelsäure in der Lauge. Durch einen Zusatz von Thon, doch nicht rohen, unvorbereiteten, glaubt er eine beträchtliche Vermehrung des Alaunausbringens zu bewirken. Außer dieser Idee behauptet er durch eine gewisse Einrichtung des Herdes Zeit und Geld zu sparen, auch der besondern Auflösung des Flusses entübrigt zu sein, die Mutterlauge besser zu benutzen und beim Wachsmachen eine dem Gebrauch des Alauns in Färbereien schädliche zu große Läuterung des Alauns zu verhüten. Auf meine Einwendung gegen die Hauptidee der Benutzung der freien Schwefelsäure, daß dieselbe doch nur da anwendbar sein könne, wo dergleichen Säure in Menge sich in der Lauge befinde, meinte er freilich: daß er sich mit dem fraglichen Alaunwerk erst bekannt machen müsse und zugleich untersuchen, ob er den nöthigen Thon aus Halden von ausgelaugten Schiefern bekommen könne?

„Es dürfte vielleicht nicht unnütz sein, von einigen seiner Ideen Notiz zu nehmen und unter dem Beistand eines erfahrenen Alaunofficianten ihn die nöthigen Probeversuche machen zu lassen.

„So analog und richtig seine Ideen zu sein scheinen, so dürfte er selbst sich am wenigsten zur Ausführung passen. Indeß sollte es mich freuen, wenn einiger Vortheil herauskäme und er mit einer Gratification begnadigt würde, die die letzten Tage seines mühevollen und getäuschten Lebens erleichterte und seine dürftigen Umstände verbesserte, welches ihm sehr zu gönnen wäre, da er das Ansehen eines guten,

ehrlichen Mannes besitzt und unter den ungünstigsten Umständen Muth und Vertrauen zu seiner Wissenschaft behalten, und leider auf seine alten Tage, bei dem bittersten Rückblick auf lange, mißlungene Anstrengungen und Bemühungen, die kummervollste Aussicht auf den Rest seines Lebens vor sich hat.

Friedrich von Hardenberg."

Novalis an . . . . . .

„Im Februar 1800.

„Die Philosophie ruht jetzt bei mir im Bücherschrank. Ich bin froh, daß ich durch diese Spitzberge der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten, erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh. Sie gehört zu den Lehrjahren der Bildung. Uebung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren vergessen, über das Spiel mit den Buchstaben die bezeichneten Größen. Man kann die Philosophie hochschätzen, ohne sie zur Hausverwalterin zu haben und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie allein keinen Menschen machen."

Am 4. März 1800 starb Allen unerwartet, der Oheim-Comthur zu Lucklum. Kurz vorher schrieb er an seinen Bruder: „Ich habe einen heftigen Anfall von Fieber und Beängstigungen gehabt; es war ein starkes memento mori!" Auf diesen Brief war der Bruder zu ihm geeilt, und fand

ihn wieder so wohl und frisch, daß er seiner Frau hocherfreut schrieb: „Mein lieber Alter ist wieder so wohl, daß ich ihn morgen ohne Sorgen verlassen und nach Haus kommen kann!“ Kaum aber war der Bruder abgereist, so trat abermals eine solche Beängstigung ein, die mit einem Lungenschlage endigte und dem Leben des alten Herrn ein schnelles Ende machte.

Hardenberg wurde tief von dem Tode seines Lieblingsbruders erschüttert. Friedrich schrieb an Carl: „Jetzt müssen wir Alle dem Vater unsre Liebe doppelt zeigen, nach dem großen Verlust, den er erlitten.“ Die älteste Tochter, Frau von Rechenberg, war zum ersten Male guter Hoffnung, die unerwartete Todesnachricht ergriff sie so schmerzlich, daß eine zu frühzeitige Niederkunft sie selbst in Lebensgefahr brachte. Seitdem kränkelte sie viel. Bei Friedrich und Sidonie zeigte sich jetzt oft Husten, der immer von leichten Fieberanfällen begleitet erschien; noch aber achtete Niemand dieser drohenden Zeichen.

Ueber Novalis' Haupte schien im Gegentheil ein günstiger Stern zu stehen und ein langjähriger Wunsch sich seiner Erfüllung zu nahen. Im Sommer 1800 eröffnete sich ihm Aussicht auf eine Amtshauptmannsstelle in Thüringen. Ward diese seine Hoffnung realisirt, so trat er in einen bedeutenden Wirkungskreis; die verschiedenartigen Funktionen eines Amtshauptmanns boten seinem vielseitig gebildeten Geiste die Gelegenheit zu einer sehr nützlichen Thätigkeit; dabei blieb seine Verbindung mit der Saline unverändert, und doch schmiedeten diese Geschäfte alle ihn nicht in so enge Fesseln, daß er seinen geliebten Wissen-

ſchaften und Muſen hätte entſagen müſſen. Und vor allen Dingen: er hätte ſich dann ein eigenes Haus gegründet, in das er Julie als Frau einführen konnte, um mit ihr ein häusliches Glück zu genießen, nach dem ſein Herz ſo ſehnlich verlangte.

Novalis eilte nach Dresden, ſeine Sache zu betreiben; er reichte ſeine Probeſchrift ein, ſie ward mit Beifall aufgenommen, er wurde zu der Stelle deſignirt und bereitete ſich freudig auf den Eintritt in dieſelbe und auf ſeine Hochzeit vor.

Ehe wir weiter gehen, ſei es uns vergönnt, aus dieſer Zeit von einem Augenzeugen zu hören, welchen Eindruck Novalis auf ihn gemacht hat. Es iſt der bekannte Geologe Profeſſor Steffens, der uns von ihm erzählt. Auch die Anſchauung eines andren berühmten Zeitgenoſſen über ihn und ſeine Lieder ſoll dann folgen.

„In Jena lernte ich auch Novalis kennen. Ich hatte viel von ihm ſprechen hören. Es war kaum ein Menſch, nach deſſen perſönlicher Bekanntſchaft ich mich wärmer ſehnte. Ich traf ihn zuerſt bei Friedrich Schlegel. Sein Aeußeres erinnerte dem erſten Eindrucke nach an jene frommen Chriſten, die ſich auf eine ſchlichte Weiſe darſtellen. Sein Anzug ſelbſt ſchien dieſen erſten Eindruck zu unterſtützen, denn dieſer war höchſt einfach und ließ keine Vermuthung ſeiner adligen Herkunft aufkommen. Er war lang und ſchlank, und eine hektiſche Conſtitution ſprach ſich nur zu deutlich aus. Sein Geſicht ſchwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironiſch lächelnd, für gewöhnlich ernſt, zeigten die größte Milde und

Freundlichkeit. Aber vor Allem lag in seinen tiefen Augen eine ätherische Glut. Er war ganz Dichter. Das ganze Dasein löste sich für ihn in eine tiefe Mythe auf. Gestalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die sinnliche Wirklichkeit blickte aus der mystischen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler, bald klarer hervor. Man kann ihn nicht einen Mystiker im gewöhnlichen Sinne nennen, denn diese suchten hinter der Sinnlichkeit, in welcher sie sich gefangen fühlten, ein tieferes Geheimniß, in welchem ihre Freiheit und geistige Wirklichkeit verborgen liegt. Ihm war diese geheime Stätte die ursprüngliche klare Heimath; von dieser aus blickte er in die sinnliche Welt und ihre Verhältnisse hinein. Die ursprüngliche Mythe, die zu seinem Wesen gehörte, schloß ihm selbst das Verständniß der Philosophie, aller Wissenschaften, der Künste und der bedeutendsten geistigen Persönlichkeiten auf. Daher war die wunderbare Anmuth seiner Sprache, die Melodie seines Styls nichts Erlerntes, sondern ihm eben das Natürlichste. Daher bewegte er sich mit gleicher Leichtigkeit in der Wissenschaft wie in der Poesie, und die tiefsten, ja schönsten Gedanken konnten ihre Verwandtschaft mit dem Mährchen eben so wenig verleugnen, wie das bunteste, scheinbar willkürlichste Mährchen seine, wenn auch verborgene spekulative Absichtlichkeit.

„Die ‚Lehrlinge von Saïs' und ‚Heinrich von Ofterdingen' mußten einen tiefen Eindruck hervorbringen und schienen, seinem ätherischen Geiste ähnlich, das Geheimniß, welches die Philosophie durch strenge Methode zu enthüllen sucht, ursprünglich zu besitzen. Daher durfte er sich über

alle Gegenstände zwanglos äußern, und wenn er selbst behauptete, der Philosoph sollte zwar eine Methode besitzen, aber erst dann lehren, wenn er sie beherrschte und aus ihr heraus nicht durch sie darzustellen vermöchte, — so spricht er sein eigenes Wesen in der That am klarsten und deutlichsten aus.

„Novalis konnte besonders in größeren Gesellschaften oder in Gegenwart von Fremden lange stillschweigend in Nachdenken versunken dasitzen. Ein zartes Gefühl schien ihm die Gegenwart verschlossener und innerlich entfremdeter Naturen zu verrathen; nur wo ihm verwandte Geister entgegenkamen, gab er sich ganz hin. Dann sprach er gern und ausführlich und erschien im höchsten Grade lehrhaft.

„Ich sah ihn in Jena nur wenige Tage, in Freiberg, wo er seine Braut, die Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, besuchte, nur einige Wochen, dann, schon bedenklich erkrankt, in Dresden. Ich verließ ihn mit der bestimmten Ahnung, ihn nie wiederzusehen. Wenige Menschen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen so tiefen Eindruck. Wie ich ihm gerne zuhörte, so nahm auch er einen freundlichen Antheil an den Ansichten und Ideen, die mich bewegten. Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm verlebte, begleitete den Gesang meines Lebens wie eine accompagnirende Musik, oft wie ein wundersames Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefsten Innern ruhte, und was ich kaum auszusprechen wagte, mir laut und geistig reicher wiedergab.

„Ich habe später Menschen kennen gelernt, die ganz von ihm beherrscht wurden, Männer, die sich durchaus

einem praktiſchen Leben weihten, empiriſche Naturforſcher aller Art, die das geiſtige Geheimniß des Daſeins hoch hielten und den verborgenen Schatz in ſeinen Schriften aufgehoben glaubten. Wie wunderſame, vielverſprechende Orakelſprüche klangen ihnen die dichteriſch-religiöſen Gedanken von Novalis, und ſie fanden in ſeinen Aeußerungen eine Stärkung, faſt wie der fromme Chriſt in der Bibel.

„In der That war Novalis im tiefſten Sinne Chriſt und religiös. Es iſt bekannt, daß Lieder von ihm herrühren, die zu den herrlichſten gehören, welche die chriſtliche Kirche kennt.

„Mir war in religiöſer Rückſicht Novalis wichtig wie Keiner. Der tiefe Ernſt des Glaubens, wie er meine Kindheit durchdrang, fing an ſich zu regen und immer mächtiger alle geiſtige Unterſuchung zu tragen, als den ſchon gegebenen feſten Grund des zu Begründenden.“

*) „Welche tiefe Sympathie Schleiermacher namentlich für die geiſtlichen Lieder von Novalis gehabt hat, das läßt ſich an Thatſachen ermeſſen, die wohl weniger bekannt ſind und an welche wir mit einigen Worten zu erinnern wünſchen. Es ſind dieſe Thatſachen theils ſolche, die von jedem Kundigen leicht conſtatirt werden können, theils ſolche, die uns durch verbürgte mündliche Mittheilungen zugegangen ſind.

„Schleiermacher hatte nicht die Gewohnheit, in ſeinen

---

*) Von gütiger befreundeter Hand iſt dieſe intereſſante Notiz über Schleiermacher für dieſe „Nachleſe“ uns mitgetheilt.

Predigten Liederverse anzuführen. In den zahlreichen homiletischen Gaben, die uns von ihm überkommen sind, finden sich höchstens mitunter, und auch das nur äußerst selten, einzelne Erinnerungen an Wendungen von Liederdichtern, wie wenn er in seiner berühmten Predigt über die Gefahr des Reichthums die Worte Paul Gerhard's: ‚Eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüther' angeführt hat. Ganze Strophen zu citiren, hat er beharrlich und ohne Zweifel principiell vermieden. Während die Mehrzahl der neueren Prediger sich derselben gern als Darstellungsmittel bedienen und bekennen, ihrer als solcher nicht entbehren zu können, hat Schleiermacher — ganz wie Reinhard, wenngleich aus andren Motiven als dieser — seine Predigten ganz rein von solchen Citaten gehalten. Eine Ausnahme hat er einmal von dieser Regel gemacht, doch auch nur diese Eine. Am zweiten Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1831 hat er über die Worte des Herrn gepredigt: ‚Den Frieden lass' ich euch, meinen Frieden geb' ich euch', und den Satz ausgeführt, daß jedes einzelne Gemüth in dem Frieden Jesu eine Fülle der göttlichen Weisheit erkenne. Es ist dies wahrscheinlich eine der herrlichsten, tiefsinnigsten Predigten, die dieser große Theologe jemals gehalten hat; jedenfalls ragt sie durch eine Innigkeit der Empfindung, durch eine Höhe der Anschauung hervor, die dem Gipfel, falls sie denselben nicht erreichen, wenigstens nahe kommen. Sie findet sich in dem dritten Band der nachgelassenen Schriften, S. 1 ff. Nun denn, diese Predigt, welche in den Worten culminirt: ‚Ohne diese Fülle von Lebenskraft und Freude, die uns das Dasein des Erlösers giebt, möchte ich nicht

leben', — dieſe Predigt hat Schleiermacher mit der Strophe von Novalis geſchloſſen:

,Wenn Alle untreu werden
Erhalte mich Dir treu, —
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei.
Einſt ſchauen Alle wieder
Voll Glauben himmelwärts
Und ſinken liebend nieder
Und fallen Dir an's Herz.'

„Noch leben Etliche, welche dieſe Predigt gehört haben. Dieſe werden es bezeugen, wie der Prediger unter ſtrömenden Thränen, mit von tiefſter Erregung bebender Stimme, die Strophe recitirte; ſie werden es bezeugen, welch ein mächtiger Eindruck davon ausgegangen iſt über die dicht gedrängte Verſammlung in der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. Und manche unter dieſen Zeugen rechnen das Erlebniß zu ihren ſchönſten und theuerſten Erinnerungen.

„Bekanntlich war Schleiermacher ein Mitglied der Commiſſion, welche das neue, im Jahr 1829 erſchienene Berliner Geſangbuch zu redigiren hatte. Die Anſichten und Grundſätze gingen vielfach auseinander. Es fehlte nicht an Stimmen, welche die neuern Lieder lieber ausgeſchloſſen hätten. Da war es namentlich Schleiermacher, der ſeine Autorität für die Lieder von Novalis gewichtig in die Wagſchale fallen ließ, und ſo ſind denn mehrere derſelben in der That in dies Geſangbuch aufgenommen worden. — Die Herausgeber derjenigen Predigten, die Schleiermacher in den letzten drei Jahren ſeines Lebens (von 1831 bis

1834) gehalten hat, haben jedesmal auch die Lieder verzeichnet, die derſelbe vor und nach der Predigt hat ſingen laſſen. Und da ſind es auffallend häufig gerade Lieder von Novalis, durch welche er ſeine Gemeinde auf ſeine Predigt hat vorbereiten, und durch die er den Eindruck derſelben hat ſichern wollen."

Sechſtes Kapitel.

„Iſt es nicht genug, zu wiſſen, daß wir in dieſem Leben einen Flug zu beginnen fähig ſind, den der Tod, ſtatt ihn zu unterbrechen, vielmehr beſchleunigt, da deſſen Fortſetzung einzig und allein von der unwandelbaren Richtung unſeres freien Willens abhängt?“

Novalis.

Wir haben im vorigen Kapitel geſehen, wie Novalis dicht am Ziele ſtand, ſeine lang gehegten Wünſche endlich Erfüllung zu finden ſchienen. Er war in Dresden geblieben, um dort ſeine Anſtellung als Amtshauptmann des thüringiſchen Kreiſes zu betreiben. Alles ging nach Wunſche; ſchon war ſein Patent ausgefertigt, und er gedachte wenige Tage ſpäter nach ſeinem neuen Wirkungskreiſe abzureiſen. Da überfiel ihn plötzlich ein heftiger Bluthuſten, er wurde ernſtlich krank, ſo daß er vor der Hand in Dresden bleiben mußte. Es vergingen mehrere Wochen, dann trat eine ſcheinbare Beſſerung ein.

Aus dieſer Zeit ſind keine Briefe mehr von ihm vorhanden, nur einzelne Stellen ſeines Tagebuches können wir hier einfügen:

„Was ist eine ängstliche Stunde, eine peinvolle Nacht, ein trüber Monat gegen die lange glückliche Ewigkeit?“

„Nur Glauben, Herr, und Zuversicht,
So fürcht' ich für mich und die Geliebte nicht.“

„Alles, was wir Zufall nennen, ist von Gott. Mußte nicht Christus seine Mutter auch unendlich leiden sehen? O! er weiß, wie Einem zu Muthe ist, wenn man seine Geliebten leiden sieht, weil wir leiden.“

„Wem es einmal klar geworden, daß die Welt Gottes Reich ist, wen einmal diese große Ueberzeugung mit unendlicher Fülle durchdrang, der geht getrost des Lebens dunklen Pfad und sieht mit tiefer, göttlicher Ruhe in die Stürme und Gefahren desselben hinein.“

„Alle Aengstlichkeit kommt vom Teufel, der Muth und die Freudigkeit ist von Gott.“

„Wenn nur körperliche Unruhe nicht immer Seelenunruhe würde. Auf den Körper läßt sich nicht immer wirken, aber in der Seele sollte man sich die Herrschaft mit Gottes Hülfe zu erwerben suchen.“

„Ist die Seele ruhig, so wird auch der Körper bald beruhigt sein.“

„Was nicht gleich helfen will, hilft nachgerade. Nur nicht den Muth und den Glauben verloren.“

„Heißt das Chriſtenthum, ſo kleinmüthig zu ſein?“

„Unwahrheit iſt noch in einem tieferen Sinne ſchlimm, denn ſie bildet zuletzt eine ganz falſche Welt um uns her. Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwicklungen. Unwahrheit iſt die Quelle alles Böſen, alles Uebels. Eine Unwahrheit gebiert unzählige. Eine abſolut geſetzte Unwahrheit iſt ſo unendlich ſchwer auszurotten.“

September.

„Wenn man ſich nur immer recht lebhaft ſagen könnte, daß die Angſt meiſt körperlich iſt.“

„Muth ſtärkt! Des Herrn Wille geſchehe, nicht der meinige. Geduld und Ergebung in Gottes Willen ſind die beſten Hülfsmittel. Auch dieſe Läuterung ſoll ich empfangen! Gott weiß die Zeit der Krankheit, denn jegliche Krankheit hat ihre Zeit. Es iſt nichts ſchwerer, als mit ſich ſelbſt Geduld zu haben — ſeine eigene Schwachheit zu tragen.“

8. October.

„Der Unruhe und Angſt zu widerſtehen, dazu gehört die höchſte Geduld. Es iſt aber auch das beſte Hülfsmittel dagegen.“

9. October.

„Jeder trübe Gedanke iſt ein irdiſcher vorübergehender Gedanke der Angſt!“

16. October.

„Jetzt vor der Hand habe ich auf zwei Fälle zu denken, auf den Fall, daß ich heirathe oder nicht heirathe: ad 1 ergiebt ſich Alles von ſelbſt; ad 2 muß ich mich mit Lektüre verſehen. Wird es ſchlimmer, ſo verreiſe ich nach Leipzig, Bamberg oder Jena. Wenn ich nicht heirathe, will ich nach Reichenhall und Tyrol.“

Dieſer Ungewißheit machte ein ſchwerer, völlig unerwarteter Schlag, der die Familie traf, ein Ende. Am 28. October 1800 verunglückte der fünfte Sohn Hardenberg's, ein Knabe von 14 Jahren, in der Saale bei Weißenfels. Friedrich, dem man die Nachricht unvorſichtig mittheilte, wurde ſo davon erſchüttert, daß ihn ein heftiger Blutſturz überfiel. Mehrere Tage ſchwebte er zwiſchen Leben und Tod. Die Eltern eilten zu ihm nach Dresden. Mühſam in's Leben zurückgebracht, war von da ab ſein Zuſtand hoffnungslos. Seine Brüder Karl und Anton blieben bei ihm und pflegten ihn mit Treue und Zärtlichkeit. Anfangs Januar kam der Vater abermals nach Dresden; ſeine Briefe erzählen den Verlauf.

Hardenberg an ſeine Frau.

„Dresden, 14. Januar 1801.

„Geſtern um 3 Uhr Nachmittags kam ich hier an. Meine Kinder waren mir entgegengefahren. Karl ſtieg

gleich in meinen Wagen. Von ihm erfuhr ich über Fritz' Gesundheit, und als ich zu ihm kam, fand ich es auch so. Das Fieber war gestern Abend kaum zu spüren, die Beängstigungen kommen nicht alle Tage, und das Aussehen hat sich seit unserer Abreise Ende November nicht sehr verändert. Allein der Husten und der kurze Athem sind schlimm, so daß ihm das Sprechen schwer wird. Dies ist die genaue Wahrheit, die ich Dir schreiben kann. Er fährt täglich vier Stunden spazieren und braucht Kalkwasser und Eselsmilch. Seine beiden Doctoren sind krank und die Wohnung ist nicht besonders. Ich habe sehr darauf angetragen, nach Weißenfels zu gehen. Wenn das ist, so bringe ich Dir Julien gleich mit."

„Dresden, 15. Januar.

„Ich bin gestern mit Karl beim Doctor gewesen und der hat seinen Consens zu der Reise mit Fritz gegeben. Er giebt wenig Hoffnung, aber doch noch einige, aus einem Falle, den er auf gleiche Weise behandelt hat. Gott mache es, wie es ihm und uns heilsam ist, und mache seine Seele stille! Last von ihm, die läßt sich tragen, selbstgemachte trägt sich schwer. Mit Fritz haben wir noch nicht gesprochen, aber daß Julie mit uns geht, weiß ich. Nun kommt es darauf an, ob ihr Vater Ja sagt!"

„18. Januar.

„Erst heute kann ich Dir melden, daß es nun ausgemacht ist, daß wir übermorgen von hier abgehen. Heute Mittag kam Charpentier; wir aßen mit ihm zusammen bei

Reinhard, da gab er seine Einwilligung zu Juliens Mitreise, worauf denn auch gleich der Entschluß fertig war, Dienstag zu reisen. Von Hubertsburg werde ich wohl mit Julie voranreisen und einen Tag früher zu Dir kommen."

„Meißen, 20. Januar.

„Ich melde Dir heute nur mit der eben abfahrenden Post, daß mein Fritz, ungemein wohl, unsere heutige Reise zurückgelegt hat. Gebe doch der gnädige Gott, daß es ferner so gut gehen möge. Ich freue mich herzlich, Dir eine so gute Nachricht geben zu können!"

Am 24. Januar kehrte also der zweite sterbende Sohn in's Vaterhaus zurück. Jetzt aber kannten die armen Eltern die Krankheit, über deren Verlauf sie bei Erasmus eine wohlthätige Unkenntniß getäuscht hatte; jetzt sahen sie mit klarem Auge den Todesengel nahen. Es war ein trüber Winter, wie damals vor Erasmus' Tode; aber Eins war anders und besser: es war kein innerer Kampf, kein Streit vorhanden.

Der Kranke selbst, voll tiefen Friedens, hoffte mit voller Zuversicht auf seine baldige Genesung. Der Vater trug seinen Kummer still und hielt dadurch Mutter und Geschwister aufrecht; aber wie tief mochte er leiden, da er nicht wußte, wie nahe ihm der Sohn in seinen christlichen Anschauungen stand. Er mußte jetzt alles dies auf sich beruhen lassen, denn jede Aufregung konnte

dem Kranken ſchaden. Es ging ihnen gegenſeitig, wie es oft Naheſtehenden geſchieht, daß ſie wunde Punkte nicht mehr zu berühren wagen, wenn auch ſchon längſt die innerliche Heilung eingetreten iſt und ein offenes, vertrauendes Wort Freude und hohes Glück hervorrufen könnte, aber das eine Wort bleibt unausgeſprochen.

Die bangen Wintertage waren langſam vorübergegangen. Im Februar 1801 ſchreibt Novalis in einem letzten Briefe an ſeinen Freund Juſt: „Die Milchkur ſcheint mir gut zu bekommen. Mein Vater holte mich von Dresden ab. Ich bedurfte der Ruhe und Julie auch, die mit hierher reiſte und bei mir bleibt. Ich habe in Dresden viel lehrreiche Erfahrungen gemacht. Mit dem Schreiben geht's noch ſchlecht; aber leſen, denken und Theil nehmen kann ich wieder etwas. Die Religion iſt der große Lichtpunkt in uns, der ſelten getrübt wird; ohne ſie wäre ich unglücklich!"

Im Frühjahr fing er wieder an zu arbeiten, auch in ſeinen Berufsgeſchäften; er las viel in der Bibel, auch in Lavater's Schriften, und geſchichtliche Studien beſchäftigten ihn lebhaft.

Er litt wenig Schmerzen, nur Beängſtigungen kamen über ihn.

Am 24. März arbeitete Novalis noch längere Zeit. Als Friedrich Schlegel ihn beſuchte, freute er ſich herzlich,

sprach mit ihm über seine Arbeiten und äußerte: „Vieles habe ich jetzt erst im rechten Lichte gesehen, und wenn ich wieder gesund bin, dann will ich erst recht schaffen!“

Gott hatte es anders beschlossen. Am 25. März erwachte Novalis ruhig, aber sehr erschöpft. Er ließ sich ein Buch geben und las eine kurze Zeit. Sein Bruder Karl und Schlegel waren gegen Mittag bei ihm, er bat den Ersteren, ihm auf dem Clavier vorzuspielen, was er sehr liebte.

Der Bruder erfüllte seine Bitte, und bei diesen Klängen schlummerte der Kranke sanft in ein besseres Leben hinüber, ohne allen Kampf und Schmerz.

Er war noch nicht voll 29 Jahr alt, als er starb, beweint und betrauert von seiner Familie und seinen Freunden, wie es nur Wenigen zu Theil wird.

Seine irdische Hülle ruht auf dem Kirchhofe zu Weißenfels, wo man ihm im Jahre 1872 ein Denkmal errichtete.

Er selbst aber hat sich in den Herzen der Menschen ein Denkmal gegründet durch seine geistlichen Lieder. Viele haben sich an ihnen erfreut, ohne zu wissen, wo sie entsprungen sind. Sein eigener Vater sang kurze Zeit nach Novalis' Tode in der Gemeinde zu Herrnhut das Lied:

„Was wär' ich ohne Dich gewesen?
Ach, ohne Dich, was würd' ich sein?“

Er fragt beim Hinausgehen aus der Kirche, wer denn der Dichter dieſes wunderſchönen Liedes ſei; tief ergriffen vernimmt er die Antwort: „Ihr Sohn!“ Und in dieſem Augenblicke ward es ihm klar, daß der Chriſtus, der ſeines Herzens Krone und Stern ſeit ſeiner Jugend geweſen, auch ſeines Sohnes Heiland und Befreier war, wenn er ihn gleich auf anderem Wege wie er geſucht und gefunden hatte.

Die Mutter aber kannte die Lieder und die Dichtergabe des Sohnes, die er vor dem, wie er meinte, ſtrengen Auge des Vaters verbarg; davon ſpricht ein Wort derſelben nach dem Tode ihres fünften Kindes, ein Brief an ihren Sohn Anton, aus dem Jahr 1801 im Spätherbſt:

„Hier ſchicke ich Dir, mein herzlich geliebter Sohn, das letzte und theure liebe Vermächtniß meines innigſt geliebten Fritz, der himmliſchen Troſt in meine tiefen, bittern Wunden goß. Dieſe beiden Lieder enthalten die innerſte Geſinnung meines Herzens und ſind ganz aus meiner Seele gedichtet; möchte es Dir nur einen ruhigen Augenblick machen, mehr kann ich jetzt nicht ſagen, mein Herz blutet zu ſehr.

„‚Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer
Und bittre, ſchwere Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer,
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

„‚Wer in das Bild vergang'ner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein ſüßes Weh hinunter zieht;

„‚Es iſt als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

„‚Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm;
Er ſchweift umher, allein und irre
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

„‚Ich fall' ihm weinend in die Arme!
Auch mir war einſt wie Dir zu Muth,
Doch ich genaß von meinem Harme
Und weiß jetzt, wo man ewig ruht.

„‚Dich muß wie mich ein Weſen tröſten
Das innig liebte, litt und ſtarb;
Das ſelbſt für die, die ihm am Wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

„‚Er ſtarb, und dennoch alle Tage
Vernimmſt Du ſeine Lieb' und ihn
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

„‚Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In Dein erſtorbenes Gebein,
Und wenn Du ihm Dein Herz gegeben
So iſt auch ſeines ewig Dein.

„‚Was Du verlorſt, hat Er gefunden;
Du triffſt bei ihm, was Du geliebt,
Und ewig bleibt mit Dir verbunden,
Was ſeine Hand Dir wieder giebt.‘

„‚Unter tauſend frohen Stunden
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur Eine mir getreu;
Eine, wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſei.

„‚Meine Welt war mir zerbrochen
Wie von einem Wurm geſtochen,
Welkte Herz und Blüthe mir.
Meines Leben ganze Habe
Jeder Wunſch lag mir im Grabe
Und zur Qual war ich noch hier.

„‚Als ich ſo im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte
Und nur blieb vor Angſt und Wahn,
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein gehoben
Und mein Inn'res aufgethan.

„‚Wen ich ſah, und wen an Seiner
Hand erblickte, frage Keiner
Ewig werd' ich dies nur ſehn;
Und von allen Lebensſtunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen ſtehn.'

„Deine Dich ewig liebende, vor Dich betende, arme Mutter

Auguſte von Hardenberg."

Es ist Novalis nicht bestimmt gewesen, in ernster Arbeit als Mann in dem Werke zu stehen, das der Jüngling begeistert verkündigte: „hinauszugehen auf allen Wegen und die Irrenden hereinzuholen"; mit dem unmittelbaren Wort hat er nur zu Wenigen sprechen können, aber im Geiste ruft er heute noch Allen denen, die hören wollen, zu:

„Ich sag' es Jedem, daß Er lebt
Und auferstanden ist!"

53641788

FRIEDRICH VON HARDENBERG

Friedrich von Hardenberg

(genannt Novalis).

(no author)

Eine Nachlese

aus den Quellen des Familienarchivs

herausgegeben
von einem

Mitglied der Familie.

Zweite Auflage.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1883.

3057

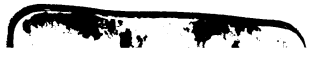
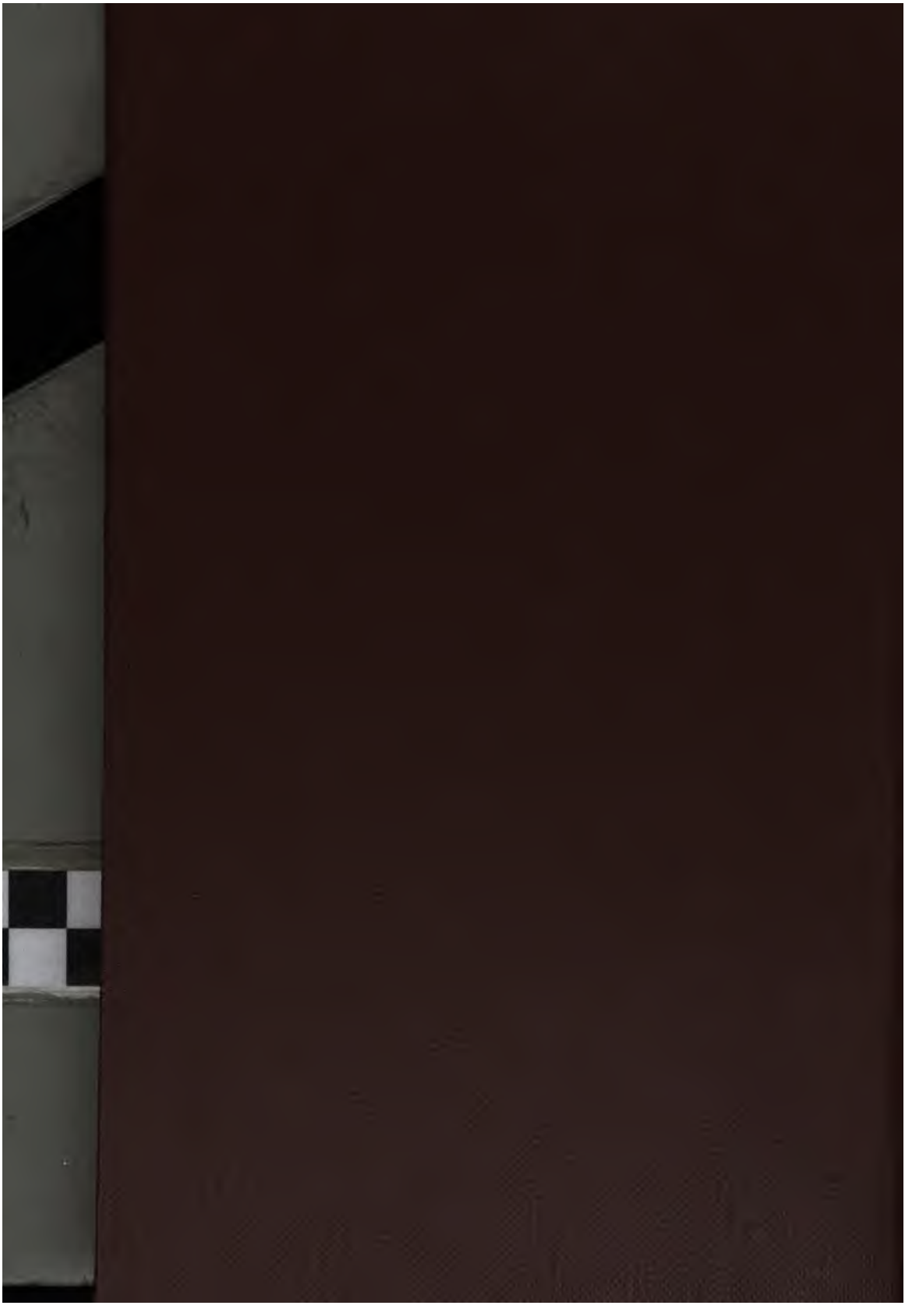
Bibliothek

von

AUGUST SAUER

*

No.....

I 7000/152

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.